<366164859100l7

<366164859100l7

Bayer. Staatsbibliothek

Deutscher Novellen Schatz

herausgegeben von

P. Heyse und H. Kurz.

IV. Serie. 5. Band.

Inhalt:

Das erfüllte Versprechen. Von Jacob Frey.
Zwei Nächte. Von F. W. Hackländer.
Streit in der Liebe und Liebe im Streit. Von Ottilie Wildermuth.
Der Säugling. Von Heinrich Horner.

München.
Rud. Oldenbourg

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

München. **PROSPECTUS.** R. Oldenbourg.

Novellenschatz

des

Auslandes.

Herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz.

Preis eines Bandes (von ca. 20 Bogen) **15 Ngr.** oder **54 kr.**
Jeder Band wird einzeln verkauft.

Inhalt des I. Bandes.

Colomba. Von **Prosper Mérimée.** Aus dem Französischen von Ludwig Schneegans. — Faust. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer.

Inhalt des II. Bandes.

Eine abenteuerliche Nacht. Von **Anton Giulio Barrili.** Aus dem Italienischen von Johannes Kugler. — Das Schönpflästerchen. Von **Alfred de Musset.** Aus dem Französischen von Ludwig Schneegans. — Schweigen im Leben, im Sterben vergeben. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spanischen von Ludwig Laistner. — Ein Schuß. Von **Alexander Puschkin.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer. — Das Heimchen am Herde. Von **Charles Dickens.** Aus dem Englischen von ***

Inhalt des III. Bandes.

Wolfert Webber oder goldene Träume. Von **Washington Irving.** Aus dem Englischen von Auguste Scheibe. — Utballa. Von **Helena Hahn.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer. — Der Teufelssumpf. Von **Georges Sand.** Aus dem Französischen von Ludwig Schneegans.

Inhalt des IV. Bandes.

Advocat Loubet. Von **Henriette-Etienne-Fanny Arnaud.** (Mad. Charles Reybaud.) Aus dem Französischen von Leonard Hamm. — Pique Dame. Von **Alexander Puschkin.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer. — Die Tauben des heiligen Marcus. Von **Francesco dall' Ongaro.** Aus dem Italienischen von Pauline Schanz. — Das Klappenhorn. Von **Pedro A. de Alarcon.** Aus dem Spanischen von Ludwig Laistner. — Deadly Dash. Von **Ouida.** Aus dem Englischen von Auguste Scheibe.

Inhalt des V. Bandes.

Das Regiments-Album. Von **Edmond About.** Aus dem Französischen von Wilhelm Ludwig Hertz. — Servil und Liberal oder drei Taubenherzen. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spanischen von Ludwig Laistner. — Tante Francisca. Von **Carl Bernhard.** Aus dem Dänischen von Fr. von Liliencron. — Die blauäugige Jungfrau. Erzählung eines englischen Küstenwächters. Aus dem Englischen von Auguste Scheibe.

Inhalt des VI. Bandes.

Das Fräulein von Malpeire. Von **Henriette-Etienne-Fanny Arnaud.** (Mad. Charles Reybaud.) Aus dem Französischen v. Leonard Hamm. — Erste Liebe. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer.

Inhalt des VII. Bandes.

Die Montenegrinerin. Von **Francesco dall' Ongaro.** Aus dem Italienischen von B. J. — Vierklee. Von **C. A. Wetterbergh.** Aus dem Schwedischen v. L. Passarge. — Capitän Paz. (**La fausse maitresse.**) Von **H. de Balzac.** Aus dem Französischen von Auguste Scheibe. — Standhaft und treu. Aus dem Polnischen des Joseph Korzeniowski.

Inhalt des VIII. Bandes.

Die Blutrache. Von **Honoré de Balzac.** Aus dem Französischen von Ludwig Schneegans. — Eine Abendscene. Von **Christian Winther.** Aus dem Dänischen übersetzt von Adolf Strodtmann. — Der Vetter vom Lande. Von **J. J. Cremer.** Aus dem Niederländischen von Adolf Glaser. — Die Gattin des Gefallenen. Von **M. Jókai.** Aus dem Ungarischen von *** — Die kleinen Schuhe. Von **Hégésippe Moreau.**

Inhalt des IX. Bandes.

Samuel Titmarsh und der große Hoggarty-Diamant. Von **W. M. Thackeray.** Aus dem Englischen von Auguste Scheibe. — Julia von Trécoeur. Von **Octave Feuillet.** — Aus dem Französischen von Amélie Godin.

Inhalt des X. Bandes.

Synnöve Solbakken. Von **Björnstjerne Björnson.** Aus dem Norwegischen von L. Passarge. — Marie. Von **Steen Steensen Blicher.** Aus dem Dänischen von F. v. Liliencron. — Theobald. Von Madame **Charles Reybaud.** Aus dem Französischen von Max Kalbeck. — Das Alibi. Von **Carlo Mascheroni.** Aus dem Italienischen von Marie Helene.

Inhalt des XI. Bandes.

Die beiden Aerzte. Von **Louis Ulbach.** Aus dem Französischen von F. C. — Karla. Von **Bozena Němec (Nemcová).** Aus dem Böhmischen von F. v. Helfert. — Maßer. Von **M. Goldschmidt.** Aus dem Dänischen von F. v. Liliencron. — Emilie. Von **Gérard de Nerval.** Aus dem Französischen von Auguste Scheibe.

Inhalt des XII. Bandes.

Kunde von Wasser und Land. Von **Bret Harte.** Aus dem Englischen von Amélie Godin. — Der Mord in der Rue Morgue. Von **Edgar Allan Poe.** Aus dem Englischen von Auguste Scheibe. — Franciscus Columna. Von **Charles Nodier.** Aus dem Französischen von Clara Wulsten. — Die Unterhaltung wider Willen. Von **Moritz Jókai.** Aus dem Ungarischen von Sigmund Bródy. — Eine gefährliche Unschuld. Von **Louis Ulbach.** Aus dem Französischen von R. B. — Zwei Striche. Von **Carit Etlar.** Aus dem Dänischen von **

Inhalt des XIII. Bandes.

Eheglück. Von **Leo Tolstoy.** Aus dem Russischen von Claire v. Glümer. — San Francesco a Ripa. Von **Henry Beyhle.** Aus dem Französ. von Isolde Kurz. — Das Glück von Roaring Camp. Von **Bret Harte.** Aus dem Engl. von Auguste Scheibe. — Lokis. Von **Prosper Mérimée.** Aus dem Französischen von Auguste Scheibe.

R. Oldenbourg, Verlagsbuchhandlung.

Deutscher Novellenschatz.

Vierte Serie.

Fünfter Band.

(Der ganzen Reihe dreiundzwanzigster Band.)

Deutscher

Novellenschatz

herausgegeben

von

Paul Heyse.

Vierte Serie.

Fünfter Band.

(Der ganzen Reihe dreiundzwanzigster Band.)

München.

Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

BIBLIOTECA
REGIA

Inhalt.

	Seite
Das erfüllte Verfprechen. Von Jacob Frey . . .	1
Zwei Nächte. Von F. W. Hackländer	109
Streit in der Liebe und Liebe im Streit. Von Ottilie Wildermuth	176
Der Säugling. Von Heinrich Horner	211

Das erfüllte Versprechen.

Von Jacob Frey.

Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimath von Jacob Frey. 2 Bände. Aarau. H. R. Sauerländer. 1869.

Jacob Frey wurde am 13. Mai 1824 in dem aargauischen Dorfe Gontenschwyl geboren, besuchte das Aarauer Gymnasium und widmete sich auf den Universitäten von München, Zürich und Tübingen von 1845 an historisch-philologischen Studien, wobei jedoch die Ereignisse, die damals die Schweiz erschütterten, vielfach störend auf seinen Studiengang einwirkten. So nahm er u. A. im Jahre 1847 als Freiwilliger am Sonderbundskriege Theil. Als dann die neue schweizerische Bundesverfassung, die aus diesen Kämpfen hervorging, das Zustandekommen einer eidgenössischen Hochschule zu versprechen schien, ging Frey in der Absicht, sich für eine akademische Laufbahn vorzubereiten, zum zweiten Mal nach Tübingen, übernahm dann aber 1850 die Redaction des in Aarau erscheinenden „Schweizerboten", den Heinrich Zschokke gegründet und über dreißig Jahre lang selbst geleitet hatte. Nicht lange darauf in die gesetzgebende Behörde seines Heimathcantons gewählt, zog er sich jedoch bald wieder von jeder amtlichen Stellung zurück, übernahm 1856 die Redaction der Berner Zeitung, später die Leitung eines belletristischen Unternehmens in Basel und lebt seit einigen Jahren in der Nähe von Aarau, mit wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten beschäftigt.

Es erschienen von ihm: Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder. Leipzig. J. J. Weber. 1858. 2 Bände. — Die Waise von Golligen. Erzählung aus den Tagen des Untergangs der alten Eidgenossenschaft. Basel. Krusi. 1862. — Schweizerbilder. Aarau. Sauerländer. 1869. Außerdem eine Menge Erzählungen, in schweizerischen Zeitschriften zerstreut.

Neben Jeremias Gotthelf hat Jacob Frey's feineres und weicheres Talent bisher nur in seiner Schweizer Heimath die verdiente Beachtung zu finden vermocht. Auch ist nicht zu

läugnen, daß hie und da ein gewisses conventionelles Schönheitsgefühl die Frische und Unmittelbarkeit seiner Dorfgeschichten beeinträchtigt. Ich habe deßhalb ein historisches Lebensbild gewählt, in welchem sich alle Vorzüge Frey's am erfreulichsten entfalten: klares Durchbilden des Thema's, Betonen des Hauptmotivs in echt novellistischer Schärfe und ein sicherer Tact in der Lösung des sittlichen Problems. Nach dieser Seite ist die vorliegende Erzählung wahrhaft mustergültig. Niemand wird sich dem erschütternden Eindruck der tragischen Gerechtigkeit entziehen, die hier, im Einklang mit dem Gewissen des Helden, in überraschender Weise geübt wird, während wiederum die Mischung von Kühnheit und Selbstsucht in der Schuld des Unglücklichen seiner Gestalt unser volles Interesse sichert. Auch die Darstellung, die in der ersten Hälfte hie und da an Ueberschwänglichkeiten leidet, erhebt sich mehr und mehr zu charakteristischer Einfachheit und dichterischer Gewalt.

I.

An einem Frühlingsmittage des Jahres 1749 machte sich unter einem Theil der regelmäßigen Morgenbesucher des Bärengrabens in Bern, der zu jener Zeit am Ausgange der Schauplatzgasse lag und sich damals noch einer größeren Anzahl ständiger Stammgäste zu erfreuen hatte, als heut zu Tage, eine ungewöhnliche Bewegung bemerklich. Während sonst die ehrbaren Burger gravitätisch in Schlafrock und Pantoffeln dahergewandelt kamen, um behaglich über das Grabengeländer gelehnt sich durch den Anblick des vielgeliebten Wappenthieres auf das Tagewerk vorzubereiten, gingen sie jetzt, wie in unruhiger Erwartung getrieben, hin und wieder, jeden neuen Ankömmling schon von Weitem gleichsam mit Blick und Miene ausfragend. Drunten begannen die Mutzen ihre hochbewunderten Künste, um sich die gewohnten Morgenbrödchen ihrer Verehrer zu verdienen; die Alten producirten Bittemännchen und Drehtänze, die Jungen schlugen so drollige Purzelbäume, wie sie

nur der hoffnungsvollsten Bärenjugend gelingen können; aber das wollte Alles nicht hinreichen, die Aufmerksamkeit der am Geländer Auf- und Niedergehenden diesmal anzuziehen und festzuhalten. Im Gegentheil wendeten sich die Blicke der eifrig mit einander Sprechenden unablässig nach dem Erdgeschosse des nächsten Eckhauses hinüber, obwohl dort durchaus nichts Besonderes zu erschauen war, wenn man nicht etwa das schwarze Schild über der Thüre, das in weißer Schrift verkündete, daß hier der ehrsame Meister Hänni seine Perrücken- und Haarkräuslerkunst betreibe, als Merkwürdigkeit gelten lassen wollte. In jener Blütezeit der männlichen Perrücken und kunstvoll geflochtenen und gekämmten Damenfrisuren war das nun freilich kein so unbeachtenswerther Gegenstand; doch war er heute, was er seit Jahren gewesen, und männiglich bekannt, daß Meister Hänni der geschickteste, aber auch der theuerste und deßhalb nur von der Noblesse frequentirte Haarkünstler der alten Zähringerstadt sei. In allem dem konnte also auch gar kein Grund zu dem ungewöhnlichen Verhalten der Bärengrabengäste vorhanden sein.

Dagegen lag dieser in einer Mittheilung, die der Thorwart am Aarberger Thurme den Gevattern und Basen seiner Nachbarschaft gemacht, und was dann im Fernern mit derselben zusammenhing. Am vorgestrigen Abend nämlich kam, so lautete der Bericht, ein junger, fremder Herr durch das Thor geritten, von so durchaus vornehmem Aussehen, daß der Thorwart sich gar

nicht getraute, ihn um seinen Paß, um woher und wohin zu befragen. Das muß wenigstens der Abgesandte einer fürstlichen Hoheit sein, hatte er gedacht, wenn es nicht eine solche erlauchte Person selbst ist, die sich das Vergnügen macht, allein zu reisen, oder deren Gefolge erst nachkommen wird. Aber als der Fremde schon vorbeigeritten, hatte er seinen Schimmel wieder umgelenkt und den Thorwart nach einer Herberge gefragt. Dieser nannte ehrerbietigst die goldene Sonne und den Distelzwang als die Gasthäuser, in denen vornehme Reisende abzusteigen pflegten. Der Fremde jedoch erwiderte, er begehre vor Allem nach der Zunftherberge, in der sich die Haarkräusler und Perrückenmacher zum Abendtrunke einfänden. Aha, dachte der Thorwart, die gewünschte Herberge nennend und einen bedeutungsvollen Blick auf die braunen Haare des Fremden werfend, die sich in üppiger Fülle unter dem kleinen Hute hervorrollten, hab's auf den ersten Blick getroffen; meine Augen sind nicht umsonst seit dreißig Jahren im Dienste gewesen. Der will incognito bleiben und sich seine Haare färben lassen oder so was, bevor er sich in Gesellschaft zeigt. Na, wollen sehen, ob es ihm gelingen wird. Bin auch kein Dummkopf, ich.

Und um dem Selbstgefühle, das durch die letzten Worte leuchtete, alsbald die richtige Geltung zu verschaffen, trat der Thorwart an das nächste Haus und ließ seine Finger pochend auf ein kleines Fenster fallen. Schwerenoth, Gevatter, rief er, sein Gesicht hart an die

Scheiben drückend, einem Manne zu, der drinnen in der Stube mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tische saß und emsig die Nadel handhabte, habt Ihr den vornehmen Fremden nicht bemerkt, der eben vorbeigeritten ist?

Wer ist's . . . was giebt's? fragte der Andere, rasch von seinem Sitze herabspringend und das Fenster öffnend; ah . . . oh, nein, die verdammte Arbeit sitzt mir am Halse, daß ich kaum aufblicken darf. Den auf dem Schimmel meint Ihr?

Pscht . . . nicht zu laut! machte der Thorwart mit geheimnißvoller Geberde; doch wenn ich Euch rathen darf, so werft Zwirn und Nadel bei Seit' und geht zum kleinen Anker hinunter; dort wird er absteigen. Wär' mein Junge nicht fort, ich würd' selbst hingehen.

Ah so, so . . . rief der ehrsame Meister leise, indem er eilfertig mit beiden Armen in den Rock fuhr und Hut und Stock zusammensuchte, etwas Verdächtiges, etwas für die Speckkammer, meint Ihr, Gevatter Heinz?

Nichts nutz, sagte der Thorwart mit pfiffiger und zugleich überlegener Miene, fehlgeschossen, Nachbar, weit fehlgeschossen; doch marschirt nur gleich ab, trinkt einen Schoppen beim Anker und haltet die Augen offen. Ihr wißt, ein solcher Gang hat Euch schon manchmal mehr eingetragen, als Nadel und Scheere die ganze Woche lang, Meister Bölzlein.

Der dienstfertige Schneider vergeudete keine Zeit mehr mit Fragen; traute er sich doch zum mindesten

eine ebenso feine Spürnase zu, als er sie seinem Gevatter zugestehen mochte, und so langte er denn auch richtig schon vor dem Anker an, als der Fremde eben vom Pferde stieg. Er saß auch bereits in der Gaststube hinter seinem Glase, als dieser eintrat und sich ebenfalls eine Kanne Wein bestellte. Ihr habt da ein sauberes Pferd, gnädiger Herr, sagte der Wirth zu dem Reisenden; doch scheint es etwas ermüdet zu sein.

Es ist ein braves Thier, ja, erwiderte der Fremde, dem bei den Worten des Wirthes ein feines Lächeln über das Antlitz flog, es hat eben auch einen weiten Weg gemacht.

Hundert Kronen werth unter Brüdern, denk' ich.

Der Fremde trommelte eine Weile mit den Fingern auf die Fensterscheiben; dann wendete er sich wieder gegen den Wirth und sagte mit vornehmer Nachlässigkeit: Ich habe das Thier nicht mehr nothwendig für die nächste Zeit; ist's Euch anständig, so könnt Ihr's haben um den genannten Preis, obwohl er zu niedrig ist.

Ist's Euer Ernst, gnädiger Herr?

Versteht sich, mein voller Ernst, Herr Wirth.

Gut . . . ich nehm' es, sagte dieser rasch mit übelverhehlter Freude; in einer Viertelstunde sollt Ihr das Geld haben, Junker.

Damit braucht Ihr Euch gar nicht zu eilen . . . gedenk' ich doch die Nacht in Eurer Herberge zuzubringen. Wollt Ihr mir vor der Hand ein Gemach anweisen lassen, Herr Wirth?

Als dieser von dem dienstfertigen Geleite, das er dem Fremden nach dem besten Gemache des ganzen Hauses gegeben, in die Gaststube zurückkehrte, schritt er einige Male mit raschen Schritten auf und nieder, sich vergnügt die Hände reibend, und nahm dann eine schwere Zinnkanne von dem braunen Büffet herab. He, Meister Bölzlein, schmunzelte er, das blanke Geschirr auf den Tisch stellend, heut trinkt Ihr ein Glas mit mir . . . heut vermag ich's.

Ihr habt einen guten Handel gemacht . . . he? Ah!

Hundert Kronen Profit so gut als einen Rappen, mein' ich, und wenn ich das Pferd noch diesen Abend wieder verkaufe.

Hundert Kronen, schrie Meister Bölzlein, indem er alle Finger seiner beiden Hände aus einander spreizte, als wollte er sie in einem Haufen Geldes versenken, hundert Kronen! Alle Wetter, das sind viele Füchse in einer Falle. Wenn das der Fremde vermuthen könnt'!

Vermuthen? machte der Wirth mit einer fast geringschätzigen Miene; vermuthen sagt Ihr? . . . Glaubt Ihr denn, ein solcher Herr, wie der droben, kenne den Werth eines Pferdes nicht besser, als Ihr ein Nadelöhr? Aber was scheeren sich diese deutschländischen Grafen und Fürsten um lumpige hundert Kronen, wenn sie gerade eine Laune haben. Ich wette darauf, es hat den gnädigen Herrn nur geärgert, daß das Thier einige Ermüdung zeigte . . . das hatt' ich weg, ehe er vom Sattel gestiegen war.

Ah . . . drum habt Ihr ihn gleich frisch an diesem Punkte angebohrt.

Na . . . trinkt eins, Meister Bölzlein; für was wäre man Wirth zum kleinen Anker, wüßte man nicht, wo solche Praktiken sich brauchen ließen. Wißt Ihr doch auch, wo die Schneiderhölle liegt . . . he? Ha, ha!

Der Schneider leerte sein Glas und lachte mit dem pfiffigsten Gesichte, das er aufzutreiben vermochte, zur Gesellschaft mit; wie alle klugen Leute wollte er nicht den Schein auf sich fallen lassen, als ob er sich nicht so gut wie Andere auf seinen eigenen Vortheil verstände. Dann aber sagte er weiter: Und Ihr haltet den Herrn wirklich für einen deutschländischen Grafen oder Fürsten und dergleichen?

Und Ihr zweifelt daran? erwiderte der Wirth, indem sich wieder ein Zug der Geringschätzung um seinen Mund legte; aber habt Ihr denn keine Augen im Kopfe? Oder habt Ihr an unsern gnädigen Herren schon solche Manieren gesehen? Solche, solche . . . ja, wie soll's unsereins ausdrücken! Nein! die bringen's ihr Lebenlang nicht zu Stande, sie mögen stolzieren und sich spreizen, wie sie wollen.

Aber er hat auch nicht einen einzigen Goldring am Finger, entgegnete Bölzlein, während er sein Auge auf ein kleines Reifchen sinken ließ, das einen seiner eigenen Finger umspannte; ich hab' genau Achtung gegeben, sobald er den Handschuh zog.

So, und Ihr meint, solche Herren brauchen der-

artigen Plunder auf allen Straßen herumzutragen, besonders wenn sie auch einmal für sich allein sein wollen? . . . Wie war's denn mit dem französischen Marquis, der vor einem Jahre fast zwei Monate lang in meinem Hause logirte . . . he? Uebrigens haltet davon, was Ihr wollt, Bölzlein, das ist Eure Sache; aber ich denk', wenn der Fremde nur auf einem Ziegenbock eingeritten und dafür beim Distelzwang drüben abgestiegen wäre, so ließet Ihr ihn schon ohne Widerrede für einen Kaiserprinzen gelten.

Obgleich nun dieser Ausfall weder sehr zart noch rücksichtsvoll war, so hatte doch Meister Bölzlein schon der Weinkanne wegen, die auf dem Tische stand, Grundes genug, um jeder unliebsamen Meinungsverschiedenheit mit dem Ankerwirth auszuweichen. Daneben war er auch sonst noch froh über die Entdeckung und ließ seine ohnehin nicht sehr ernst gemeinten Zweifel um so lieber fallen, als er nun seinem Gevatter Thorwart in der Verbreitung einer großen, geheimnißvollen Neuigkeit zuvorzukommen gedachte. — Der Ankerwirth dagegen legte sein Gesicht in ebenso ernste als geheimnißvolle Falten, als schon nach kaum einer Stunde ein Trüppchen sonst selten bei ihm gesehener Gäste nach dem andern die Gaststube zu füllen begann. Bis zur Feierabendstunde hatte das große Geheimniß die Runde gemacht, und am folgenden Morgen blieb nur noch die Räthselfrage zu lösen, was wohl den fremden Prinzen auf so seltsame Weise nach einer löblichen Stadt Bern

geführt haben möge. Daß da Gewichtiges verborgen lag, bezeugte schon der Umstand, daß er dem Ankerwirthe ein Pferd, das unter Brüdern seine tausend Kronen gelte, geschenkt habe, nur damit dieser, der dem Fremden durch Zufall auf die wahre Spur gekommen, weder seinen Rang noch Namen verrathe.

Im Verlaufe des Tages nahm die Sache jedoch eine Wendung, die nun erst das Bedenklichste erreichte und die kühnsten Vermuthungen in die Schranken rufen mußte. Bisher war es wohl öfters vorgekommen, daß sich hohe Personen aus diesem oder jenem Grunde vorübergehend unter angenommenem Namen in der Stadt aufgehalten; aber es kam wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Kunde hergeflogen, der fremde Prinz sei bei dem Meister Hänni am Bärengraben als angeblicher Geselle eingetreten — natürlich weil er, wie recht und billig, in die Verschwiegenheit des Ankerwirthes trotz des kostbaren Pferdegeschenkes kein Vertrauen gesetzt habe. Aber was nun da herauskommen werde, das möge der Himmel wissen! — So, meint ihr, erwiderten jedoch die Pfiffigen auf diesen Ausruf rathloser Neugier; werden denn beim Meister Hänni nicht alle Rathsherrnzöpfe der Stadt geflochten und dabei alle Geheimnisse und Affairen eines löblichen Standesregimentes verhandelt? Denkt ihr, ein fremder Prinz werde bei einem geheimen Aufenthalte in unserem Lande andere Absichten haben, als solche Dinge zu erfahren, ganz abgesehen davon, daß er in seiner ange-

nommenen Rolle nun auch wohl noch in die Gemächer der vornehmen Frauen einschleichen kann? . . . Ja, Der hat eine feine Nase; aber bedenklich ist's in einer Zeit, wo der Kriegsteufel an allen Enden spuken will und es selbst in unsern eigenen Mauern nicht mehr sauber aussieht. Wir werden noch etwas erleben können! —

Das nun waren die Vorgänge, welche die Gemüther der Frühbesucher des Bärengrabens an jenem Morgen in so ungewöhnliche Aufregung versetzten und ihre Blicke mit gespannter Neugier an Thür und Fenster des ehrsamen Meisters Hänni bannten. Aber alles Schauen und Spähen blieb vergeblich, von dem geheimnißvollen Gesellen war nichts zu entdecken, und die unbefriedigte Augenlust wußte sich auf keine andere Weise zu entschädigen, als daß die verschiedenen Gerüchte und Vermuthungen über den Unbekannten nun immer eifriger und lauter zur Sprache kamen.

Diesem bunten Gerede hatte schon seit einiger Zeit ein alter, aber rüstig und stattlich aussehender Herr zugehört, der an einem Theile des Grabengeländers auf- und niederschritt, ohne sich in die Unterhaltung der ehrsamen Burger einzumischen. Manchmal jedoch, wenn er auf seinem gemessenen Gange der Gruppe näher kam und die weit ausfliegenden [Vermuthungen und Pfiffigkeiten hörte, murmelte er etwas unter dem weißen Schnurrbarte hervor, das wie „alberne Tröpfe" oder „dummes Pack" und dergleichen klang. Allmählich jedoch wurden seine Schritte unmerklich langsamer, und

seine scharfen Blicke begannen selbst bisweilen nach den Fenstern des Meisters Hänni hinüberzuschweifen; der ansteckende Reiz der Neugier und des Geheimnisses fing auch bei ihm an, sich geltend zu machen, wenn gleich seine Gedanken, wie sich's für eine Standesperson der Republik gebührte, andere Wege einschlugen, als diejenigen des Packes der niedern Burger. Was Prinz! brummte er in einem fast knurrenden Tone in sich hinein; sauberer Prinz das . . . kann mir's vorstellen. Aber warum sollt's nicht einer der revolutzenden Taugenichtse sein, die sich aus allen Winkeln herbeischleichen wollen? Kann sein, kann sein . . . aufpassen! Rappelt's ja schon lange genug bei unsern Strudelköpfen. Können nachsehen einmal . . . wird nichts schaden. Damit zog der Graubart eine mit blitzenden Steinen besetzte Uhr aus der Tasche der Atlasweste, jedoch nur, um sie sofort wieder mit einem halb verdrießlichen Gesichte in ihr Versteck zurückzuschieben. Ist noch nicht Zeit, kaum halb acht vorbei, fuhr er in seiner brummigen Weise fort, doch kann ihn auch einmal zu Haus flechten lassen, den Zopf, und drüben den Befehl geben, er soll den Burschen selbst zur Jule schicken . . . wird noch besser sein. Mit diesem Entschlusse verließ der Alte den Bärengraben und schritt gemessenen Ganges der Thüre Meister Hänni's zu.

Dieser hatte sich eben zum Frühstücke niedergesetzt, fuhr aber augenblicklich wie ein aufgescheuchtes Reh empor, als sein Kunde eintrat. Um Vergebung, gnä-

diger Herr Oberst, sagte er ihm entgegentretend und zugleich seiner Frau zuwinkend, die Tassen wegzuräumen: ist's denn schon an der Zeit, oder geht meine Uhr falsch?

Nichts da, bleib' Er sitzen, Meister Hänni, erwiderte der Oberst mit einer Stimme, deren Schall an den Wänden hinzitterte, als müsse er einen Ausgang ins Freie suchen; kaum halb acht vorbei . . . kann aber nicht kommen zur Stunde . . . Geschäfte zu Haus.

Und Euer Gnaden befehlen?

Er schickt ja seinen Gesellen gegen Mittag zu meiner Tochter . . . was? . . . Gut, der soll etwas früher kommen, als gewöhnlich, und dann auch bei mir klopfen.

Es ist ein neu eingetretener; François, der Schlingel, ist mir davon gelaufen; bitte deßhalb auch das gnädige Fräulein um Nachsicht.

Ein neuer? Schöne Geschichten, schrie der Oberst; schick' Er ihn her, Meister, Punkt zehn Uhr zehn Minuten . . . verstanden? . . . Werd' das Fräulein avertiren.

Der Meister machte seinen Bückling, während der alte Soldat seinen langen Rohrstock auf den Boden stieß, als müsse er ein Siegel auf seinen Befehl drücken, und dann wieder abmarschirte.

Als der Oberst seine Wohnung erreicht, stieg er über die breite Steintreppe einem Gemache zu, das mit seiner Fensterseite nach dem grünen Aarstrome und dem Hochgebirge ging. Es war das ein Aufenthalt, ganz

durchweht von jenem eigenthümlichen Reize, der dem Auge nur in den Gemächern feinfühliger Frauen entgegentritt. Beim ersten Anblick scheinbarer Zufall in aller Anordnung, der das Ernste mit dem Spielenden, das Glänzende mit dem Unscheinbaren in buntem Wechsel zusammengewürfelt; aber alsbald dämmert dem Blicke des Beschauenden jener tiefere Ordnungssinn auf, der jedem Gegenstande seine Stelle angewiesen, als wäre er auf derselben emporgewachsen und könnte an einem andern Platz gar keinen Raum mehr finden; über Alles liegt dazu der Abglanz jener zierlichen Sauberkeit ausgegossen, der auch das Unbedeutende schmückt, wie die Sonne den dürftigen Strauch vergoldet. Der Oberst betrat dieses Gemach selten und nur in Ausnahmsfällen; er habe stets Angst darin, sagte er, von dem tausendfachen Krimskrams etwas zu zerbrechen oder zusammenzutreten. So blieb er auch jetzt hart an der Thüre stehen, als scheue er sich, weiter vorzutreten, rief aber dabei einen so dröhnenden Morgengruß, daß die Saiten der Harfe, die in der Mitte des Gemaches an einem weißen Marmortische lehnte, vor dem Schalle erzitternd leise zusammenklangen. Dieser grüßende Kommandoruf galt einer jungen Dame, die in weitem, blendend weißem Morgenkleide an einem der Fenster saß, das, dicht von Schlingpflanzen umsponnen, nur ein grünlich dämmerndes Licht auf die jugendliche Gestalt herabfallen ließ. Diese erhob sich rasch, um dem Eintretenden lächelnd entgegenzugehen.

Schon so früh, Papa? sagte sie, die großen, träumerischen Augen verwundert aufschlagend, gewiß hat mir das einen fröhlichen Tag zu bedeuten.

Na, Dummheiten, erwiderte der Oberst, während sich doch seine strengen Züge milderten beim Anblicke des feinen Antlitzes, das ihm wie ein milder Stern entgegenschimmerte, na, freilich sollst einen frohen Tag haben . . . wie immer, Jule. Aber was ich sagen wollt' . . . heut' kommt ein neuer Friseur zu dir . . . etwas früher als andere Tage. Der andere sei zum Teufel gegangen.

Und bloß deßhalb habt Ihr Euch bemüht, Papa?

Versteht sich, Kleine, warum denn nicht? erwiderte der Oberst in einem Anfluge von Verlegenheit vor dem mit wachsender Verwunderung an ihm hangenden Blicke der Tochter; bin droben gewesen beim Bärengraben und hab's da vernommen . . . ist aber noch etwas Anderes dabei.

Ach, fiel das Fräulein lächelnd ein, am Ende handelt es sich gar um den verzauberten Prinzen.

Was, Prinzen! schrie der Oberst, wer fackelte dir schon von den Dummheiten?

Werde nicht böse, Papa . . . nur Mädeli hat mir davon geplaudert.

Der Oberst schwieg eine Weile, während er mit dem Stocke hastig, aber leise auf den Boden stieß. Albernes Weibergeschwätz, versteht sich, fuhr er dann mit gedämpfterer Stimme fort; weiß wohl, wie sich die

Prinzen verkleiden, und was es zu bedeuten hat . . . konnt's genug sehen in Versailles, bis ich's satt bekam und mich davonmachte. Aber gleichwohl, wo so viel Rauch, kann auch ein Feuerlein sein, gleichviel welches; deßhalb will ich wissen, woher der Bursche kömmt, Jule, und was er eigentlich hier zu treiben beabsichtigt.

Den Friseur meint Ihr doch, Papa?

Versteht sich . . . Dummheiten!

Und wer soll ihn denn das fragen, Vater?

Der Oberst wußte aus langer Erfahrung augenblicklich, wenn es ihm das eigene Gefühl auch nicht sagte, daß er seine Tochter in irgend welcher Weise verletzt, sobald sie das kindlich gewohnte Papa mit der ernstern Benennung Vater vertauschte; jetzt jedoch empfand er auch, ohne vorher in seinem Eifer daran gedacht zu haben, was es zu bedeuten habe, und sagte daher rasch: Nicht du, Jule, versteht sich. Du läßt den Burschen, wenn er anrückt, eine Weile warten, und da soll ihn Mädeli unterhalten unterdessen. Wird's gern thun bei einem Prinzen . . . verstanden? . . . Na, nachher soll er auch bei mir vorbeikommen.

Der alte Herr hatte diese Worte mit halb lachendem Munde gesprochen, aber die Tochter sah seinen befehlenden Blick dabei noch leuchten, als er bereits zur Thüre hinausgeschritten. Einen Augenblick blieb sie ihm nachschauend stehen, dann ging sie, die Hände leise vor sich hinfaltend, wieder langsam dem Fenster zu. Drunten auf der Aare glitt in leichtem Laufe ein

Schifflein vorbei, aus dem frohes Jauchzen und Jodeln erklang; es waren Leute aus den Bergen, die wohl in die Fremde zogen, um dort das Brod zu suchen, das ihnen der rauhe Boden ihrer Heimath nicht gewähren konnte. Das Fräulein blickte und horchte ihnen nach, bis das Schifflein in der Flußwindung verschwunden war. O ihr Glücklichen, flüsterte sie dann leise, könnt' ich mit euch ziehen, in die weite, fremde Welt hinaus!

II.

Es wäre nicht leicht zu sagen, ob der alte Oberst von seiner Umgebung mehr geachtet als gefürchtet wurde; er gab Denjenigen, die von ihm abhängig waren, reichliche Ursache zu Beidem, und gewiß war es, daß selbst die kindliche Liebe seiner Tochter sogar in ihren spätern Jahren nicht ohne einen Beisatz jenes Gefühles geblieben war, das mehr einem unbedingten Gehorsam, als einer unbefangenen warmen Anhänglichkeit zur Wurzel diente. Dagegen genoß er bei den Bessern seiner Standesgenossen um seiner streng aristokratischen Gesinnungen, seiner geraden Offenheit und unerschütterlichen Rechtschaffenheit willen einer hohen Achtung; selbst bei der niedern Burgerschaft stand er vor manchem Einflußreichern seines Standes in Ansehen, obwohl er nie weder ein höchstes bürgerliches Amt bekleidet, noch auch trotz seiner Abstammung aus einem der ältesten Geschlechter nur nach einem solchen getrachtet hatte. In

dieser Sphäre war es namentlich die fast sprüchwörtlich gewordene Unverbrüchlichkeit seines Wortes, die ihm Respect verschaffte; denn wer einmal eine Zusage oder ein Versprechen von ihm erhalten hatte, und wäre er der Geringste der Geringen gewesen, der konnte sicherer darauf bauen, als auf Anderer Brief und Siegel. Ausschließliche Furcht und bittern Haß hegten nur zwei Menschenklassen gegen ihn, und beide hatten auch ihre triftigen Gründe dafür. Auf der einen Seite waren dies diejenigen seiner patrizischen Standesgenossen, die aus französischen Diensten heimgekehrt, französische Sitte und Leichtfertigkeit zur Geltung bringen wollten; der Oberst selbst hatte zwar seine militärische Laufbahn ebenfalls im Dienste Frankreichs begonnen, sich aber bald mit Abscheu von dem sittenlosen Treiben abgewendet und, in brandenburgisch-preußischen Dienst getreten, dort noch unter dem alten Dessauer den besten Theil seiner Schule durchgemacht. So blieb er denn sein Lebenlang der geschworene Feind alles Franzosenthums und wies dabei mit gerechtem Stolze auf seine zwei Söhne hin, die jetzt ebenfalls in preußischen Diensten unter den Fahnen des großen Fritz die ächte Soldatenprobe bestehen konnten. Die andere Klasse seiner entschiedenen Feinde bestand aus den politisch Unzufriedenen, die für die mindere Burgerschaft auf Kosten des Patriziates größere Rechte forderten und die gerade jetzt sich wieder eifrig zu rühren begannen. Zur Ausrottung dieser Revolutzer, in denen der Alte die ver-

körperte Hölle selbst erblickte, würde er weder Feuer noch Schwert gescheut haben, und er machte nach seiner Art auch nirgends ein Hehl aus diesen Gesinnungen.

Unter diesen Umständen konnte das ungewöhnliche Interesse, das der Vater an dem fremden Haarkräusler zu nehmen schien, für seine Tochter kein großes Räthsel bleiben. Daß er nicht an die über denselben verbreiteten Gerüchte glaubte, hatte er deutlich gesagt, und das war auch selbstverständlich; aber fast ebenso gewiß war es, daß er in der Verbreitung dieser Gerüchte nicht einen bloßen lächerlichen Zufall, sondern eine tiefer verborgene Absicht erblickte. Er vermuthete in dem Fremden entweder einen verkappten Revolutzer, von denen er seit einiger Zeit tagtäglich mit wachenden Augen träumte, oder gedachte vielleicht, wenn diese Annahme sich nicht erwahren sollte, denselben zu einem seiner Späherwerkzeuge zu machen; denn daß er sich auch mit solchen zu umgeben anfing, war der still beobachtenden Tochter ebenfalls nicht entgangen.

Das Eine wie das Andere hatte gleich viel Verletzendes für den reinen, milden Sinn des Fräuleins, und je mehr sie darüber nachsann, um so peinlicher wurde ihr der Gedanke, wie rücksichtslos der Vater sie selbst habe mißbrauchen wollen, einen unbekannten Menschen, mochte er nun Dieser oder Jener sein, in sein eigenes leidenschaftliches Thun hereinzuziehen. Hatte sie doch sonst genug zu leiden davon, wie sehr sie auch stets bemüht war, sich von all diesem Kämpfen und

Streiten ferne zu halten; aber wie sollte sie sich erwehren? — An einen offenen Widerstand gegen die Befehle des Vaters wagte sie nicht zu denken, der kindliche Gehorsam lag durch Erziehung und Gewohnheit zu tief begründet in ihrer Seele, als das sie sich plötzlich zu einem solchen Schritte hätte entschließen können; dafür aber reifte allmählich fast wider ihren Willen der andere Entschluß, nun doch zu thun, was der Vater ihr anfänglich zugemuthet, und lieber den Haarkräusler, so weit schicklich, selbst auszufragen, als es dem Mädeli zu übertragen. Durch die Nöthigung, sich auf so ungewohnte Weise in ihren Gedanken mit dem Unbekannten beschäftigen zu müssen, war unmerklich eine Art Theilnahme für ihn entstanden, und leise sagte sie, als sie über ihr Verhalten glaubte ins Reine gekommen zu sein, vor sich hin: Kann ich ja dann doch nach eigenem Gutdünken meinen Polizeibericht erstatten.

Unbefangenheit und Ruhe wollten jedoch dem Fräulein immer noch nicht zurückkehren mit diesem Entschlusse, und je näher die Stunde heranrückte, um so unruhiger wurde sie; es legte sich ein Schatten auf ihr Gemüth, der fort und fort dunkler wurde, und endlich wie eine trübe Vorahnung ihre ganze Seele erfüllte. Julia versuchte sich Vorwürfe darüber zu machen und das drückende Gefühl wegzuschelten. Was hast du dich um einen hergelaufenen Haarkräusler zu kümmern? sagte sie laut; ist doch gewöhnlich nicht viel zu verderben an solch windigem Volke, und sollte mehr an Diesem sein, als an

den meisten seiner Genossen, so wird er schon selbst sich zu helfen wissen. Gewiß, da ist jetzt auch wieder nur das einfältige Gerede der Leute und die dadurch veranlaßte Laune des Vaters Schuld gewesen; wie du so thöricht sein kannst, Julie! Aber all diese gewöhnlichen Trostmittel gegen eine unsichere Erwartung wollten nicht mehr verfangen, und nur mit Mühe vermochte das Fräulein ein ängstliches Erschrecken zu verbergen, als das Mädchen den fremden Gesellen meldete.

Julia empfand beim ersten Anblicke des Eintretenden, daß ihre Unruhe nicht vergeblich gewesen. Sie hätte gerne eine Art Zierpuppe gesehen, wie sie in diesem Stande häufig vorkommen, die gerade durch das Gesuchte und Auffallende ihres Putzes den müßigen Stadtklatsch hervorgerufen haben mochte; nun aber stand ein junger, zwar sauber, aber einfach gekleideter Mann vor ihr, über den die Natur ihr reichstes Füllhorn männlicher Schönheit schien ausgegossen zu haben. Juliens erster Gedanke war, als er sich mit leisem Erröthen vor ihr verneigte: Nun haben Beide recht, die Leute und mein Vater; dem Stande, den er angiebt, kann er nicht angehören, darin ist er weder erzogen, noch dafür geboren. Sie warf noch einen Blick auf die schlanke und doch kräftig gebaute Gestalt, auf das fein gebildete und doch eine selbstbewußte Entschlossenheit wiederspiegelnde Antlitz, von dem vor ihrem prüfenden Auge das leise Erröthen bis über die helle, von dunkelgelockten Haaren umrahmte Stirn hinanglitt, und wen-

dete sich dann ab, um die eigene Glut zu verbergen, die auf ihre Wangen stieg. Der Redelaut schien tief in ihrer Brust festgeklemmt, und die wenigen Worte, die sie sprechen wollte, mußte sie sich erst leise im Gedanken vorsprechen; aber wie gewöhnlich und alltäglich sie auch waren, sie traten vielfach anders über die Zunge, als das Fräulein beabsichtigt hatte. — Ihr seid also der neue . . . Herr, der bei Meister Hänni eingetreten ist! — Die gewöhnliche Anrede des bürgerlichen Er und das Wort Geselle hatten sich fast unbewußt noch auf den Lippen umgewandelt in höflichere Formen. — Zu dienen, gnädiges Fräulein, und wenn Ihre Güte mir einige freundliche Nachsicht gewähren möchte, so hoffe ich wohl, meinen Dienst bald zu Ihrer Zufriedenheit versehen zu können! — Welch ein reiner Klang der Stimme und welch eigener, wehmüthig-froher Aufblick des großen, dunkeln Auges hatten dieser Antwort das Begleit gegeben! — Aber war es das, oder war's die schon sich andeutende, alle widerstrebenden Schleichwege abschneidende Offenheit in den Worten des Fremden, was den unheimlichen Druck so plötzlich von der Seele des Fräuleins hob? Sie wußte es selbst nicht und gab sich auch keine Rechenschaft darüber, warum sie nun sofort mit ihrer gewohnten Freundlichkeit erwidern konnte: Meinetwegen braucht Ihr nicht in Sorge zu sein; ich habe nicht Ursache, einen allzu hohen Werth auf meine Frisur zu legen. — Unter dieser Erwiderung hatte sie selbst das von feinen

Golddrähten geflochtene Netz, das ihre Haare umspannte, losgelöst und ließ sich auf einem Stuhle nieder.

Und doch darf ich wohl behaupten, noch keinen schönern Haarschmuck gesehen zu haben, erwiderte der Friseur, seine Hand an die niederfallende Seidenflut legend; da freilich wird meine geringe Kunst der Natur nicht Stand zu halten vermögen, gnädiges Fräulein.

Julie zuckte leise zusammen unter seiner Berührung. Sie fühlte ganz deutlich, wie von seiner Hand ein warmer Strom ausfloß, der sich gleich einem milden Hauche über ihr ganzes Wesen ergoß, und unwillkürlich mußte sie die Augen erheben, um ihm ins Antlitz zu blicken. Die Blicke begegneten sich und blieben eine lange Weile an einander hangen wie festgebannt. Die dunkle Glut seiner Augen schien sich tief niedertauchen zu wollen in den blauen Spiegel des entgegenschauenden, und ihr war es, als könnte sie hinter dem nächtlichen Glanze in weiter, dämmernder Ferne einen schimmernden Stern emporsteigen sehen. Als sie die Blicke wieder von einander wendeten, war es nicht mehr das Gefühl der Verlegenheit, welches das leise Erröthen von Neuem auf die Wangen trieb, sondern ein Gefühl unnennbaren Behagens, ein ertönendes Singen und Klingen in der Tiefe der Seele, gleich dem verwehenden Gesange der Lerche, die, dem Menschenauge nicht mehr erreichbar, im Dunstmeere dahinschwebt. Das lang anhaltende Schweigen, das nun erfolgte, war auch nicht die herum-

tastende Unruhe, die vergeblich nach einem Worte sucht, es war vielmehr eine träumerische Ruhe, die nichts sucht und nichts begehrt und in sich selber glücklich ist. Und als das Fräulein endlich wieder zu sprechen anfing, that sie es nicht, um dem Befehle des Vaters, an den sie in diesem Augenblicke gar nicht mehr dachte, gehorsam sich zu erzeigen, sie that es vielmehr, um einem eigenen Befehle zu gehorchen, der ihr ganz vernehmlich zurief: Du mußt dir das Räthsel lösen lassen . . . er kann es, er allein, der dir Alles, Alles sagen wird.

Ihr seid ein Deutscher, begann sie, Eurer Sprache nach, mein Herr.

Aus Köln am Rhein, gnädiges Fräulein.

Ach, darin liegt es! Meine selige Mutter war eine geborene Rheinländerin, und deßhalb wohl haben mich die Anklänge Eurer Aussprache schon beim ersten Worte so freundlich angemuthet.

Eine Rheinländerin? 's ist ein schönes Land, mit seinen Städten, Schlössern und Ruinen, die sich in dem herrlichen Strome beschauen; habt Ihr's noch nie gesehen, gnädiges Fräulein?

Ihr habt Heimweh danach, wie es scheint, und doch ist unser Land wohl nicht minder schön.

Es ist meine Heimath, sagte er leise, die ich nicht gern verlassen habe.

Darauf mußtet Ihr Euch wohl für einige Zeit schon gefaßt machen, als Ihr Euren Beruf erwähltet, mein Herr.

Julia bemerkte erst an dem augenblicklichen Zögern der Erwiderung, daß sie unbewußt eine verfängliche Frage gethan haben mochte, und schon wollte sich ein Gefühl der Reue regen, daß es wenigstens jetzt schon geschehen; aber alsbald antwortete er ruhig: Ich habe den Beruf erst seit einem halben Jahre erlernt, gnädiges Fräulein, und muß Euch deßhalb nochmals um gütige Nachsicht bitten, wenn Ihr mich langsam und unbehülflich findet.

Seltsam!

Seltsam mag Euch das wohl erscheinen, lautete die Antwort auf diesen nur leise vor sich hin gehauchten Ausruf; kommt es mir doch selbst manchmal vor, wie ein Traum . . . wie ein dunkler, schwerer Traum, mein gnädiges Fräulein.

Der wehmüthige Klang der Stimme, mit dem diese Worte gesprochen waren, bebte in Julia's Ohren nach, wie der verschwimmende Ton einer Trauerglocke. Hier stand sie mit einem Schritte an der Enthüllung eines Geheimnisses, das ihr Gemüth so unvermuthet vorbeschäftigt hatte, aber sie wußte ja schon genug und schwieg, während sich ihre Blicke langsam und träumerisch zu Boden senkten. Ja, sie wußte es mit plötzlicher und erschreckender Klarheit, daß noch ein Schritt weiter sie an die Entschleierung eines schmerzvoll empfundenen Unheiles führen würde, und das mochte sie jetzt nicht in seiner deutlichen Gestalt anschauen . . . jetzt nicht in diesem Augenblicke. Einmal mußte sie's

erfahren, auch das wußte sie deutlich; aber es war noch immer früh genug, wohl zu früh, wann es kommen mochte. Das Herz sträubt sich stets, bei der Empfindung eines unerwarteten Glückes, sei dieses ein bewußtes oder unbewußtes, plötzlich wieder dem Schmerze seine Pforten zu öffnen, und so schwieg auch das Fräulein in fast ängstlicher Selbstbehütung, bis der Friseur zur Seite trat und schüchtern sagte: Wenn ich Euch um den Spiegel bitten dürfte, gnädiges Fräulein.

Das eigene Bild, das ihr aus dem geschliffenen Krystalle entgegentrat, verscheuchte die traumhaften Schatten wieder, die sich hervorgedrängt, obwohl sie sich selbst jetzt fast wie ein Traumbild erschien. Bin ich das wirklich selbst? rief sie nach einer Pause lächelnd und zugleich über den Ausruf wie eine dunkle Rose erglühend; wahrhaftig, Ihr seid ein seltsamer Haarkünstler, mein Herr! . . . Nein, nein, fuhr sie jedoch mit einer abwehrenden Handbewegung, den Spiegel dem verlegen vor ihr Stehenden zurückgebend, fort, es ist gut so . . . ich bin zufrieden, verlaßt Euch drauf.

Sie erhob sich und wollte dem grünen Fenster zugehen; aber sie mußte nach dem ersten Schritte stehen bleiben und sich an die weiße Marmorplatte des Tisches lehnen. Ihr habt nun noch zu meinem Vater zu gehen, sagte sie leise, ohne aufzublicken; mein Mädchen wird Euch draußen den Weg weisen.

Und ich darf wiederkommen . . . Ihr seid zufrieden mit meinem Dienste, gnädiges Fräulein?

Gewiß, gewiß, erwiderte sie rasch, morgen zur nämlichen Stunde, oder etwas später, wenn es Euch gelegen ist, und so dann alle Tage. Und noch Eines, fügte sie hinzu, als er langsam sich der Thüre zuwendete, mein Vater scheint manchmal etwas barsch, bis man sich daran gewöhnt hat; aber böse ist's nicht gemeint.

Nehmt meinen herzlichsten Dank, gnädiges Fräulein . . . Julia!

Sie schaute betroffen auf, der sich bereits schließenden Thüre nach, und legte dann mit langem, nachdenklichem Sinnen die Hand über die Augen. Julia? . . . Wer hatte den Namen ausgesprochen? Hab' ich es selbst gethan oder er? . . . Nein, er ist's gewesen, gewiß . . . es klingt mir ja noch der Ton seiner Stimme im Ohre nach. Aber wie ist er dazu gekommen . . . hast du eine Unvorsichtigkeit, eine Thorheit begangen? . . . Nein, gab sie sich laut die Antwort auf diese Selbstanfragen . . . und wenn es doch wäre, so trag' ich keine Schuld daran . . . ich nicht.

Sie wendete sich langsam wieder dem Spiegel zu, um nochmals ihr Bild zu beschauen. Ja, es war eine Veränderung vorgegangen mit ihr seit einer kurzen halben Stunde — sie war eine Andere geworden; aber wo lag er denn, dieser Wechsel? — An dem Haarschmucke allein konnte es nicht liegen, er war in all seinen Touren bis in die kleinsten Formen herab der nämliche geblieben; und doch . . . und doch bildete er

einen so ganz andern, hellern Rahmen, als bisher um die Stirne, fast wie von einem verborgenen Lichte angeschimmert. Aber auch die Augen, Wangen und Mund — waren sie nicht wie von einem neuen Glanze erfüllt, von einer frischen Blüte angehaucht? — Gewiß, du bist recht hübsch, Julie, sagte sie, den Spiegel lächelnd gegen die Wand zurücklehnend, und es fehlt nichts weiter mehr, als daß du dir zu deinen übrigen Vorzügen nun auch noch ein Stück Eitelkeit erwirbst.

Dieses heitere, sich selbst neckende Spiel mußte jedoch wieder ernsteren Gedanken und Gefühlen weichen, und mit wachsender Unruhe bedachte das Fräulein, was sich im Gemache des Vaters zutragen möchte. Sie hörte im Geiste die beiden Männer sprechen mit einander, den rauhen befehlenden Ton des Vaters und den vollen melodischen Klang der Stimme des Fremden, der nicht fragen, nur Antwort geben durfte; aber bald verstummte er und blieb auch diese schuldig, oder gab das Wort trotzig zurück von einem dunkelleuchtenden Blicke begleitet. Der Oberst fuhr mit heftiger Geberde vom Stuhle auf und schrie dem Verwegenen eine Drohung ins Gesicht — was entgegnete dieser darauf? — Julie, die unter diesen Vorstellungen langsam sich der Thüre genähert hatte, beugte sich in horchender Stellung nieder, als müßte nun ihr äußerliches Ohr vernehmen, was sie dem innerlichen nicht mehr zu beantworten getraute; aber heftig erschrocken fuhr sie zurück, als draußen ein Geräusch entstand und eine Hand auf die Klinke drückte.

Der Schrecken verflog beim Anblick des fröhlichen Gesichtes ihres hereintretenden Mädchens, aber doch mußte sie sich Gewalt anthun, um ruhig zu erscheinen, obwohl die Zofe sichtlich genug mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt war. Herr Jesis, rief das muntere Ding, noch unter der Thüre, nun hab' ich doch recht, trotz Eueres Auslachens, gnädiges Fräulein; das ist gewiß und wahrhaftig ein Prinz oder ein Graf, oder wie die schönen fremden Herren heißen mögen, das hab' ich mir wohl gedacht.

Du bist ein thörichtes Kind, erwiderte das Fräulein, aber wo bleibst du denn so lange, daß du dich gar nicht sehen läßt?

Habt Ihr mich gerufen? Wahrhaftig, ich hab' es nicht gehört. Aber wie Euch die neue Frisur prächtig steht, Herr des Himmels, prächtig sag' ich, gnädiges Fräulein!

Du hattest wohl an der Hausthüre oder auf der Straße so wichtige Geschäfte, daß du mich nicht hören konntest. Ist der Vater schon ausgegangen?

Nein bewahre, so eben ist der . . . na, ich sag' einmal der fremde Prinz aus seinem Zimmer gekommen, der gnädige Herr hat ihm das Geleit gegeben bis an die Treppe hinaus. Und der hat Euch wirklich und wahrhaftig mit eigenen Händen die herrlichen Touren geflochten? Das bedeutet Glück gnädiges Fräulein, großes Glück, sag' ich; ich wollt' Häuser darauf bauen.

Julie kehrte sich ab und lehnte ihre Stirne leise

gegen die kühlen Fensterscheiben. Mein Vater hat den Haarkräusler an die Treppe begleitet? Hast du es denn selbst gesehen?

Ob ich es gesehen habe? rief das Mädchen, während es sich, von der Herrin unbeachtet, auf der Fußspitze vor dem Spiegel hin- und herwiegte, gesehen hab' ich's freilich, denn ein wenig neugierig bin ich schon gewesen. Der gnädige Herr hat auch noch etwas nachgerufen von Soldaten und er möge sich besinnen darüber.

Soldaten? Was sollte das zu bedeuten haben? sagte das Fräulein leise vor sich hin — und was den Vater zu einer solchen Höflichkeit konnte bewogen haben, die doch eben nicht seine Sache ist? . . . Geh hinüber Mädeli, befahl sie der Zofe, und frage den gnädigen Herrn, ob er mir noch einen Auftrag zu geben habe vor seinem Ausgange. — Sie bereute diesen Befehl, sobald das Mädchen das Zimmer verlassen; denn was sollte sie dem Vater antworten, wenn er nun ihrerseits die anbefohlenen Erkundigungen erwartete? Aber es war zu spät, und in wenigen Augenblicken schon hörte sie den Obersten auf ihr Zimmer zuschreiten.

Das Fähnlein seiner Laune mußte sich indessen nach einem äußerst günstigen Winde gerichtet haben. Er schrie das Mädchen draußen an, wie ihm nun der Goldprinz gefallen, und ob es bereits eine tüchtige Angel ausgeworfen habe nach ihm. Er wolle, fügte der Oberst mit einem etwas derben Soldatenwitz hinzu, schon hel-

fen den Fisch ans Land ziehen, sobald derselbe nur einmal angebissen.

Wie sehr nun auch dem Fräulein diese heitere Stimmung des Vaters erwünscht sein mußte, so empfand sie doch plötzlich einen seltsam stechenden Schmerz ob den Worten, die sie hörte, und ihr Gesicht glühte mit einem Male wieder auf, wie ein vom Morgenstrahle überleuchteter Rosenbusch. Dieses Erröthen blühte noch immer fort, als der Oberst ins Zimmer trat, ja es erhöhte sich sogar bei seinem Anblicke wie von einem verhaltenen Zorne genährt und auf die Wangen getrieben. He da, Jule, rief der gnädige Herr lachend, während er mit dröhnenden Tritten viel weiter in das Gemach vorschritt, als es sonst seine Gewohnheit war, du machst ja ein Gesicht wie . . . na, wie eine flunkernde Morgensonne, würd' ein Liebhaber sagen, was?

Ihr seid sehr heiter gelaunt, Vater.

Na . . . gleichviel diesmal, ob Vater oder Papa; war aber auch ein Capitalspaß, das . . . nicht, Kleine? . . . Ein armer Teufel, dieser neugebackene Prinz, ein armer Teufel; könnt' mich dauern, wenn er nicht solch ein Butterherz im Leibe trüge . . . weiß, wie das thut, hab's selbst erfahren. Aber offen und gradaus und ein Prachtbursch daneben . . . was?

Darüber hab' ich ihn nicht genauer angesehen, erwiderte das Fräulein leise, wofern Ihr den Friseur meint, Papa.

Würd' dir auch wenig genug nützen, dein Besehen,

schrie der Oberst; was verstehst du von solchen Dingen! Sechs Fuß, im höchsten Fall eine Linie drunter, und gewachsen wie eine Rothtanne; alle Wetter, und dabei mit Kamm und Bürste hantieren! Aber will nicht, hab' schon zu viel Blut an dem Einen gesehen, sagt' er ... Dummheiten.

Der Oberst hatte die letzten Worte mehr vor sich hin, als gegen seine Tochter gewendet gesprochen, und doch streiften sie das Roth von ihren Wangen so plötzlich ab, wie im Vorfrühling eine windgehetzte Schneewolke den Sonnenschein von den aufblühenden Wiesen streicht. Schon zu viel Blut gesehen? flüsterte es bange in ihr . . . armer Mann, und das wäre der dunkle, schwere Traum, von dem du gesprochen hast!

Der Oberst ging selbst eine Weile nachdenklich auf und nieder, während er bei jedem Schritte mit seinem Stocke leise auf den Boden stieß. Endlich sagte er, ohne jedoch aufzublicken: Wahr ist's schon, es giebt manchmal curiose Geschichten, ganz kauderwelsche Geschichten, und alle Wetter . . . sie können Jedem passiren, so oder so . . . hm, hm. Na, Jule, fuhr er, mit der Hand über sein Gesicht streifend und sich an seine Tochter wendend, wieder mit seiner dröhnenden Stimme fort: Jetzt geh' ich . . . he, bist böse, was?

Nein, Papa, ich wüßte nicht, warum ich das sein sollte.

Schwerenoth, das will ich auch meinen. Aber noch eins, halt; den Friseurgesellen da kannst in Ruh'

lassen mit Weiberfragen . . . taugt nichts . . . Dummheiten!

Das war schon heute meine Meinung, Vater, sagte das Fräulein, ihre Stirn auf die Hand lehnend, und fügte dann, dem Abgehenden nachblickend, leise hinzu: Ist's mir doch, als würd' ich ohne Frage schon zu viel erfahren müssen.

III.

Nun waren freilich wenige Berner und noch weniger Bernerinnen geneigt, die einmal erregte Neugierde in gleicher Weise wie die schöne Julie zu zügeln; im Gegentheil gab der Fremde bald in immer weitern Kreisen zu rathen und zu fragen. Unter den Stammbesuchern des Bärengrabens zwar konnte die goldene Prinzen-Mähr ihren Glanz nicht auf die Dauer retten, als der Ankerwirth selbst kein Interesse mehr an derselben hatte und erzählte, der Fremde habe ihm auf einen gegebenen Wink eben einen Possen spielen helfen, um dem überall herumschnüffelnden Bölzlein Eines anzuhängen; drum habe er den Schimmel auch weder gekauft, noch viel weniger geschenkt erhalten, sondern der Kreuzwirth von Fraubrunnen, der denselben dem müden und wohlaussehenden Reisenden zur Miethe bis Bern anvertraut, habe ihn schon am folgenden Morgen wieder abgeholt und in eigener Person zum Aarberger Thor hinausgeritten. Das gab nun freilich

lange Gesichter und manch geheimen Aerger gegen den Fremden und den Ankerwirth; aber wer nicht als der Leichtgläubigste ausgelacht werden wollte, mußte sich drein ergeben, oder auf Kosten des armen Bölzlein und des Thorwarts selbst mitlachen. Damit war die Sache jedoch keineswegs abgethan, und die Neugierde zog bloß ein feineres Röcklein an, um vom Bärengraben eine Runde durch die Gemächer der vornehmen Frauen- und Töchterwelt zu machen, und überall fand sie als willkommener Gast offene Thüren, wo sie anklopfen mochte. So kam es, daß der bald allbeschäftigte Geselle des Meister Hänni am Abend froh war, sich von seinen vielen Arbeitsgängen ermüdet auf sein Kämmerlein zurückzuziehen, von wo dann bis in die tiefe Nacht bald wehmüthige, bald hoffnungssüße Geigentöne auf den stillen Bärenplatz herabklangen; manchmal auch erhob sich ein Lied da droben von bebenden Zithertönen begleitet, dem die ganze Nachbarschaft in der Runde die Fenster öffnete, um es als erquickenden Schlafgruß ins Haus hereinzulassen. Doch das war auch ziemlich Alles, was man von dem räthselhaften Fremden in sichere Erfahrung bringen konnte; denn wie mancher kluge Mund ihm auch den langen Tag hindurch eine wohlüberdachte Frage gestellt und wie manches schöne Auge groß aufblickend, gleichsam ein stummes Bittgesuch stellend, an ihm gehangen — es wußte nach Wochen noch Niemand mehr von ihm zu sagen, als daß er aus Köln gebürtig und Theobald

Mayer heiße. Aber, wurde gewöhnlich beigefügt, er werde gute Gründe haben, jeder weitern Antwort so vorsichtig, wie er's thue, auszuweichen; denn ein gewöhnlicher Haarkräusler sei er von Jugend auf nun und nimmermehr gewesen.

Eine gab es wohl in der Stadt, die, wie sie vorgeahnt, auch ohne Fragen mehr erfuhr, als alle ihre neugierigen Bekannten und Standesgenossinnen; aber was sie wußte, wagte sie ja kaum in den muthigsten Stunden ihres Herzens sich leise vorzuerzählen, und es ging schon ein banges Erzittern durch ihre Seele, wenn sie den Namen des Fremden nur zufällig und flüchtig von Andern nennen hörte. Hier war also dessen Geheimniß wohl geborgen, tief verbunden mit einem andern Geheimniß, das in Juliens Herzen keimte und emporblühte, wie draußen an den einsamen Borden des Flusses die duftigen Frühlingstriebe. —

Unter solchen Umständen mußte die müßige Plauderlust wohl oder übel nach neuer Nahrung ausgehen, und diese wurde denn auch unversehens und in schreckenerregendem Maße dargeboten. Mit den ersten Sommertagen nämlich begannen da und dort dunkle, unheimliche Gerüchte aufzutauchen, die bald wie eine dunkle Wetterwolke sich über die ganze Stadt ergossen, bald nur wie lichtscheue Nachtvögel in einzelnen Häusern und Straßen derselben herumflatterten. Einmal hieß es, die Bauernschaft der benachbarten Aemter und Landvogteien rüste sich im Geheimen, die Stadt nächt-

licherweile mit Raub und Brand heimzusuchen und, des Kindes im Mutterleibe nicht schonend, die Mauern derselben dem Erdboden gleich zu machen; ein andermal lautete der Bericht, es sei nur auf die Baretli und großen Häuser abgesehen und wer von der mindern Burgerschaft Kopf und Herz am rechten Flecke habe, werde mithelfen dabei; der dritte Tag hinwieder brachte die Kunde, es sei eine französische Heerschaar bereits durch das Münsterthal bis gegen Biel vorgedrungen, die dem Patriziate helfen wolle, auf den Trümmern der alten Republik einen Königsthron zu errichten. Woher diese Gerüchte kamen, wollte Niemand sagen noch wissen, sie waren am hellen Tage plötzlich auf offener Straße da, oder kamen in die verschlossene Schlafkammer geschlichen wie schwere Nachtträume; soviel nur war gewiß, daß sie aller Orten Unruhe, Angst und Schrecken verbreiteten. In den Werkstätten begann die Arbeit zu stocken, die Männer suchten ihre Waffen hervor, um sie in schlagfertigen Zustand zu setzen, und die Frauen, die sich auf den Straßen zeigten, huschten eilfertigen Schrittes davon, als ob ihnen ein unsichtbarer Feind auf der Ferse folge. Zwar zogen auch die obrigkeitlichen Ausrufer in feierlicher Amtstracht mit Handglocke und Trommel durch die Stadt, um die Burgerschaft zur Ruhe und gewohnten Hantierung zu ermahnen, indem auf die Entdeckung der Erfinder oder absichtlichen Verbreiter der „einfältigen" Gerüchte, wie es hieß, ansehnliche Belohnungen gesetzt wurden; aber

daß den Standeshäuptern und Regimentsfähigen selbst diese Gerüchte nicht so einfältig vorkamen, wurde am deutlichsten durch den Umstand bewiesen, daß sie bald nur noch in voller Bewaffnung auf der Straße erschienen und wie in Tagen höchster Kriegsgefahr die Schultheißen mit dem Sponton in der Hand aufs Rathhaus zogen. Auch sah man schon einzelne Carrossen, die mit Frauen und Kindern der Vornehmen zu den Stadtthoren hinausfuhren.

Die allgemeine Verwirrung nahm zu, als man eines Morgens früh rasch sich vergrößernde Gruppen durch die Hauptstraßen ziehen sah, die vor den ansehnlichsten Häusern stehen blieben, mit aufmerksamen Blicken die Thüren oder Vorsäulen derselben untersuchten und dann schweigend wieder weiter zogen. Der Haarkräusler Theobald, der in den letzten Tagen schon manche seiner schönen Kunden durch die Flucht verloren, wurde auf einem Gange, den er ins Freie beabsichtigt, durch dieses seltsame Treiben angelockt, an eine der Gruppen heranzutreten. Was giebt es da Neues zu schauen? fragte er den nächst vor ihm Stehenden, hätte jedoch seine Anfrage fast bereut, als der Angeredete den Kopf wendete, und er in demselben den ehrsamen Meister Bölzlein erkannte. Dieser schien indessen jeden rachsüchtigen Gedanken, den der Vorgang im kleinen Anker bei ihm erregt haben mochte, zu vergessen über der Angst, die wie ein bleiches Gespenst aus allen seinen Mienen hervorblickte, und leise antwortete er, den Zeige-

finger erhebend: Ah . . . seht Ihr's nicht, Herr, . . . dort auf der Thüre? . . .

Nein, . . . da bemerke ich nichts Besonderes.

Die drei Kreuzlein, mit rother Kreide gezeichnet?

Nun ja . . . vermuthlich der muthwillige Versuch eines Schuljungen!

Nein, nein, schüttelte der Schneider ängstlich den Kopf, Ihr werdet's schon sehen beim nächsten Rathsherrenhause, kommt nur mit.

Der Zug setzte sich in Bewegung, um bei dem nächsten Hause, über dessen Thüre ein Wappen in Stein ausgehauen war, wieder Halt zu machen, ohne daß sich Jemand Mühe gegeben hätte, die dazwischen liegenden unbewappneten Häuser in Augenschein zu nehmen. Und wirklich, hier waren abermals einige Kreuzzeichen bemerkbar an der Thüre, einzig mit dem Unterschiede, daß diese mit schwarzer Kreide oder Farbe gezeichnet waren. Und jetzt, flüsterte Meister Bölzlein seinem Begleiter zu, indem er sich schüttelte, wie von einem Froste erfaßt, merkt Ihr nun, was es zu bedeuten hat? . . .

Nein, klüger bin ich noch nicht geworden . . . ich muß Euch schon um Aufklärung bitten, Meister.

Ah . . . Aufklärung, machte Bölzlein, indem er sich scheu nach allen Seiten umblickte, wer die geben könnt' in diesen Unglückstagen!

Eine Meinung werdet Ihr doch haben, wie diese Leute, da Ihr den Zeichen eine Bedeutung beizumessen scheint.

Der ehrsame Meister ließ seine Augen abermals ängstlich herumgehen. Eine Meinung? flüsterte er dann, die hab' ich freilich, und sie geht dahin, daß die Rathsherren ihre Häuser haben ankreiden lassen, damit die Franzosen, die uns einen König bringen sollen, wissen, woran sie seien, und nur die Häuser der mindern Burger mit Mord und Plünderung heimsuchen.

Ach, so ist's gemeint, machte Theobald halb spöttisch, halb ärgerlich die Achsel zuckend, da thut Ihr am Besten, Meister, Ihr kreidet Euere eigene Thüre ebenfalls an. Mit diesem Bescheid wendete er sich nach einem Seitengäßchen, um in die nächstliegende Hauptstraße zu gelangen.

Aber hier wiederholte sich das nämliche Spiel, indem hart an ihm vorbei eine Gruppe zog, die an einem der nächsten Häuser stehen blieb. Theobald erkannte unter den schweigsamen Männern den Ankerwirth und beschloß, sogleich sich an diesen um bessere Auskunft zu wenden, als er von Meister Bölzlein erhalten; aber auch das sonst stets von einem pfiffigen Lächeln durchleuchtete Antlitz war jetzt in düstere Falten gelegt. Am besten ist's, Herr, erwiderte der Ankerwirth auf die an ihn gerichtete Frage, indem er seinen ehemaligen Gast ein wenig auf die Seite zog, am besten ist's, man fragt nicht zuviel über diese Geschichten und macht sich im Stillen seine Meinung darüber; dann kann uns später, geh' es wie es wolle, wenigstens Niemand haftbar machen dafür.

Ich vermag Euch nicht zu verstehen.

Nun ja, Euch gegenüber kann ich mich schon deutlicher aussprechen, erwiderte der Ankerwirth, doch erst nachdem er noch einen prüfenden Blick auf seinen Begleiter geworfen. Ihr seid fremd in der Stadt, und ich möcht' auch nicht, daß Euch ein unverschuldetes Leid widerführe. Gestern sind viele freche Gesellen vom Lande in der Stadt gewesen, sie zogen vereinzelt oder nur zwei zu zwei überall herum, und am Abend haben sich auch einige in meiner Wirthschaft zusammengefunden . . . ich habe da manches Wort gehört, das gerade nicht für meine Ohren berechnet war.

Und weiter?

Und weiter glaube ich, daß die Rathsherrenhäuser über Nacht mit diesen Dingern da bezeichnet worden sind, damit die Bauernbanden, wenn ihnen die Ueberrumpelung der Stadt gelingen sollte, wissen, wo sie zunächst mit Raub und Mord einzubrechen haben.

Glaubt Ihr an solche Plane und ist das Euer Ernst?

Mein voller Ernst, Herr . . . wahrhaftig, jetzt ist's nicht Zeit zum spaßen.

Nun, beim Himmel, rief Theobald, dann ist's schlimm genug bestellt, wenn Jeder das Gegentheil der Meinung des Andern behauptet und am Ende doch Keiner weiß, wo die Geschichten hinaus wollen!

Ich hab' Euch meine Ansicht gesagt, erwiderte der

Wirth kurz abbrechend; haltet davon, was Euch beliebt, Herr —

Theobald fühlte sich betroffen von dem Ernste des Mannes, den er noch nie ernsthaft gesehen, und nachdenklich begann er, ohne eigentlich zu wissen, was er wollte, die Straße abwärts zu gehen. Die Gerüchte, wie sie bisher die Stadt aufgeregt, waren ihm zu fremdartig und bunt vorgekommen, als daß sie seinen muthigen Sinn hätten beunruhigen können, und dies um so weniger, als er auch an jenem Orte, an dem seine Gedanken Tag und Nacht mit tausend Ohren lauschten, noch keine besondere Aengstlichkeit bemerkt hatte. Aber jetzt schienen denn doch die Dinge eine bestimmtere Gestalt annehmen zu wollen, und Theobald fiel mit einem Male die Erinnerung schwül aufs Herz, daß in der großen catilinarischen Verschwörung zu Rom die Häuser Derjenigen, die dem Untergange geweiht werden sollten, ebenfalls mit solchen unscheinbaren Merkmalen bezeichnet worden waren. Warum sollte ein solches Mittel nicht auch hier angewendet werden und der Ankerwirth mit seiner Vermuthung das Ziel getroffen haben? — Seine Schritte beschleunigten sich über dieser Vorstellung, und ohne Anhalt lenkte er am Münster vorbei in die Straße, in welcher das Haus des Obersten lag. Fast eine ganze Reihe dieser Straße bestand aus vornehmen Patrizierhäusern, die ohne Ausnahme mit den verhängnißvollen Zeichen, bald roth, bald schwarz beschrieben waren; das Haus des Obersten trug seine

Signatur mit zwei Kreuzen in rother Farbe. Es war noch lange nicht die Stunde, in der Theobald sonst als Haarkräusler durch diese Thüre zu treten pflegte; aber jetzt hatte ihn plötzlich eine so mächtige Unruhe erfaßt, daß er auf die Klinke drückte und schon die breite Treppe hinanstieg, ohne daran zu denken, wie er sein allzu-frühes Erscheinen rechtfertigen wolle, wenn er darüber befragt werden sollte. Als er sich dem Gemache des Obersten näherte, dachte er daran und war, mit leisen Tritten an der Thüre vorüberschreitend, froh, daß sich der alte Herr nicht blicken ließ; bei Julien, sagte er leise vor sich hin, wird sich's schon geben . . . am Ende darf ich ihr wohl auch mittheilen, was mich nun einmal erschreckt hat und beunruhigt. —

Und es gab sich sogar noch schneller und leichter, als er erwartet hatte. Das Fräulein saß wie an jenem ersten Morgen an dem von grünem Laubwerke halb-verhüllten Fenster, das Gesicht nachdenklich auf die kleine Hand gestützt; bei dem Eintritt Theobald's erhob sie sich jedoch rasch und rief sichtbar erfreut: Gottlob, daß Ihr da seid, Theobald; ich habe schon den ganzen Morgen mit großem Verlangen gewartet.

Und ich . . . ich fürchtete viel zu früh zu kommen, Fräulein Julia, es ist noch lange nicht zehn Uhr.

Ach, um so besser, dann mögt Ihr länger hier bleiben; mir ist's so bange heute, auch um Euretwillen, Theobald . . . gewiß, ich weiß mir selbst keinen Rath zu geben.

Auch um meinetwillen? — Aber, ersetzte er den ernstern Ton mit einem Lächeln, wie sollte denn die Unerschrockenste ihres Geschlechtes sich unnützen Befürchtungen hingeben können!

Laßt Euern Scherz, Theobald . . . ich seh' es Euern Augen an, daß Ihr Euch doch zwingen müßt dazu; und wahrlich, auch ich habe weder Lust noch Ursache zum Fröhlichsein. Der Vater ist bald nach Mitternacht in die Rathsversammlung abgeholt worden und bis diesen Augenblick noch nicht zurückgekehrt. Das ist in meinem Leben nie geschehen!

Um Mitternacht Rathsversammlung! rief Theobald, und er hat Euch auch keine Nachricht geben lassen, ob er sich noch dort befindet?

Schon in der ersten Morgendämmerung ist der Rathsbote mit der Weisung gekommen, daß ich das Haus nicht verlassen solle, bis der Vater zurückgekehrt sei.

Theobald stand mit nachdenklichem Schweigen an den Tisch gelehnt, bis das Fräulein wieder-sagte: Um Gotteswillen, so sprecht doch . . . Euer Schweigen ängstigt mich ins tiefste Herz hinein; erzählt mir wenigstens, was in der Stadt vorgeht, Theobald.

Nein, beunruhigt Euch nicht, Fräulein, erwiderte er langsam; und doch . . . was hilft es, meine eigene Unruhe verbergen zu wollen . . . ich darf es auch nicht thun! Seht, Julia, es macht mich unsäglich glücklich, daß Ihr nicht, wie viele andere Frauen, schon von

einem bloßen Schatten erschreckt, die Stadt verließet . . . es kam mir bisher immer auch vor, als hättet Ihr Euch vor keiner Gefahr zu fürchten; jetzt hingegen muß ich selbst wünschen, daß Ihr Euern Cousinen schnell nach Neuenburg folgt.

Und Ihr rathet mir das, Theobald?

Diese mitternächtliche Rathssitzung ängstigt mich; denn solches mag nur in Zeiten dringender Gefahr vorkommen.

Ihr habt noch andere Gründe, Theobald, sagte das Fräulein, nachdem sie ihn mit einem langen, fragenden Blick angeschaut, ich seh' es Euch deutlich an, und sonst würdet Ihr mit Euerm Rathe wenigstens zuwarten, bis der Vater zurückgekommen; doch ist's mir auch lieb, wenn ich jetzt nichts Weiteres erfahren muß, das meine Angst vermehren könnte. Aber ich kann die Stadt nicht verlassen, wo du und der Vater zurückbleiben . . . jetzt nicht, Theobald.

Julia!

Theobald!

Er lag vor ihr auf den Knieen und lehnte sein glühendes Antlitz auf ihren Schooß; sie saß still, ohne Abwehr, ihre beiden Hände wie in seliger Andacht gefaltet auf sein Haupt gelegt. O Julia, was machst du aus mir, rief er, sein Gesicht erhebend; ich Unglückseliger, der durch die geöffneten Pforten des Himmels schauen darf, nur um die Qualen seiner Verdammniß zu vermehren.

Sei nicht ungerecht, Theobald, erwiderte sie leise, ein Augenblick des Glückes giebt die Kraft, jedes kommende Unglück zu ertragen. Sie ließ die Hände auf seine Schulter sinken, neigte das Gesicht herab, und die Welt verschwand den Beiden in ein dufthauchendes, wogendes Blütenmeer. —

Mit trunkenen Blicken sich wieder erhebend, rief er hochaufathmend: Du hast Recht, Julia, ein solcher Augenblick wiegt das Elend eines ganzen Lebens auf; aber warum soll es nur ein einziger Augenblick sein in dieser endlosen Reihe . . . warum, Julia?

Du weißt es, erwiderte sie, seine Hand gegen ihre Stirne drückend; einmal mußte es so kommen, Theobald . . . ich hab' es längst gewußt; nun aber ist es mir auch wieder wohl, und alle Angst von meinem Herzen genommen.

Er schaute sie lange träumerisch an, wie sie ruhig vor ihm saß, der Lilie gleich, die ihre duftige Blüte, weder vor dem drohenden Gewitter, noch vor dem sengenden Sonnenstrahle zu bergen vermag; und doch fühlte seine Hand, wie ihre Stirne glühte und wie ein leises Schüttern durch ihre Glieder bebte. Und wenn wir uns deinem Vater anvertrauen, flüsterte er endlich, und gerade jetzt vielleicht, Julia? . . . In Zeiten der Gefahr erst hat schon mancher Mann den andern schätzen gelernt!

Sie schüttelte das Haupt mit einem wehmüthigen Lächeln, das aber sogleich verschwand, als er langsam

seine Hand aus der ihrigen zurückzog. Ich weiß, was du denkst, sagte sie, ihn mit ihren sanften Augen anblickend; aber du thust mir Unrecht, Theobald. Oder warum willst du den kurzen Traum meines Glückes stören, bevor mir der Tag den süßen Schlaf verscheucht? . . . Nein, sprich nicht, mein Freund, ich weiß, es bleibt mir nichts als Ergebung, und drum glaube mir, es ist eine starke Kraft von Nöthen, ein ganzes Leben lang hoffnungslos dulden und entsagen zu müssen.

Nicht hoffnungslos . . . die Hoffnung wenigstens mußt du mir lassen und dir selbst bewahren, Julia!

Hoffen und Entsagen . . . ja, Theobald. Hörst du, das sind die Schritte des Vaters vor der Thüre.

Sie hatte rasch die Hand an ihre Haare gelegt und das zusammenhaltende Netz losgerissen; aber noch rollte die hellschimmernde Flut erst langsam über die Schultern herab, als der Oberst in seiner Amtstracht, in Sammtmantel und Baret ins Zimmer trat. Statt des kleinen Paradedegens hing eine lange Klinge an seiner Seite, und neben den Schoßenden der Weste blickten zwei Pistolengriffe hervor. Sein Gesicht sah ernst, fast drohend aus.

Unter der Thüre blieb er stehen und schaute die Beiden an, als müßte er sich erst besinnen, was das zu bedeuten habe, oder wo er sich befinde; Julia wollte sich erbleichend erheben, um ihm entgegenzugehen; aber Theobald, der scheinbar unbefangen eine ihrer niederfallenden Flechten ergriffen, hielt sie mit einem sanften

Drucke der Hand zurück und trat dann selbst gegen den Obersten vor. Wenn meine Anwesenheit stören sollte, sagte er sich verbeugend, so kann ich vor die Thüre treten, gnädiger Herr, bis Ihr mit dem Fräulein gesprochen. Erlaubt mir nur einen Augenblick, ihr Haar zusammenzuschlingen. Er schaute dabei dem Vater ins Gesicht, während er sich so vor die Tochter stellte, daß diese von seiner Gestalt fast verdeckt wurde.

Ah — nein — bleib' Er nur, rief der Oberst; schon so spät — was?

Das Fräulein hat mich auf heute etwas früher bestellt, gnädiger Herr. — Schon gut, mach' Er schnell fertig und komm' Er dann auch zu mir hinab . . . verstanden? — Du bleibst hier, Jule, bis ich wieder zurückkomme.

Die Thüre fiel heftig in ihre Angeln, und Theobald wendete sich mit einem fragenden Blicke nach dem Fräulein zurück. Nein, nein, flüsterte sie erröthend, er hat nichts bemerkt. —

Aus dem Gemache der Tochter getreten, mußte Theobald stehen bleiben, um neue Kraft zu gewinnen, bevor er vor den Vater trat. Der Sturm der Gefühle, die so unerwartet aus ihrer still eindämmenden Haft befreit worden, brauf'te über ihm zusammen und drohte ihn mit sinnverwirrendem Gewölke zu umhüllen. Was hatte er in einer kurzen Stunde erlebt, und was konnten die nächsten Augenblicke bringen! Aber vorwärts, rief er sich leise zu, und verliere dich selbst nicht, Theobald!

Bei seinem Eintritte in das Gemach stand der Oberst vor einem offenen, reichgefüllten Waffenschranke, von dem er sich langsam gegen den Jüngling wendete; in der Hand hielt er eine Kugelbüchse von schön eingelegter Arbeit, deren Schloß er sorgfältig zu prüfen schien. — Hör' Er, Meyer, begann er mit leiserer Stimme, als es sonst seine Gewohnheit war; Er wollte nicht Soldat werden, wie ich's Ihm gerathen, obwohl Er früher mit allerlei Waffen wohl umzugehen gelernt. Jetzt muß Er's wider Willen thun . . . ich such' Ihm gerade Gewehr und Säbel aus . . . Da, das ist ein tüchtig Stück . . . eine englische Kugelbüchse. Damit reichte er Theobald die Waffen entgegen, während er ihm mit scharfem Blicke ins Gesicht schaute. — Ich muß Euch um deutlichere Erklärung bitten, gnädiger Herr, erwiderte der junge Mann, mit unwillkürlichem Wohlgefallen die Büchse betrachtend; zum Soldaten habe ich jetzt so wenig wie früher Lust . . . der gnädige Herr weiß warum.

Na meinetwegen, erwiderte der Oberst, indem er in den Schrank zurück nach einem Degen griff, gilt es ja auch nicht einen Jugendfreund und Gefährten zu treffen; aber einen Rebellen und Mörder wird Er doch übern Haufen schießen können wie einen Hund . . . was?

Ich verstehe Euch immer noch nicht; oder sollt' es wirklich Ernst gelten mit dem Bauernaufstande?

Bauernaufstand? Dummheiten! . . . Aber hör' Er, fuhr der Oberst nach einigem Besinnen fort, hat Er

irgend eine Ursache, sich über mein Haus zu beklagen, Meyer, über mich selbst oder über meine Tochter?

Theobald mußte bei dieser Frage, die mit einem scharfen, lauernden Blicke begleitet war, die Augen niederschlagen; doch rasch erwiderte er: Nein, das hab' ich nicht . . . Ihr wißt es selbst, gnädiger Herr. — Schon gut . . . ich weiß; Er hat mir bei seiner Ankunft Seine Verlegenheit mitgetheilt, und ich hab's, wie versprochen, ins Reine gebracht, daß Ihn keine Polizei weiter darnach fragte . . . was? . . . Meine Tochter wird Ihn auch nicht gequält haben . . . denk' mir's. Nun geh' Er einen Augenblick die Treppe hinunter und seh' Er, ob nicht zwei rothe Kreuze an die Hausthüre gemalt sind.

Ich habe sie schon bei meinem Eintritte bemerkt, gnädiger Herr, und ich weiß, daß auch an andern Häusern solche Zeichen angemalt wurden.

So, das weiß Er? fragte der Oberst, indem seine grauen Augen in unheimlichem Glanze aufblitzten, und weiß Er denn auch, was es zu bedeuten hat . . . was?

Nein, das weiß ich nicht; ich habe nur gehört, wie diese Kreuze mit einem Franzoseneinbruche oder einem Bauernaufstande in Verbindung gebracht werden wollten.

Dummheiten! — Der Oberst kam langsam an dem Tisch, hinter dem er bisher gestanden, herumgegangen und sagte dann, hart vor Theobald stehen bleibend: Hör' Er, lügen kann Er nicht, und drum ist Er auch

kein Hallunke . . . das hatt' ich im ersten Augenblick weg. Also kann man Ihm auch etwas anvertrauen — was?

Ich hab' Euch am ersten Tage gesagt, wer ich bin, gnädiger Herr.

Eines Thürhüters Sohn, aber mit dem jungen Edelmann erzogen und dann die Dummheiten . . . schon gut, ich weiß es. Nun hör' Er: in der nächsten Nacht sollte eine Verschwörung ausbrechen in der Stadt, die Regimentsfähigen ermordet werden und das Regiment in die Hände der Mörder übergehen . . . verstanden? Die rothen Kreuze an den Thüren bedeuten Mord und Brand, die schwarzen wollen es gnädigst mit dem Tode der Bewohner bewenden lassen . . . Schurken . . . was?

Ist es möglich! rief Theobald; und die Verschwörung ist entdeckt und vereitelt?

Oh . . . unter solchem Hundepack sind Feigheit und Verrath immer zu Haus; in diesem Augenblick werden die Rädelsführer in aller Stille abgefaßt, um schnell . . . Der Oberst machte, statt den Satz zu vollenden, eine scharfe Handbewegung durch die Luft, die freilich deutlicher sprach als alle Worte.

Theobald fühlte einen fröstelnden Hauch über sein Herz gehen, als er das kalte Lächeln bemerkte, das dabei wie eine blutdürstige Schlange um den Mund des Mannes spielte, und langsam legte er die Waffe, die er bisher in der Hand gehalten, wieder auf den Tisch zurück. Der Oberst schien es nicht zu beachten

und fuhr daher nach einem Augenblicke fort: Die Rädelsführer . . . ja, abgethan; aber wir wissen noch nicht, wie weit die Schelmerei Wurzeln getrieben; darum nehme Er die Büchse, Meyer, und diese Klinge da und geh' Er zum Rathhaus hinüber, dort wird Er das Weitere vernehmen . . . ich komme bald selbst nach.

Gnädiger Herr, erwiderte Theobald nach kurzem Besinnen, ich bin mit den Verhältnissen der hiesigen Bürgerschaft zu wenig bekannt, als daß ich mit gutem Gewissen Eurem Ansinnen Folge leisten könnte; Ihr werdet das von mir, dem Fremden, begreiflich finden. Aber gebt mir die Waffen mit der Erlaubniß, mich an Eurer Hausthüre aufzustellen; ich schwör' Euch, es wird kein Feind die Schwelle überschreiten, er müßte denn über meine Leiche gehen.

Der Oberst hatte den Sprecher über diese Worte halb verwundert, halb drohend angeschaut. Ist das Sein Ernst? . . . Er will nicht? — rief er endlich.

Nicht anders, als ich gesagt habe, erwiderte Theobald ruhig; gebt mir die Erlaubniß zu meinem Anerbieten, gnädiger Herr.

Der Oberst hob rasch den Degen, den er in der Hand gehalten, empor, ließ ihn aber augenblicklich wieder sinken und warf ihn in den Schrank zurück.

Art läßt nicht von Art, schrie er dann, auch die Büchse wieder zurückstellend; pack' Er sich, Sohn des Thürhüters!

IV.

Als Theobald mit einem Herzen voll Glück und Leid, voll Zorn und Wehmuth die Stadt aufwärts schritt, sah er über die Kreuzgasse vier Rathsherren auf das Rathhaus zugehen, die mit bloßen Degen einen Gefangenen in ihrer Mitte führten. Dieser schien unvermuthet, doch nicht ohne hartnäckigen Widerstand überwältigt worden zu sein; der Hausrock, den er trug, war an vielen Stellen zerrissen und das Gesicht von einem Schusse verbrannt. Theobald kannte den Mann, der ihm schon früher durch körperliche Schönheit und durch die Größe seiner Gestalt, aber auch zugleich durch ein barsches, prahlerisches Wesen aufgefallen; es war der Lieutenant Fueter bei der Stadtgarnison, und die Verschwörung hatte also selbst bei diesen berufenen Wächtern des Gesetzes und der Ordnung Eingang gefunden; dieser Gedanke schien auch auf das kleine Trüpplein Burger, die sich in bunter Bewaffnung vor dem Rathhause eingefunden, einen bedenklichen Eindruck zu machen; denn man sah da und dort einen von ihnen um die Ecke schleichen und nicht wieder zum Vorschein kommen. Das unbewaffnete Volk, das sich in dichten Haufen herbeidrängte, verhielt sich ruhig, offenbar überrascht und noch unentschlossen, auf welche Seite es sich zu schlagen habe. Als der Gefangene ins Rathhaus geführt war, trat aus demselben der Schultheiß, mit

allen Zeichen seiner hohen Würde geschmückt, auf die breite Treppe heraus, um die Menge an ihre Pflichten gegen die Obrigkeit zu erinnern und sie zur Wachsamkeit und zum Gehorsame aufzufordern; aber er hatte seine Rede kaum begonnen, als eine drohende Stimme rief: Schweig du, wir wissen längst, daß du ein glattes Maul hast. Der ganze Haufe brach in ein unehrerbietiges Gelächter aus. Doch erhob sich keine Hand, als bald noch ein zweiter, dritter Gefangener von bewaffneten Mitgliedern des Rathes herbeigeführt wurde, und für Theobald schien dies ein deutlicher Beweis, daß die Verschwörer ebenso wenig als der Schultheiß die wärmere Anhänglichkeit der großen Masse besaßen. Er selbst hatte keine Lust, dem unheimlichen Schauspiele länger zuzuschauen, und wollte sich hinwegdrängen; aber zwischen fast banger Erwartung und bald aufloderndem Ingrimme blieb er wieder stehen, als eben in dem Augenblicke der Vater Juliens hoch zu Roß auf den Platz hereinbog. Die an dieser Stelle dichtgedrängten Schaaren mußten dem Reiter freiwillig Raum geben, oder sie konnten ihm mit leichter Mühe den Weg versperren und durch das Eine oder Andere ihre Gesinnung gegen den neuen Ankömmling zu erkennen geben. Er sah trotzig, sogar herausfordernd aus, der alte Graubart, und sogleich rief er auch mit seiner dröhnenden Stimme: Alle Wetter, Platz gemacht Bursche; was habt ihr hier Maulaffen feil, holt eure Gewehre, oder packt euch sonst zum Schinder, meinetwegen! Aber

wie unhöflich das auch klang, das Gedränge wich halb lachend halb ehrerbietig aus einander, und da und dort rief es: Ja, Platz gemacht, Dem da . . . aus einander!

In Theobald gewann bei diesem Anblicke das Gefühl des Zornes die Oberhand. Wäre der Oberst von der Menge bedroht worden oder in Gefahr gerathen, er würde sich ohne Besinnen den Angreifern entgegengeworfen und sich eher haben in Stücke zerreißen, als dem Alten ein Leides geschehen lassen; aber jetzt, da Alles zur Seite wich, hätte er ihm selbst in die Zügel fallen und ihn für seine brutale Rücksichtslosigkeit verantwortlich machen mögen. Das ist immer der Weg, den plötzlich erregte, noch nicht im Sonnenstrahle ruhiger Ueberlegung gereifte Gefühle einschlagen, sie tasten an der äußern Erscheinung herum, wie der Blinde, der das Licht des Auges durch die Hand ersetzen muß. Aber bei Theobald trat noch das bittere Gefühl einer gänzlichen Ohnmacht und Hülflosigkeit gegen diesen Mann hinzu, der sein ganzes Lebensglück in Händen hielt und ach . . . es ohne Abwehr mit rauhem Fuße zertreten mußte, wie den Wurm, der auf seinem Wege kroch. Der Jüngling hob bei dieser Vorstellung, ohne daran zu denken, was er that, die zornig geballte Faust empor, und in dem nämlichen Augenblicke streifte auch das scharfe Auge des Obersten nach ihm hinüber. Mit einem verächtlichen, fast grinsenden Verziehen des Gesichtes zuckte er die Achseln und ließ seine Blicke wieder nach einer andern Richtung schweifen. Ueber Theobald's

Gesicht flog eine dunkle Glut hinweg, um alsbald einer erschreckenden Bläße Platz zu machen. Mit starren Blicken verfolgte er den Reiter, bis dieser, sich aus dem Sattel schwingend, die Rathhaustreppe hinangestiegen und durch das große Portal verschwunden war; es hatte sich ein ganzer Schwarm herbeigedrängt, um ihm das Pferd zu halten. Ja . . . Canaille . . . murmelte Theobald und suchte sich dann, ohne der Stöße zu achten, die er dabei ertheilen mußte, einen Ausweg durch das Gedränge zu bahnen.

Er schritt die Straße abwärts dem Thore zu, kaum beachtend, wie zu beiden Seiten Thüren und Verkaufsbuden geschlossen waren und selbst die Fensterladen bis in die obersten Stockwerke hinauf in ihre Haken gezogen wurden. Was kümmerten ihn Angst und Furcht dieser Menschen, deren Wille von jedem Windhauche sich biegen ließ. Zu seinem bittern Unmuthe war nun noch die beschämende Vorstellung getreten, daß der Oberst glauben werde, ihn über einer Geberde ohnmächtigen Zornes ertappt zu haben, die dem Uebermüthigen erlaube, der Geringschätzung die Verachtung beizugesellen, und so bemächtigte sich seiner immer mehr jene ingrimmig verzweifelnde Stimmung, in der es kräftige Menschen drängt, unheilbringend und zerstörend in das Leben einzugreifen. Hättest du von dieser Verschwörung gewußt, rief es in ihm, so wäre dir Gelegenheit geboten worden, gegen den unmenschlichen, Alles verhöhnenden Uebermuth dieser Aristokraten mannhaft anzu-

kämpfen; sie hätten in dir wenigstens einen Gegner fürchten müssen, so lange du ihren Streichen nicht erlegen wärest; jetzt bist du ihnen nichts als ein Wurm, über den sie achtlos hinweggehen, oder verächtlich die Ferse auf ihn setzen. Er war auf die Brücke gekommen, die zum Thore führt, und beugte sich über das Geländer, um in den hochgehenden Strom hinabzuschauen. Die Wasser schossen wildflutend heran und brachen sich aufschäumend an den mächtigen Steinpfeilern; aber die ganze Brücke war fortwährend von einem unheimlichen Schüttern durchbebt, und wer über dieselbe ging, beeilte seine Schritte, als wollte er einer drohenden Gefahr entrinnen. Einmal werdet ihr doch noch zusammenbrechen vor diesen lebendigen Schneewassern des Hochgebirges, rief Theobald in den schäumenden Strudel hinunter; — ihr ahnt es und zittert, ihr stolzen, herzlosen Stützen des alten Bauwerkes. — Das solltet Ihr nicht wünschen, Herr, sagte eine Stimme, es will sonst aller feste Grund wanken. Es war der Wärter am nahen Thore, der neben Theobald stand. Uebrigens wenn Ihr noch hinaus wollt, wie ich denke, fügte er leiser bei, so beeilt Euch; ich erwarte jeden Augenblick den Befehl zum Thorschlusse.

Wie, mitten am Tage?

Der Alte hob die Achseln ein wenig in die Höhe und sagte scheu umherblickend: Thut wie Ihr wollt, Herr. Mancher möcht' froh sein, er wäre so nah' hier, wie Ihr's seid.

Theobald nickte und schritt durch den hallenden Schwibbogen ins Freie. Er hatte den Thorwärter wohl verstanden; aber was lag es ihm in diesem Augenblicke daran, für einen Verschwörer angesehen zu werden? Ja, wär' ich's, rief er abermals laut vor sich hin, ich weiß es, sie selbst würde mich segnen, wenn ich diese starren Banden sprengen könnte, die auch ihr Leben, ihr Wünschen und Hoffen wie zermalmende Ketten umspannen. Er gedachte die Höhe hinanzusteigen, die sich längs dem Flusse erhebt, um, durch das stille Sommerland streifend, die Qual seiner Gedanken zur Ruhe zu bringen; aber kaum war er einige Schritte gegangen, als rascher Hufschlag hinter ihm über die Brücke heran=dröhnte. Es waren zwei Reiter, in deren Einem er von Weitem schon den Obersten erkannte. Nein, der soll mich jetzt nicht sehen, dachte Theobald in einer plötzlichen Anwandlung jenes bittern Schamgefühles, das die Scene vor dem Rathhause in ihm erweckt, jetzt nicht; ja hätt' ich die Büchse zur Hand, die er mir heute als Dienstpfand geben gewollt!

Kaum zehn Schritte vor ihm stand die Herberge zum Klösterli, die sich auf dem steilen Aarborde erhebt, und dort hinein verschwand er, während die beiden Reiter mit verhängten Zügeln die Straßen hinanjagten.

Hinter dem Hause, gegen Fluß und Stadt gewendet, lag eine stille Sommerlaube, und in diese ließ sich Theobald eine Kanne Wein bringen. Es war ein Plätzlein, um die Eindrücke der letzten Stunde noch einmal

in geordneten Reihen an sich vorübergehen zu lassen. Tief zu Füßen flutete der Strom an den jäh abfallenden Felsen heran, jenseits erhob sich im Halbrunde die Stadt, aus der kein Ruf, kein Laut heraustönte, und hüben und drüben ergoß sich der üppige Sommertag. Was ging hinter jenen Mauern vor, die so schweigend, so starr und kalt in die zitternden Lüfte aufstiegen? — Vorüber, fast am äußersten Ende der langen Häuserreihe, die der Flußwindung folgend sich dahinbog, stand ein breites Haus mit hochragendem Giebel, als müßte er über alle Nachbarn weg weithin das Land überschauen. Aus der Tiefe kletterten Klebebäume an der Mauer empor, deren oberste Zweige noch ein Fenster umrankten. Dort, ja dort lag der Glückstraum seines Lebens', der einen verhüllenden Schleier über allen Schmerz vergangener Tage breitete und das Land der Zukunft in rosigem Morgenschimmer auftauchen ließ; aber er durfte die Hand nicht ausstrecken nach diesem Traume, wenn das süße Bild nicht plötzlich in schwarze Nacht versinken sollte. Und warum darfst du es nicht, Theobald, da sie dir ihre Liebe unverhüllt dargebracht, wie eine reine Opferflamme, die nur für dich angezündet wurde, nur dir leuchtet und dir einzig angehört? Was bist du dem Manne noch schuldig, der unter dem Schilde des Vaterrechtes diese duftige Blüte zertritt, wie er auch dich, dein besseres Theil und deinen freien Willen zertreten möchte? Darfst du diesem Einzelnen gegenüber nicht das nämliche Recht dir nehmen,

das sich die Verschwörer gegen den ganzen Stand, dem er angehört, zu nehmen berechtigt hielten? — Aber nein, das kannst du nicht, gab er sich selbst die Antwort, das darfst du um ihretwillen nicht, die in einem solchen Kampfe erliegen und untergehen würde, wie der stille Stern hinter den kämpfenden Wolken untergeht. O daß mir ein freundlicher Gott einen Wink gäbe, mir einen Weg aus diesem Labyrinthe zeigte; aber es giebt keinen solchen Weg, Theobald — keinen! —

Aus solchen Gedanken, die ihn immer düsterer umspannen, wurde Theobald durch die Ankunft eines Trupps bewaffneter Männer aufgestört, die sich unter eifrigem Gespräche an die Tische vor der Laube setzten. Der Einsame erhob sich, um weiterzugehen; aber als er hinter der Laubwand hervortrat, rief eine erfreute Stimme: Wie, Ihr seid's, Herr Theobald? . . . dem Himmel sei Dank, ich fürchtete schon, es sei Euch ein Unglück begegnet. Der Rufer war Niemand anders als der ehrsame Meister Hänni selbst, der bis an die Zähne bewaffnet seinem Gesellen die Hand entgegenstreckte. — Ich habe einen Gang ins Freie gemacht, es war mir nicht mehr geheuer in der Stadt, erwiderte Theobald, dem ein unabwehrbares Lächeln über das kriegerische Aussehen seines sonst so friedfertigen Herrn auf die Lippen stieg; aber was wollt denn Ihr hie außen, werther Meister?

Daran habt Ihr wohlgethan, sagte leise der Haar-

kräusler, wollte Gott, ich wäre auch los und ledig wie Ihr, und könnte meine eigenen Wege gehen.

Aber was habt Ihr denn vor?

Sie haben da drüben auf der Burgdorfer Straße den Hauptrebellen eingefangen, wißt Ihr, den kleinen Hauptmann Henzi, und den sollen wir in die Stadt führen, wenn sie ihn herabbringen.

Und für den einzigen kleinen Hauptmann sind eurer so Viele nothwendig, Meister?

Ja, wißt Ihr, Herr Theobald, Ihr habt ganz recht, es ist nicht geheuer in der Stadt, erwiderte der Haarkräusler, ohne sich Mühe zu geben, seine Aengstlichkeit zu verbergen; man weiß nicht, wie Viele drinnen bereit sind, dem Mordbrenner davonzuhelfen.

Aber diese ganze Schaar da steht treu zur Obrigkeit?

Es sind alles redliche Burger . . . fleißige Handwerksleute, die ihr Brod von unsern gnädigen Herren verdienen müssen, wie ich, Herr Theobald.

Und wer hat den Henzi gefangen genommen?

Zwei Rathsherren, sagt man; meiner Treu, seht, da bringen sie ihn schon.

Und in der That kamen den Weg herab langsam die zwei Reiter gegangen, die vor kaum einer halben Stunde vorübergaloppirt. Sie waren von den Pferden gestiegen und ließen einen kleinen, aber gewandt und kräftig aussehenden Mann zwischen ihnen hergehen, indem der Eine den blanken Degen, der Oberst eine gespannte Pistole in der Faust trug. Der Gefangene

war unbewaffnet, doch hing ihm noch das leere Degengefäß zur Seite. Vor dem Wirthshause wurde Halt gemacht und die Drei traten zu der bewaffneten Schaar auf den freien Vorplatz heran.

Theobald wäre diesem Schauspiele lieber ausgewichen, aber es bot sich kein Ausweg mehr dar, und so zog er sich wieder an die Laubwand zurück, um wenigstens dem Blicke des Obersten zu entgehen. Dieser schrie den Bewaffneten zu, sich vor dem Ausgange am Hause aufzustellen und ihre Gewehre schußfertig zu halten; dann warf er sich erschöpft an einem Tische nieder und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Am besten ist's nun, sagte er zu seinem Begleiter, nachdem er ein wenig ausgeathmet, Ihr geht mit einigen dieser braven Männer selbst nach dem Rathhause hinein, um genaue Weisung zu holen. Ich werde für unsern Hauptmann Sorge tragen indessen . . . was?

Zu Befehl, Herr Oberst. Der Mann steckte seinen Degen in die Scheide, nahm sich zwei der Bewaffneten zum Geleite und schritt auf die Straße hinaus.

Ihr habt über Durst geklagt! fuhr dann der Oberst zu seinem Gefangenen fort, indem er eine der aufgestellten Flaschen ergriff und ein Glas einschenkte, da trinkt; war wohl eine heiße Jagd . . . nicht?

Der Hauptmann nahm das Glas, um dasselbe mit einer leichten Verbeugung gegen den Spender auf einen Zug leerzutrinken.

Noch eins? rief der Oberst, wie es schien, belustigt von diesem Anblicke; einen guten Zug habt Ihr, Hauptmann, wahr ist es.

Ich dank' Euch.

Der Gefangene wendete sein Gesicht, ohne sich von der Stelle zu rühren, der Stadt zu, und Theobald konnte nun aus seinem Verstecke hervor bemerken, wie seine klugen braunen Augen mit forschenden Blicken an den Häuserreihen auf und nieder gingen; den Fluß abwärts blieben sie an der Stadtmauer haften, die dort wohl eine Viertelstunde entfernt in einem Thurme endigt, der fast in seinem ganzen Umfange vom Wasser umspült wird. Es waren daselbst mehrere Personen zu erkennen, die außerhalb der Mauer am Flusse standen, vielleicht Fischer, oder auch Leute, die zur Thurmwache aufgestellt waren, denn sie blieben unbeweglich an ihrer Stelle stehen. Der Oberst trank nun selbst mit sichtlichem Behagen einen Becher und rief dabei den wachehaltenden Männern unten zu, sie sollten sich ihre Mühe nicht verdrießen lassen; sei die Geschichte einmal vorbei, so würden zum guten Schlusse wohl ein paar der großen Stückfässer im Rathhauskeller angestochen werden. Der Gefangene nickte leise mit dem Kopfe, als wär' er einverstanden mit dieser fröhlichen Aussicht, während Theobald fast zornig in sich hineinrief: Warum holst du dir den letzten Trunk nicht drunten im Strome? Ein Sprung, und du bist der Quälerei der Menschen entronnen!

Noch ein Glas, Herr Oberst, wenn ich bitten darf, sagte der Hauptmann.

Ha, hab's gedacht, rief der Alte; noch zwei, wenn's Euch schmeckt. Der Gefangene legte seinen Hut, den er bisher unter dem linken Arme gehalten, auf den Tisch, trank das große Glas wieder bis zur Neige und beugte sich dann vorwärts, als wollte er's sorgsam niederstellen; aber der Becher klirrte auf den Boden, und der Mann schoß wie ein aufschnellender Federball in die Fluten hinunter. Ein Schrei der Ueberraschung und Bestürzung erfolgte, es knallte ein Schuß; aber mit bebender Hand schleuderte der Oberst die rauchende Pistole über den Felsenrand dem verwegenen Flüchtlinge nach.

Theobald stürzte aus seinem Verstecke hervor mit den Andern der Stelle zu, von welcher der Gefangene verschwunden war. Die Wasser waren in Folge eines warmen Föhnes, der im Gebirge geherrscht, hoch angeschwollen und trüb gefärbt, mit Reisig und mancherlei Treibholz bedeckt; von dem Hauptmanne war nichts mehr zu entdecken — die wilde Flut schien ihn augenblicklich in die Tiefe gezogen zu haben.

Der Oberst stand starr, mit vorgestreckten Händen über den Abhang gebeugt, und hätte nicht sein unstäter, verzweifelnder Blick das Leben verrathen, das in ihm kochte, würde man ihn für eine graue Steinsäule haben halten können. Theobald erhob unwillkürlich den Finger und deutete auf einen dunkeln Fleck, der sich schon

ziemlich entfernt in stetiger Richtung der Brücke zubewegte. Er ist's, er schwimmt! schrie der Oberst aus seiner Erstarrung emporfahrend; he, wer kann schwimmen von euch . . . wer wagt sich dran? Hölle und Teufel, daß ich im Wasser sinke wie ein Mühlenstein!

Und dort am untern Ende der Stadt scheinen ihn gute Freunde zu erwarten, wenn ihm die Kräfte so weit reichen, rief Theobald, dem ein wildverworrener Sturm von Schadenfreude, Mitleid, Furcht und hoffendem Muthe das Herz erfaßte; er ist dem Brückenpfeiler glücklich ausgewichen.

Der Oberst heftete sein Auge auf die Gruppe, die weit unten am Mauerthurm in Bewegung gerathen, mit einem rothen, flatternden Tuche auf den Fluß hinauswinkte. Er schien mit einem Blick den weiten Umweg zu bemessen, der über die Brücke in fast stundenweitem Umkreise die Stadt hinan zu dieser Stelle führte; dann wendete er sich mit bebenden Lippen an seine Umgebung zurück. Ist Keiner unter euch, rief er mit dumpfer Stimme, der sich dran wagt, meine Ehre — eure Ehre zu retten — was? Zwanzigtausend Kronen für den Gefangenen — mein ganzes Vermögen — Hab' und Gut — Keiner? —

Nein, es regte sich Keiner; die Männer blickten einander mit ängstlichen Geberden an, oder schauten dumpf in die treibenden Wogen hinaus.

Und Ihr da, Meyer! sagte der Oberst leiser, wie?

Theobald's Gesicht war plötzlich bleich und fahl

geworden, wie dasjenige des alten Mannes selbst, und nur aus seinen Augen brach eine dunkle, brennende Glut hervor. Ja, ich will mein Leben für Eure Ehre wagen, rief er, nicht um Eure Goldkronen; aber gegen das Versprechen, Euerm Kinde, Eurer Tochter den freien, ungehemmten Willen zu lassen!

Der Oberst blickte mit großen, erstaunten Augen auf und sagte langsam, als müßte er sich über seine Worte besinnen, oder als traute er dem gesunden Verstande des jungen Mannes nicht mehr: Versteht sich, den ungehemmten Willen soll meine Julie schon haben und Ihr die versprochenen Kronen obendrein, Meyer.

Wohlan denn . . . gedenkt Eures Wortes, rief Theobald, das Oberkleid von den Schultern streifend und einen Blick den Fluß hinabwerfend, wo der Flüchtling bereits die Brücke hinter sich gelassen; bleib' ich unten, so bringt Julien meinen letzten Gruß, Herr Oberst.

Dieser streckte plötzlich die Hand aus, als ob er den Sprungfertigen noch zurückhalten wolle, nicht aus Mitleid und Besorgniß, denn es ging ein grimmiges Zucken und Beben über sein Gesicht, da er wohl erst mit dem letzten Worte Theobald's den vollen Sinn und die Tragweite seines Versprechens erfaßt haben mochte; aber er kam zu spät, und es achtete seiner auch Niemand in dem Augenblicke, wo die trüben Fluten bereits über dem kühnen Schwimmer zusammenschlugen.

Aber nicht lange bedeckten sie ihn; nach einer kur-

zen, ängstlichen Pause tauchte er zur nämlichen Stelle, auf der er niedergesunken, wieder empor und glitt dann flußabwärts, wie ein schlanker Kahn, der mühelos gerudert wird.

V.

Schon bei einbrechendem Abend war die ganze Stadt in ein buntes Kriegslager verwandelt. An allen vier Thoren, vor dem Zeughause und an der Kreuzgasse gegenüber dem Rathhause standen zahlreiche und regelmäßig sich ablösende Wachtposten, während ebenso zahlreiche Streifpatrouillen da und dort ein Haus umzingelten, oder einen Gefangenen durch die Straßen führten. Die Verschwörung war vollständig und widerstandslos niedergeschlagen. So lange das Haupt und die Seele derselben, Herr Hauptmann Henzi, nicht in festem Gewahrsam gewesen, hatte das Zünglein der Wage in bedenklicher Weise geschwankt, und manche vornehme Rathsherrenfrau stand am Mittage am Kochherde, nicht um ein fröhliches Mahl, sondern um große Töpfe siedenden Wassers zu rüsten, mit dem sie die befürchteten Angreifer ihres Hauses von den Fenstern herab zu begrüßen gedachte. Die Masse der mindern Burger und Einsassen hatte um diese Zeit eine Haltung angenommen, die solche Vorkehren nur zu sehr rechtfertigte; wußte man doch, daß das Aarbergerthor und die ganze befestigte Mauerlinie bis zum Thurme

an der Aare hinab sich in Händen der Verschwörer befand mit all den Waffenvorräthen, die dort aufbewahrt lagen.

Aber als Nachmittags die Kunde durch die Stadt flog, der Hauptmann Henzi sei bei einem verzweifelten Fluchtversuche und erst nach grimmigem Kampfe mitten in der Aare von dem Haarkräuslergesellen des Meisters Hänni festgenommen worden, da hatte sich die Lage mit einem Schlage gewendet. Die Straßen bedeckten sich plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen mit bewaffneten Schaaren, die nach dem Rathhause zogen, um sich dort unter die Befehle der Baretliherren zu stellen, und in kaum zwei Stunden stand die Stadt gerüstet, wie in den Nothtagen langvergangener Heldenzeit. Bald jedoch mußte die Einsicht die Oberhand gewinnen, daß nun selbst diese Rüstungen überflüssig geworden. Vom Lande her, von dem man befürchtet, daß es mit der Verschwörung im Bunde stehe, kamen alle ausgeschickten Kundschafter mit der Botschaft zurück, daß die Bevölkerung weit und breit sich wie ein Mann erhebe, um dem Regimente der gnädigen Herren und Obern zu Hülfe zu eilen, und in der Stadt waren ja die Verschwörer gefangen, oder von ihren eigenen Freunden verrathen und im Stiche gelassen. So kam es denn, daß die ganze Waffenerhebung bald ein mehr heiteres und lebenslustiges, als Gefahr und Tod drohendes Aussehen gewann, wie ja der Mensch stets nach kaum überstandener Noth wieder am eifrigsten dem frohen Genusse

seines Daseins nachjagen mag. Und für diesen Genuß wurde reichliche Vorsorge getroffen. Neben jedem Standposten, an den Thoren, am Zeughause und an der Kreuzgasse lag ein mächtiges Weinfaß, das seit einem halben Jahrhundert heute zum erstenmale wieder die feuchte Nacht des Rathhauskellers mit dem milden Tageslichte vertauscht, und vor all jenen Häusern, die am Morgen mit den verhängnißvollen Kreuzen bezeichnet gewesen, standen nun lange Tische mit leckeren Speisen bedeckt. Daran saßen die vornehmsten und holdesten Frauen, um mit eigener Hand die vorüberziehenden Patrouillen zu bedienen und neugierig mit ihnen über die Vorgänge des Tages zu discuriren.

Eine Hauptrolle spielte, wie leicht zu begreifen, in all diesen Gesprächen der muthige Haarkräuslergeselle Theobald, und wieder flog sein Name von Mund zu Mund, wie am ersten Tage seiner Ankunft in der Stadt. Und wie damals rankten sich auch heute seltsame, für Viele fast unglaubliche Gerüchte an ihm empor, während Manches, um das einst Meister Bölzlein verspottet worden, nun plötzlich wieder neue Glaubwürdigkeit gewann. Daß der Haarkräusler den durch seine gewandte Körperkraft und Verwegenheit bekannten Rebellenhäuptling mitten in dem reißenden Flusse überwältigt, ohne der Kugeln zu achten, die von dem schon nahen untern Aarthurm ihm entgegenpfiffen, konnte man noch begreiflich finden, obwohl es von Tausenden keinem Zweiten gelungen sein möchte, bloß mit einem Arme die wilden

Strudel zu durchrudern, und mit der andern Hand den sich sträubenden Gegner festzuhalten; fast übermenschlicher Kraft und Gewandtheit bedurfte es dazu. Aber unbegreiflicher lautete doch etwas Anderes, was namentlich der Meister Hänni mit ebenso geheimnißvollem Gesichte als hohem Selbstgefühl Jedem erzählte, der ihn anhören mochte. Und es hörten ihm Viele zu, Manche drei, vier Mal, gleichsam als könnten sie das Unglaubliche durch ein öfteres Wiederholen ihrem Begriffsvermögen gewöhnlicher und zugänglicher machen. Als nämlich der Theobald mit seinem Gefangenen ans Ufer gestiegen, habe der Oberst ihn alsogleich ein wenig beiseits gezogen und mit einem Gesichte, aus dem in jeder Miene ängstliche Erwartung gesprochen, gefragt: ob er nun seine Tochter nicht sogleich zur Gemahlin begehre? — Darauf aber habe der Theobald sich noch erst eine Weile besonnen und dann erwidert: je nachdem; darüber müsse das Fräulein befragt werden; begehre *sie* ihn, so werde er nicht Nein sagen.

Diese Geschichte nun würde unbedingt und ohne Besinnen ins Gebiet der Fabel verwiesen worden sein, wären nicht so viele unbetheiligte Zeugen zu ihrer Bestätigung vorhanden gewesen. Wer den Obersten genauer kannte, war wohl überzeugt, daß er sich selbst in die Aare gestürzt, oder sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, wenn der seiner Obhut anvertraute Gefangene entwischt wäre; aber daß der standes- und geschlechtsstolze Patrizier einem Haarkräuslergesellen seine

einzige Tochter anerboten hätte — nimmermehr; da mußten noch verborgene Gründe obwalten, und am Ende war doch etwas Wahres gewesen an den frühern Prinzen-Gerüchten. Drum auch mochte, besser unterrichtet als Andere, der Oberst gleich anfangs für den Fremden bei der Polizei Fürsprache eingelegt haben, wie nun mit einem Male ruchbar wurde. Immerhin, schlossen die Männer diese Gespräche, auch ein Prinz hätte sich der holden Julie nicht zu schämen, und die Frauen meinten unverhohlen, einen schönern Gemahl würde sie nie finden können, ob Prinz oder Haarkräusler.

Während Theobald auf solche Weise gefeiert und glücklich gepriesen wurde, saß er selbst in banger Unruhe auf seinem einsamen Kämmerlein, mit dem unabwehrbaren Zweifel ringend, ob er seine That nicht mehr zu bereuen, als sich derselben zu freuen habe. Das Letztere einmal mochte ihm nicht gelingen, wie sehr er auch sich Mühe gab, die dunkel heranziehenden Schatten wegzuscheuchen. War es ihm ja doch kaum möglich, klar zu werden, was ihn eigentlich zu der That bewogen hatte, da der Augenblick, in dem er den Entschluß gefaßt und die Ausführung begonnen, wie ein dumpfer, verworrener Traum hinter ihm lag. War es am Ende nicht bloß das schadenfrohe Verlangen, den Uebermuth des Aristokraten zu demüthigen und seinen Stolz zu brechen? — Nein, das war es nicht, Theobald, rief er, aus seinem Sinnen sich erhebend; zur Befriedigung eines kleinen Rachegelüstes wärest du nicht fähig, die

Noth eines alten Mannes zu benützen; gewiß nicht. Nein, es war vielmehr das Mitleid mit seiner hülflosen Verzweiflung, es war deine unnennbare, hoffnungslose Liebe zu Julien, die dich trieb, und nichts Anderes. — Aber, fuhr er nach einer Weile fort, bist du auch wahr gegen dich selbst? Du wußtest ja, daß ihre Liebe dir voll und ganz angehört; sie hat dir dieselbe aus freien Stücken entgegengebracht und mit dem starken Muthe des Entsagens eingestanden, während du . . . was, Theobald? . . . während du, um ihres bloß äußerlichen Besitzes willen, einen Mann, der dir in deinem ganzen Leben kein Leids gethan, der mit Muth und Entschlossenheit für seine Meinungen eingestanden, dem Henker überliefert hast! . . . Wird sich dieser Gedanke nicht stets wie ein gespenstischer Schatten zwischen dich und dein Glück, zwischen deine Liebe und Julie stellen? . . . Ah, Theobald, als du in jener Unglücksstunde deinen Freund und Wohlthäter erstochen, konntest du den Allwissenden zum Zeugen anrufen, daß keine Absicht, daß nur ein unglückseliger Zufall deine Hand geführt, und doch legte sich diese That wie ein Fluch auf dein Leben, um dich aus den Bahnen, die dir so freundlich geebnet waren, gleich einem wesenlosen Schemen hinwegzuschleudern. Und jetzt? . . .

Von unendlicher Bangigkeit erfüllt, mußte er sich auf sein Bett werfen, als könnte der ruhende Leib der Seele eine Stütze bieten in dem Kampfe gegen die dunkeln Ahnungen, die sie bestürmten; aber es mochte

ihm wenig helfen, daß er sich zu überreden suchte, der Flüchtling würde ja schon in den Fluten der Aare seinen Tod gefunden haben, oder er gehe nun nur dem Loose entgegen, das er selbst Andern zu bereiten gedacht; immer wieder stand plötzlich das edle, mehr von Wehmuth als Zorn erfüllte Antlitz vor ihm, mit dem der Hauptmann sich mühsam aus den Wellen hebend ihm zugerufen: Was willst du mir anhaben, fremder Mann? Willst du kein Scherge menschlicher Ungerechtigkeit sein, so überlasse mich dem Beschlusse des ewigen Richters! — Hättest du es gethan! sprach es in Theobald, während sich zugleich ein anderes Bild vor sein inneres Auge drängte, das ihm mit unheimlich leuchtenden Blicken und krampfhaft zuckenden Zügen entgegenschaute. Es war das Gesicht des Obersten, als dieser ihn, fast ohne sich um den zurückgebrachten halbbewußtlosen Gefangenen zu kümmern, mit der Frage auf die Seite zog; wie die Bedingung, unter der er das Wagstück unternommen; eigentlich zu verstehen sei? — Theobald gab offenen Bescheid, aber er sah auch, wie der Vater Juliens sich zuerst zusammenbog und dann wieder langsam emporrichtete, bevor er zur Antwort kam. Ich hab' Ihn vorhin nicht recht verstanden, hatte drauf der Oberst gesagt, doch mein Versprechen hat Er, und es soll gehalten werden. Will die Jule seine Frau werden, soll Er Bericht haben; nachfragen wird Er nicht, Meyer . . . was? . . . —

Der dumpfe, bebende Ton, mit dem diese Worte

gesprochen waren, klang in den Ohren Theobald's in anderer Weise nach, als in denjenigen seines Meisters, und zur Erinnerung an denselben gesellte sich nun auch noch der qualvolle Gedanke, daß er das heiligste Herzensgeheimniß Juliens verrathen und sie dadurch vielleicht unsäglichem Leide preisgegeben habe; zwar nahte sich wohl die süßflüsternde Hoffnung, sie werde in ihrer Liebe die Kraft gewinnen, den Kampf um einen glückverheißenden Sieg zu bestehen, aber auch dieser Trost vermochte den an Leib und Seele Erschöpften nicht mehr aufzurichten, und als ihm endlich der Schlaf die Augen schloß, brachte selbst dieser milde Besänftiger aller Qualen nur bange, unheilschwangere Träume mit. —

Gleichwohl stand die Sonne schon hoch über den benachbarten Giebeln der Stadt, als Theobald durch ein Pochen an seiner Thüre geweckt wurde. Es war der Meister Hänni, der, in der einen Hand einen mächtigen Blumenstrauß, in der andern ein versiegeltes Papier haltend, unter feierlichen Bücklingen in die Kammer seines Gesellen trat. An der Thüre blieb er stehen und schien mit verlegenen Blicken das geringe Geräthe und die mit einer vergilbten Tapete bekleideten Wände des Gemaches zu mustern, bevor er zu Worten kommen konnte; aber auch als er zu sprechen anfing, schwankte seine sonst so geläufige Zunge, als ob sie sich fürchtete, den richtigen Ausdruck zu verfehlen. Ich möchte Euch um die Ehre bitten, Herr . . . Herr, sagte er, für die

Zeit, die Ihr noch etwa in meinem Hause verweilet, die grüne Stube im ersten Stockwerke zu beziehen; es ist die beste, die ich Euch anbieten kann.

Was giebt es, Meister? rief Theobald, den Mann, der ihm in seiner feierlichen Unbehülflichkeit wie eine Fortsetzung der kaum verscheuchten Traumbilder erschien, verwundert anblickend; ich muß mich wohl verschlafen haben.

Bitt' um Verzeihung, daß ich Euch gestört habe, erwiderte der Meister; das Frühstück hätte wohl noch warten mögen; aber hier schickt Euch meine Frau diese Blumen zum Glückwunsche, und da ist ein Brief für Euch . . . Herr . . .

Ein Brief . . . wer hat ihn gebracht?

Der schwarze Jacob, wißt Ihr, der Reitknecht des gnädigen Herrn, des Obersten; ich dachte, es werde Eile haben . . . gute Botschaft kommt nie zu früh.

Ich danke Euch, Meister, erwiderte Theobald leise, und werde bald hinunterkommen.

Der Brief zitterte in seiner Hand, als er die starren, wie mit einem Degenknaufe geschriebenen Buchstaben der Aufschrift betrachtete, und vor seinen Augen zog ein schattenhaftes Flimmern beim Anblicke des großen Familiensiegels; er meinte, ein höhnisches, drohendes Gesicht hinter dem geschlossenen Helmvisire, mit dem das Wappen gekrönt war, hervorstarren zu sehen. Er wendete das Papier einige Male hin und her, indem er vor sich hin murmelte: Dein Richterspruch, Theobald

. . . Tod oder Leben, Seligkeit oder Verdammniß; gleichviel. Du mußt dein Geschick kennen lernen.

Als er das Siegel mit einem raschen Zuge losgelöst und seine Blicke die ersten Zeilen überflogen hatten, sprang er empor, um wie ein Trunkener durch das Gemach zu schwanken. Dabei preßte er das Blatt gegen seine Brust und rief mit zitternder Stimme: O Julia, vergieb mir, daß ich einen Augenblick an dem Starkmuthe deiner Liebe zweifeln konnte . . . du Herrliche, du Hochherzige, der mein Leben und Sterben, mein letzter Athemzug gehören soll!

Er warf sich wieder auf einen Stuhl und drückte beide Hände auf die Augen, als wären sie, von einem plötzlichen Glanze geblendet, nicht mehr im Stande, das helle Tageslicht zu ertragen.

So saß er lange vor sich hingebeugt, ehe er es wagte, den Brief zu Ende zu lesen. Und er that wohl daran, diesen Augenblick des reinen, unvergällten Glückes in seiner ganzen Seligkeit durchzukosten, bevor er dem Zweifel gestattete, einen Schatten über das rosige Morgenland seiner Hoffnungen auszugießen; denn ach, wie wenige Augenblicke ungetrübten Glückes zählt das Menschenleben, dieser seltsame Traum des Daseins, der mit einer Klage beginnt, um mit einem Seufzer zu Ende zu gehen! — Theobald mußte diesem unabänderlichen Geschicke sich ebenfalls unterwerfen, als er endlich das Blatt wieder vor die Augen hob, so wenige Worte außer den schon gelesenen dasselbe auch ent-

halten mochte. — Es hat seine Richtigkeit, schrieb der Oberst, meine Jule hat mir Alles eingestanden, sie will Ihn zum Manne haben. Mein Wort hat Er auch, Meyer, und so soll die Hochzeit vor sich gehen, sobald die Rebellengeschichte abgethan. Tag und Stunde werden Ihm angezeigt; vorher hat Er sich um nichts zu bekümmern, ich werde die Sache besorgen, wie sich's gebührt. — Der Leser hielt wieder inne und legte erbleichend die Stirn in seine Hand. Es war nicht der stolze, barsche Ton, mit dem ihm der künftige Schwiegervater sein Lebensglück gleichsam vor die Füße warf, was ihn erschütterte; wußte er doch, daß der Mann einen edlern Kern in sich barg, als die rauhe Schale auf den ersten Anblick vermuthen ließ; es war auch nicht die deutliche Weisung, Julien vor dem Hochzeitstage nicht mehr sehen zu dürfen; gehörte eine solche Einschränkung ja sogar zu der wunderlichen Standesetikette; aber ein einziges Wort, das ein vorauseilender Blick aus der nächsten Zeile aufgefangen, hatte ihm einen Augenblick den Muth benommen zum Weiterlesen. Doch auch dieser bitterste Tropfen mußte gekostet werden. Beiliegend eine Anweisung auf die zwanzigtausend Kronen, lautete der Schluß, die Ihm mein Geldwechsler sogleich ausbezahlen wird. Er mag sich daraus gebührlich ausstaffiren auf den Hochzeitstag. Bis dahin Sein wohl affectionirter ꝛc.

Theobald's Augen blieben eine Weile starr, wie festgebannt, auf dieser Stelle haften, während nur ein leises, bitteres Zittern sich um seinen Mund bewegte;

aber als er endlich, das Papier wieder zusammenfaltend, sich erhob, war auch dieses verschwunden und ruhigen Schrittes ging er der Thüre zu.

Er stieg die Treppen hinunter, ohne bei seinem harrenden Meister anzuklopfen, und auch auf der Straße schritt er fürbaß, so wenig auf manchen ehrerbietigen Gruß achtend, als die Gruppen bemerkend, die flüsternd zusammenstanden, um ihm nachzuschauen. Er sah und dachte an nichts Anderes, als wie er dem Obersten, ohne absichtlich zu verletzen, doch mit unverhohlener Festhaltung seines eigenen Selbstgefühles, das Blutgeld zurückzugeben habe, das er nie verlangt, und um das er nicht gedient hatte. Ja, das Blutgeld, sagte er laut, als er sich dem väterlichen Hause Juliens nahte, und es ist jetzt auch deine Pflicht, Theobald, dem alten Manne deutlich zu machen, wie sehr er sein eigenes Fleisch und Blut durch eine solche beabsichtigte Mitgift selbst geschändet habe! Nein, nein, du hochfahrender Aristokrat, du sollst wissen, wo deinem menschenverachtenden Stolze eine Grenze gezogen sein muß, mag kommen darüber, was da will!

Unter solchen Gedanken ließ er den schweren Messinghammer auf die Thüre fallen; aber zu seiner Verwunderung mußte er zwei-, dreimal pochen, bis sich langsam stolpernde Schritte die Treppe herab hören ließen. Theobald kannte den Alten wohl, es war ein Invalide, der, im Dienste des Obersten zum Krüppel geschossen, nun das Gnadenbrod des Hauses aß, und

dessen Hauptgeschäft sonst freilich in der jetzt arg vernachlässigten Thürhut bestand. Bomben und Feldschlacht, Ihr seid es? rief der Stelzfuß sich vor dem Ankömmling augenblicklich in militärische Positur werfend und dann mit erhobener Hand steif wie eine Salzsäule stehen bleibend; Ihr habt die Ordre verpaßt, gnädiger Herr . . . ich auch, halten zu Gnaden . . . der Oberst ist wohl schon zwei Stunden abgereis't mit dem Fräulein.

Abgereis't mit dem Fräulein? rief Theobald, und wohin denn, Christian?

Halten zu Gnaden, erwiderte der Alte, werden das besser wissen, als ich.

Kein Wort weiß ich.

Schock Granaten, schrie der Alte mit einer Stimme, die derjenigen des Obersten nachgebildet war, wie ein Ei dem andern; hat Euch denn der Schlingel, der schwarze Jacob, den Brief meiner Herrschaft nicht gebracht, gnädiger Herr?

Einen Brief hab' ich wohl erhalten, ja.

Na, dann haltet mich alten Mann nicht zum Besten, gnädiger Herr . . . darin muß es ja gestanden haben.

Theobald schaute den Alten schweigend an, während der Verdacht in ihm aufstieg, dieser habe Weisungen holen müssen, bevor er die Thüre geöffnet, und daher auch möchte die Zögerung entstanden sein. Dieser Gedanke trieb ihm das Blut wie einen brausenden Glutstrom nach dem Gesicht, und schon streckte er die Hand aus, um sich im Hause selbst darüber Gewißheit zu

verschaffen, als die Straße herauf scharfer Hufschlag erklang. Es war der Reitknecht des Obersten, der augenblicklich von einem schweißtriefenden Pferde sprang.

He, Jakob, rief der Alte vor die Thüre stelzend, gut daß du da bist . . . sollst gleich Bericht geben dem gnädigen Herrn; wo hast du . . .

Wird ohne deinen Befehl geschehen, erwiderte der Reitknecht mürrisch; wendete sich dann aber sogleich die Mütze ziehend gegen Theobald und sagte ehrerbietig: Der Oberst hat mir noch befohlen, Euch in seinem Namen zu vermelden, es würd' ihm eine Ehre sein, wenn Ihr während seiner Abwesenheit zu Euern Spazierritten über seine Pferde verfügen wolltet . . . Steh' also jeden Augenblick zu Befehl, Junker.

Wie vorhin den thürhütenden Stelzfuß, blickte nun Theobald mit schweigender Betroffenheit den Reitknecht an, der in steifer Ehrerbietigkeit vor ihm stehen blieb und endlich sagte: Wenn Ihr meine Thiere, die Pferde meiner Herrschaft, noch nicht kennt, so befehlt nur, was Ihr gerne reitet, Junker; ich denke, die braune Leda, ungarische Zucht und reine Race, prächtiges Feuer . . . das möcht' Euch gerade behagen, gnädiger Herr. Oder auch . . .

Laßt nur, erwiderte Theobald, heute wenigstens werd' ich nicht reiten. Ihr habt die Herrschaft begleitet, Jacob?

Bis gegen Münsingen hinauf, etwa zwei Stunden weit, Junker.

Und sie werden lange fortbleiben?

Der Reitknecht schaute verwundert auf. Kann nicht dienen, Junker, vielleicht vierzehn Tage, drei Wochen, hat mir Mädeli gesagt.

Ein Landaufenthalt also!

Ohne Zweifel, Junker, wie Euch wohl bekannt sein wird.

Gut, Jacob, sagte Theobald, dem die Reden und das ehrerbietige Thun dieser Leute, die bisher Tag um Tag achtlos an ihm vorbeigegangen, wie ein neckischer verwirrender Traum vorkamen. Ihr könnt etwa morgen nachfragen . . . vielleicht reiten wir dann.

Zu Befehl, Junker.

Theobald kehrte sich langsam ab und wollte gehen; aber der Stelzfuß, der indeß schweigend bei Seite gestanden, legte wieder die Hand an seinen Dreieckhut und rief mit kräftiger Stimme: Halten zu Gnaden, bin länger im Dienst, als der Schwarze da, und kenn' die Parole. Der gnädige Herr woll' uns fortan tituliren, wie es gegen geringe Dienstleute bräuchlich ist; alle Wetter . . . geht nicht mehr anders. — Ich versteh' Euch nicht, Christian, sagte Theobald. — Granaten . . . gnädiger Herr, schrie der Alte, nehmt's mir altem Soldaten nicht übel; ein Er bin ich, nichts weiter, der Schwarze da auch. Alle Wetter, der Oberst würd' uns, wenn er's hörte . . .! Für mein zu spät Kommen an der Thür hab' ich schon Pardon verlangt . . dacht' nicht, daß Ihr oder sonst Jemand Wichtiges käm',

gnädiger Herr, und hatt' mich ein wenig aufs Faulbett gelegt.

Schon recht, Christian . . . beruhige Er sich darüber.

So gilt's, dank' Euch, rief der Alte, mit seinem Stelzbeine auf das Pflaster stampfend; aber noch Eines, fügte er leiser hinzu, seine Ehre hat unser Eins bei Alledem, und drum würd's mich alten Burschen freuen, wenn Ihr nun das Geheimthun ließet, gnädiger Herr; hilft doch nichts mehr.

Geheimthun, Christian?

Na, zu Gnaden halten, gnädiger Herr, erwiderte der Alte mit treuherzigem Gesichte, wißt, bin ein alter Soldat, und hab' meine Kompliment' vom Korporal gelernt, bis ich selbst ein solcher Schwernöther geworden; bin aber auch da nicht viel weiter gekommen, gnädiger Herr. Freut mich nur, daß ich so was noch erleben konnt', in diesem Hause. Ist doch ein gar zu gutes, prächtiges Frauenbild, unser Fräulein.

Theobald, der kaum wußte, was er that und wie ihm geschah, warf nochmals einen langen, fragenden Blick auf die beiden Männer, die ihm ehrerbietig ihre Grüße boten, und begann dann wieder die Straße aufwärts zu gehen. Dabei zog er unwillkürlich den Hut tief über die Augen herab, als ob er von der ganzen Welt nichts sehen oder sich vor ihr verbergen möchte, während ein verworrenes Heer von Gedanken wie ein lärmender, bald höhnender, bald freundlich lachender Maskenzug an ihm vorüberstürmte. Was sollte das

zu bedeuten haben? wagte man ein freches Spiel mit ihm zu treiben oder war es wohlgemeinter Ernst, dessen Absicht er noch nicht begreifen konnte? — Der Oberst hatte ihm seine Tochter zugesagt in jenem barschen Tone, den er gegen geringe Leute oder Untergebene zu gebrauchen pflegte; aber diese Untergebenen selbst richteten in seinem Namen Aufträge aus mit einer Ehrerbietung, die sie nur ihrer Herrschaft zu erweisen gewohnt waren und auch bloß von dieser empfangen haben konnten. Braut und künftiger Schwiegervater verschwanden, ohne dem Bräutigam eine Spur ihrer Wege zurückzulassen, und doch war es offenbar, daß sie selbst vor ihren Dienstboten kein Geheimniß gemacht aus dem neu entstandenen Verhältnisse, ja daß eine solche Geheimhaltung überhaupt nicht in der Absicht des Obersten lag, sonst würde er seine Pferde schwerlich zu offenem Gebrauche anerboten haben. Und was meinte der Stelzfuß mit dem Geheimthun, wo kein Geheimniß mehr zu bewahren war? — Theobald legte bei dieser Selbstfrage die Hand auf die Stirne, während die Lippen ein bitteres Lächeln umkräuselte. Er erinnerte sich des müßigen Klatsches, der ihn in den ersten Tagen seiner Herkunft verfolgt, und wie eine eiskalte Hand griff der Gedanke an sein Herz, daß nun die Farce zu seiner blutigen Verspottung fortgespielt werden möchte; doch nein, beruhigte er sich alsbald wieder, dazu haben die beiden Bursche da drunten zu unbefangen, zu ehrerbietig sich benommen; das könnte ja dem Vater auch nichts

nützen, ohne seine Tochter selbst dem nämlichen Spotte preiszugeben, — jetzt nicht mehr, nachdem es so weit gekommen. Ach Julia, warum kein Wort, keinen Blick von dir! —

Als Theobald, zu Hause angelangt, wieder nach seinem Gemache hinaufsteigen wollte, trat ihm oben an der ersten Treppe die höfliche Meisterfrau entgegen, die ihn unter Erröthen und Knixen zur offen stehenden „grünen Stube" führte. Es war das Prunk- und Paradegemach des Haarkräuslers und nun recht freundlich mit frischen Blumen ausgeschmückt. Ich hab's wohl gedacht, mein Mann werde sich ungeschickt benommen haben heute früh, sagte die Meisterin lächelnd und nicht ohne deutliche Befriedigung auf die eben vollendeten Anordnungen ihres Haustempels blickend, aber Ihr müßt ihm verzeihen, Junker Theobald, wer konnte das wissen, da Ihr immer geheim gethan habt, uns geringen Leuten gegenüber. Freilich, freilich, mir hat immer was schwanen wollen, wenn ich Euch ansah, wie gar herrlich und schön Ihr seid, stattlicher, wie gar keiner unserer gnädigen Herrn; gewiß, gewiß, wertheſter Junker.

Abermals, und auch hier! rief Theobald, den über der fortwährenden knixenden Beredtsamkeit seiner sonst nicht eben herablassenden Hauswirthin eine unwillkürliche Lachlust anwandelte, und habt Ihr denn nicht selbst gewußt, daß ich ein hoher Herr bin, Frau Susanne?

Ach, gnädiger Herr, erwiderte die Meisterin mit

seinem Lächeln, des Bölzlein's und seines Geredes wegen hätt' ich's freilich nie geglaubt, obschon der Himmel wissen mag, wie er's am ersten Tage erfahren konnte; aber Ihr wolltet es ja nicht leiden, und da mußte unser Einer Respect haben vor Euern Gründen, das gebührte sich.

Und jetzt, Frau Susanne . . . woher habt Ihr bessere Kundschaft?

Ach, gnädiger Herr, wie Ihr noch immer zu spaßen beliebt; meint Ihr, der schwarze Jacob . . .

Der Reitknecht des Obersten, der heut' den Brief gebracht?

Ei, freilich, der hat kein Hehl daraus gemacht, daß der Oberst ihm selbst erzählt, wie Euer gnädiger Herr Vater, ein reicher, mächtiger Reichsherr draußen in Deutschland, einst sein Kriegskamerad gewesen, und wie Ihr nur des Fräulein Julia wegen . . . ja, was die jungen gnädigen Herren nicht Alles ausdenken in ihrer Liebe! . . .

Gut, Frau Susanna, sagte Theobald, sein errö=thendes Gesicht abwendend, grüßet mir den Meister; ich danke Euch für Eure Freundlichkeit. —

VI.

Zehn Tage vergingen, nachdem Theobald sich auf das Begehren seiner Meisterleute in der grünen Stube einquartiert, bevor er wieder zum ersten Male die Schwelle derselben überschritt, um das Haus zu ver=

lassen. — Während dieser ganzen Zeit hatte er weder von Julien, noch dem Obersten ein Lebenszeichen vernommen, obwohl der schwarze Jacob sich regelmäßig wie die Uhr jeden Morgen einstellte, um sich zu erkundigen, ob dem Junker nicht ein Ausritt beliebe. Es verursachte dem guten Burschen sichtlich schweren Kummer, jedesmal einen abschlägigen Bescheid zu erhalten, und doch trug er daran selbst die Schuld, freilich ohne eine Ahnung darüber zu haben; denn diese Schuld bestand auch nur darin, daß er auf leises Anfragen schon am ersten Morgen mit unbefangener Freudigkeit bestätigte, was die Meisterin über ihre sichere Kunde von der hohen Herkunft ihres vormaligen Gesellen ausgesagt. Ja, ja, hatte der ehrliche Schwarze zum Schlusse seines Berichtes gemeint, Euer gnädiger Herr Vater muß ein trefflicher Kriegsmann gewesen sein, Junker! und unser Herr Oberst hat auch erzählt, wie oft er auf Eurem Schlosse fröhlich zu Gaste gewesen sei. Der Christian hat schon einen rechten Aerger, daß er Euch nicht gleich wiedererkannt, als Ihr ins Haus kamet, obwohl Ihr damals, als er mit unserm gnädigen Herrn in Deutschland gewesen war, noch in der Wiege werdet gelegen haben, Junker; doch des prächtigen Schlosses und der großen Jagden, welche da veranstaltet wurden, vermag er sich noch gut zu erinnern.

Diese Entdeckung brachte auf Theobald einen eigenthümlich einschüchternden Eindruck hervor, wie es sonst weder offene Gewalt noch Gefahr vermocht hätten. Wie

sollte er sich wehren gegen diesen Kunstgriff des standesstolzen Aristokraten, der ein schon vorhandenes Gerede benutzte, um wenigstens vor dem großen Haufen die nicht standesgemäße Liebe und Verbindung seiner Tochter zu vertuschen? — Oft wollte es ihm sogar bedünken, als dürfe er dem alten Herrn nicht einmal grollen darüber, zumal auch Julie vor manchem schmerzlichen Pfeile des Vorurtheils dadurch geschützt werden konnte; bald aber kam er sich wieder wie ein Vertauschter vor, der mit allen Mitteln gegen einen schmählichen Verrath, den man an ihm begangen, ankämpfen müsse, nur um sich selbst zurückzugewinnen. Und gewiß war es auch bloß die Befürchtung, der geliebten Dulderin, die für ihre Liebe schon so viel gewagt, vermehrtes Leid zu bereiten, was ihn abhielt, das über ihn geworfene Netz mit festem Griffe durchzureißen. Warte zu, suchte er sich zu beruhigen, bis sie, fremder Gewalt entrückt, unter deinem Schutze steht, dann wirst du thun, was deine Ehre erheischt. Ach, für wie manche Bitterkeit schloß schon der Gedanke, der Herrlichen, der Reinen bald angehören zu können, den süßesten Trost in sich.

So verbrachte Theobald die Tage auf seinem Gemache verborgen, um wenigstens nicht vor mehr Menschen, als durchaus nothwendig war, durch sein zustimmendes Schweigen Theilnehmer an dem betrüglichen Spiele zu werden; aber das bunte militärische Treiben, das sich von Morgen bis zum Abend unter seinen Fenstern entfaltete, ließ auch noch einen andern Gedanken nicht

zur Ruhe kommen bei dem Einsamen, die Erinnerung nämlich an den unglücklichen Verschwörer, der die Ursache dieses unabläßigen Trommelschlages und Pfeifenklanges geworden. Und je banger die Sehnsucht nach Julien, das Verlangen, über ihre Lage Nachricht zu erhalten, sich bei Theobald regte, und je peinlicher er das Benehmen ihres Vaters empfand, um so qualvoller kam ihm auch die Ueberzeugung, daß er an dem gefangenen Hauptmanne ein schweres Unrecht begangen; denn wie manchen schmerzlichen Schlag mochte dieser von der stolzen Aristokratie empfangen haben, bevor er sein Leben zur offenen Bekämpfung derselben aufs Spiel gesetzt! — Du hast kein Recht, dich über die Unbill zu beklagen, die dir angethan wird, sprach es unabläßig in ihm; du hast es an diesem Unglücklichen verdient, . . . Scherge menschlicher Ungerechtigkeit! —

Eines Abends kam der Meister Hänni mit der Nachricht, daß der Hauptmann Henzi mit noch zwei andern Verschwörern, dem großen Stadtlieutenant Fueter und dem Kaufmanne Wernier, zum Tode verurtheilt seien und bereits morgen hingerichtet werden sollten. Obwohl dieser Ausgang von Anfang an vorauszusehen gewesen, machte die Kunde doch eine erschütternde Wirkung auf Theobald. — Und auf die Schuld, die du an diesem Blute trägst, wirst du dein Lebensglück aufbauen, rief er erbleichend aus; du träumst von beseligender Liebe, während vielleicht das letzte Wort des Sterbenden deinen Namen verflucht. Suche wenigstens seine Ver-

zeihung, da dir Anderes nicht mehr möglich ist, wenn dich nicht sein blutiger Schatten mit ewiger Reue verfolgen soll! O Julia, meine Liebe hat dich theuer erkauft! —

Das waren die Gedanken, die Theobald nach eingebrochener Nacht seit langen Tagen wieder zum erstenmale aus dem Hause trieben. Er war entschlossen, den zum Tode Verurtheilten, den er vor jener Stunde der Gefangennahme kaum gesehen, um Verzeihung anzuflehen; aber seine Schritte wurden unsicher und schwankend, als er dem Gefangenwärter die schmalen Steintreppen des Thurmes hinan nachfolgte, und sein Herz pochte, als ginge er selbst einem hülflosen, gewaltsamen Tode entgegen.

Und leichtern Gemüthes wurde er auch nicht, als sich bei seinem Eintritte in das nur von einem trüben Lämpchen erhellte Gefängniß der Gefangene sogleich erhob, um ihm mit einem wehmüthigen Lächeln auf dem bleich gewordenen feinen Gesichte die Hand entgegenzureichen. Theobald hätte ein augenblickliches Aufflackern wilden Hasses leichter ertragen, als diese milde Ruhe, mit welcher der Gefangene sagte: Ein unerwarteter Besuch, wahrlich; aber darum nicht weniger willkommen, mein Herr.

Ihr kennt mich also, rief Theobald in der tiefsten Seele ergriffen von dem melodischen Klange dieser Stimme und den ruhigen, edlen Gesichtszügen; wollte Gott, wir hätten uns nie gesehen vor diesem Augenblicke!

Wir haben unsere Bekanntschaft freilich auf seltsame Weise gemacht, erwiderte der Gefangene, doch wüßt' ich nicht, weßhalb Ihr ein besonderes Bedauern darüber haben solltet.

Ich komme, um Eure Verzeihung zu erlangen. Gebt mir den Trost, daß Ihr mir keinen Haß, keinen Groll tragt über die Schuld, die ich an Euch begangen habe.

Haß und Groll gegen Menschen hab' ich mein Leben lang nicht gekannt; warum sollt' ich solche im Angesichte des Todes gegen Euch gefaßt haben, junger Mann? . . . Euch überrascht es, einen Rebellen so etwas sagen zu hören! . . . Und doch hab' ich nie eine andere Sprache geführt; ich hasse und verabscheue üble Gewohnheiten, Gesetze und Zustände, weil in diesen die Quellen alles Bösen liegen; aber den einzelnen Menschen, der von diesen Verhältnissen umsponnen wird, daß er selten sein besseres, eigenmenschliches Selbst zu finden vermag, den hab' ich stets nur bedauern, nur beklagen können.

Euer Trost trifft nicht einmal ganz zu für mich, sagte Theobald nachdenklich; ich habe Euch gefangen genommen und mir dadurch mittelbar eine Mitschuld an Eurem Verderben aufgebürdet, ohne durch die Macht gewohnter Verhältnisse zu der That bewogen worden zu sein. Ich habe sie ganz aus freien Stücken begangen.

Glaubt Ihr das? rief der Gefangene trübe lächelnd;

wär's so, dann müßt' ich Euch beneiden, um diese That, wie um ein seltenes, höchstes Lebensglück, nach dem ich stets fruchtlos und vergeblich gerungen. Aber nein, nein, Ihr täuscht Euch; der Mensch handelt nie voll und unbeirrt aus freiem Willen; denn schon in dem Augenblicke, wo dieser Wille einen Entschluß in der Seele hervorrufen will, wird er bewußt oder unbewußt durch eine Reihe von Ursachen bestimmt, die außer uns bestehen, und über die wir nicht gebieten, denen wir nur gehorchen können.

Bis zu einem gewissen Grade muß ich Eurer Ansicht recht geben, obwohl sie von den Verkündern unbeschränkter Freiheit so wenig getheilt wird, als von den Verfechtern bevorzugter Rechte und absoluter Gewalt.

Und dennoch hab' ich Recht, und zwar nicht bloß bis zu einem gewissen Grade, fuhr der Hauptmann eifrig fort, da nur auf diesem Wege eine sittliche Weltordnung zu begreifen und eine gerechte Beurtheilung der Menschen möglich ist; denn eben weil die sittliche Kraft des Einzelnen, der freie Wille, nie frei und unbeirrt zu wirken vermag, hängt auch der besten That das Unvollkommene an, aus dem dann die Schuld, die Strafe, das Verhängniß entspringt. Und so liegt die Schuld meines Unterganges nicht in Euch, noch bei Jenen, die mir das Urtheil gesprochen, sondern eben in der Unvollkommenheit meiner Handlungen, die sich nach unabänderlichen Gesetzen rächen muß. Wie sollt' ich

nun einem Menschen grollen, da ich weiß, daß Jedem aus der Unvollkommenheit seiner eigenen Thaten sein Verhängniß folgt, wie mir selbst? Ob sich dieses dann mehr innerlich oder äußerlich vollzieht, kann ja doch nur dem blöden Auge gedankenloser Kurzsichtigkeit einen Unterschied gewähren.

Theobald lehnte sich von Mitleid und Bewunderung ergriffen schweigend an die Mauer zurück. Was konnte er einem Manne erwidern, der, schon auf der Schwelle der Ewigkeit stehend, das Leben mit dieser Ruhe, mit dieser Klarheit und Ergebung maß? Wie gering mußten da die eigenen Bekümmernisse erscheinen, und wie verhängnißvoll trat doch auch wieder das scheinbar Geringe und Zufällige in die festgeschlossene Kette des Schicksals ein! Ihr habt Recht, sagte er endlich leise, das Verhängniß entspringt dem Menschen aus der Unvollkommenheit seiner eigenen Handlungen.

Gewiß, gewiß, erwiderte der Gefangene stehen bleibend, nachdem er eine Weile ebenfalls schweigend den engen Raum auf- und niedergeschritten, und mir ist auch im Leben nichts Eitleres erschienen, als jene eigensüchtige Ueberhebung, mit der ein Mensch glaubt, dem andern Verzeihung oder Gnade gewähren zu können. Was bedeuten diese Worte in unserm stammelnden Munde, während sich die eigene Schuld wie der Schatten der ewigen Gerechtigkeit über unserm Haupte erhebt? Wer Verzeihung glaubt suchen zu sollen, sieht oder ahnt diesen Schatten und meint ihm entfliehen

zu können; aber es wird ihm nie gelingen, dem Armen, nie.

Und doch find' ich nicht nur Trost, sondern gewiß auch hülfreiche Kraft in der Ueberzeugung, daß Ihr ohne einen Rachegedanken gegen mich aus diesem Leben scheiden werdet, sagte Theobald; ist ja doch die versöhnende Liebe, die in der Verzeihung liegt, der reinste Abglanz des Göttlichen, wie es im Menschen erscheint.

Die Liebe, ja, entgegnete der Hauptmann, sie wirft ein milderndes Licht auf die starre Nothwendigkeit, aber sie vermag diese nicht aufzuheben, wie die Sonne die Gletscher unserer Gebirge nur zu vergolden, aber nicht zu schmelzen vermag . . . glaubt es mir, wenn Euch die Erfahrung nicht schon die Lehre gegeben. Wie müßte sie uns sonst den herbsten Schmerz dieses Daseins bereiten! —

Den sonst so ruhigen Klang der Stimme hatte bei diesen letzten Worten ein hörbares Zittern durchklungen, als sich vor der Thüre ein Geräusch vernehmen ließ. Mein Weib, meine arme Melanie! rief der Hauptmann leise aus.

Theobald trat rasch hervor, um den Gefangenen in seine Arme zu schließen, während unaufhaltsame Thränen aus seinen Augen schossen. — Ja, geht, flüsterte der Verurtheilte, die Umarmung erwidernd; sie kennt Euch und weiß die Bitterkeit ihres Schmerzes noch nicht zu ertragen.

Gebt mir nochmals den Trost, edler, unglück-

licher Mann, daß Ihr versöhnt von mir scheidet, rief Theobald.

Geht mit Gott, antwortete der Hauptmann, und tragt das Unvermeidliche, dem Ihr nicht entfliehen werdet, ohne Menschengroll, wie ich es trage.

Die Beiden hielten sich noch umschlungen, als die Thüre aufging und eine schwarzgekleidete Frau, von zwei in lautes Weinen ausbrechenden Knaben gefolgt, in das Gefängniß trat. Einen Augenblick blieb sie zurückbebend stehen, die großen, dunkelglühenden Augen auf Theobald gerichtet, um sich dann mit leidenschaftlicher Geberde ihrem Manne entgegenzustürzen. — Wer ist dieser Mensch? . . . wie kommt er zu dir? rief sie, die eine Hand ausstreckend. Kennst du ihn denn nicht mehr, diesen . . .

Still, Melanie, entgegnete der Hauptmann rasch, das schmerzvolle Weib an seine Brust ziehend und die Hand auf ihren Mund legend, er ist ein Kind des Unglücks, wie ich, wie du es bist, Melanie.

Theobald stieg die Wendeltreppen des Thurmes hinab, wie von einem dumpfen Traume umfangen, aus dem ihm nichts deutlich mehr entgegentrat, als die dunkelblitzenden Blicke der armen, bleichen Frau und die letzten Worte des Gefangenen: Er ist ein Kind des Unglücks, wie ich und du, Melanie. — Und wie plötzlich aus einem Traume geweckt, schrak er auf, als ihm, zu Hause angelangt, der Meister Hänni schon auf der Treppe mit freudigem Gesichte einen Brief überreichte.

— Der schwarze Jacob hat ihn gebracht; es werde wohl eine fröhliche Botschaft sein, hat er gemeint, sagte der Meister; die Herrschaft sei diesen Abend wieder angelangt, und auch die beiden Junker, die Söhne des Obersten, seien mitgekommen. Theobald starrte das Blatt mit dem großen, behelmten Siegel und den feinen Schriftzeichen der Aufschrift lange an, als ob er sich nicht getraute, dasselbe für sich in Empfang zu nehmen, und winkte dann dem Meister, ihn allein zu lassen.

Es waren die leichten, wie hingehauchten Handzüge Juliens, in denen ihm sein Name entgegentrat. Er drückte das Blatt an die Lippen, legte es wieder auf den Tisch und preßte es abermals an Mund und Augen, während er schmerzlich ausrief: O Gott, Julie, warum gerade heute, warum in dieser Stunde dieses Lebenszeichen von dir, da ich von einem Sterbenden komme! . . . Doch trage das Unvermeidliche in Glück und Leid, wie er es thut.

„Mein Theobald", schrieb Julie, „ich habe dir im Namen meines Vaters seinen Willen mitzutheilen. Morgen Mittag sollen wir durch das Wort des Priesters verbunden werden. Du kannst mir glauben, daß ich die wichtigste Stunde meines Lebens lieber an einem andern Tage gefeiert hätte; aber wir wollen uns als gehorsame Kinder erweisen, vielleicht daß wir dadurch den Segen des Himmels für unsere Liebe gewinnen mögen. Meine zwei Brüder werden dich zur feierlichen Handlung abholen. Bis in den Tod deine Julia."

Theobald blickte unbeweglich und bleich wie eine Leiche auf diese Zeilen, bis sie in einer zitternden Thräne vor ihm zusammenschwammen; aber es war nicht Freude oder Schmerz allein, es war ein bitterer Zorn der Seele, der diese Thränen in seine Augen trieb. — Ja, rief er endlich aus, du hältst dein Wort, harter, stolzer Mann; sobald die Rebellion abgethan, soll ich dein Eidam werden, und du glaubst, es sei dies geschehen mit den fallenden Häuptern der drei Unglücklichen. Aber hüte dich, auch du wirst dem Verhängnisse nicht entgehen, das sich an deine Thaten heftet!

Es war eine lange, bange Nacht, die er mit schlaflosen Augen zu durchwachen hatte; aber er wehrte dem Schlafe, der sich manchmal auf die müden Lider senken wollte, als fürchte er sich vor den Träumen, die schon drohend vor dem wachen Blicke vorüberwehten. Er versenkte sich in die schmeichelnden Hoffnungen eines reichen Liebesglückes, das ihm nun doch kein Menschenwille mehr zerstören konnte, und wenn sich unheildrohende Gestalten herandrängen wollten, rief er leise aus: Hebt euch weg von mir; der Sterbende hat mir verziehen, und drum tret' ich den Lebenden ohne Furcht entgegen. —

Aber diese mühsam ringende Zuversicht wurde bis in ihre letzten Wurzeln erschüttert, als am frühen Morgen schon die Trommeln ertönten und die kriegerischen Schaaren sich unter Theobald's Fenstern zu einem langen Zuge nach dem Gefängnißthurme zusammenordne-

ten. Die Trommeln verhallten allmählich in der Ferne, aber dafür erhob sich der melancholische Klang eines Glöckleins, der mehr denn eine Stunde in die sonnige Morgenluft hinauswimmerte und wohl aus manchem mitleidigen Herzen die leisen Worte lockte: Gott sei den armen Sündern gnädig! — Endlich verklang auch der letzte Schlag des Glöckleins, und Theobald warf sich, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend, auf seinem Bette nieder. —

So lag er noch, als vor dem Hause des Meister Hänni eine geschlossene Carrosse von zwei stattlichen Pferden gezogen, anhielt, aus der zwei junge Männer in glänzendem Soldatenkleide stiegen und sich nach dem Junker Theobald erkundigten. Der Meister flog zur grünen Stube hinan, und eine Viertelstunde später führte er den bisherigen Bewohner derselben unter manchem Bücklinge und Segenswunsche zu den harrenden Offizieren heraus. — Der Junker Theobald weiß sich nicht zu fassen in seinem Glücke, sagte er, der schnell davonrollenden Carrosse stolz nachblickend, zu seiner Frau; ich habe ihn fast mit Gewalt wie ein Kind umkleiden müssen; als ich hinaufkam, hat er mich wie schlaftrunken angeschaut, bevor er begriff, was ich wollte von ihm.

Recht bleich und angegriffen sieht er schon aus, erwiderte die Meisterin; aber der Schönste ist er dennoch von den Dreien. —

Der Meister hatte recht gesehen; Theobald wußte sich nicht zu fassen, und noch als er mit seinen zwei

Begleitern nach kurzer und schweigsamer Fahrt vor einem Seiteneingange des Münsters anhielt, mußte er gewaltsam seine Gedanken sammeln, um sich deutlich zu machen, was eigentlich vorgehen sollte. Der Sturm widerstreitender Empfindungen, der nach langen Tagen peinlicher Ungewißheit so plötzlich über ihn hereingebrochen, hatte seine sonst rüstige Kraft erschöpft für den Augenblick. Juliens Brüder nahmen ihn höflich in die Mitte und traten mit ihm durch die Kirchenthüre. Der weite, in einem kühlen Zwielichte dämmernde Raum war menschenleer und nur von tief anschwellenden Orgeltönen angefüllt; aber im nämlichen Augenblicke öffnete sich auch die gegenüberstehende Thüre, und Theobald konnte nur mit Mühe einen lauten Ausruf zurückhalten, als er in dem einfallenden Lichtstreifen Julien erkannte, die, von ihrem Vater geführt und von einem Geistlichen in vollem Ornate gefolgt, von jener Seite hereintrat.

Die beiden Gruppen näherten sich langsam dem Altare, der ungefähr in gleicher Entfernung zwischen ihnen in der Mitte stand. Vor demselben angekommen, wichen die bisherigen Begleiter plötzlich einen Schritt zurück, der Geistliche stieg die Stufen hinan, und Theobald und Julia standen Auge in Auge gesenkt ihm allein gegenüber.

Sie war bleich wie die weiße Rose, die von dem schmucklosen Myrthenkranze festgehalten neben ihrer Schläfe herabnickte, aber von jener duftigen, fast überirdischen Schönheit überhaucht, die sich manchmal auf

das Antlitz guter Menschen legt, sobald sie zur letzten Ruhe eingeschlummert, als der erste verklärende Morgenstrahl eines neuen, schönern Lebens. Es glitt auch kein Erröthen auf ihre Wangen, als sie Theobald die Hand entgegenreichte; sie schaute ihn nur an mit einem langen, trübschimmernden Blicke, der deutlicher denn alle Worte sagte: Wie schwer mußt du gelitten haben, mein Lieber! Dann senkten sich ihre Augen, und mit einem leichten Drucke der zitternden Hand zog sie ihn neben sich auf die Kniee vor dem Altare nieder. Die Orgel verstummte, und die Stimme des Geistlichen erhob sich. Er sprach von der Heiligkeit, von der göttlichen Einsetzung des ehelichen Lebens und von den hohen Pflichten, die zwei Menschen mit ihrer Verbindung zu demselben einzugehen haben. Theobald hörte diese Rede nur wie einen weithin verhallenden Schall an seinem Ohre vorüberziehen; während er deutlich fühlte, wie Juliens Hand in der seinigen immer heftiger erzitterte und mit einer fieberischen Glut erfüllt wurde. Aber als der Geistliche mit erhobener Stimme sie aufforderte, zu bezeugen, daß sie in Glück und Leid, in Leben und Sterben in treuer Liebe zusammenhalten und nach dem göttlichen Worte Eines sein wollten, fiel Juliens „Ja“ mit demjenigen Theobald's zusammen, wie der reine Klang der Silberglocke. —

Die feierliche Handlung war beendigte. Die tiefen Orgeltöne begannen wieder anzuschwellen, und Theobald erhob sich, um seiner Anvermählten den Arm zu reichen;

aber im Augenblicke schon stand der Oberst zwischen ihr und ihm und hatte Julien an der Hand gefaßt. Ihre Brüder waren ebenfalls vorgetreten und hatten den Neuvermählten wieder in ihre Mitte genommen. Er streckte, verwundert um sich schauend, beide Arme aus, wie zur Abwehr, und beugte sich vorwärts, Julien entgegen; sie hob langsam den Finger an den Mund und flüsterte angstvoll: Nicht hier, Theobald; geh mit meinen Brüdern, wie ich dem Vater folge. Unser Bund ist im Angesichte Gottes geschlossen, er wird uns auch zusammenführen!

Der Oberst zog stramm und aufrechtgehend die an seinem Arme schwankende Tochter der Thüre zu, durch durch die er mit ihr eingetreten; Theobald schritt wie im Traume zwischen ihren Brüdern wandelnd zur entgegengesetzten hinaus, wo mit offenem Schlage der Wagen wartete, der sie hergebracht. Aber als die beiden Begleiter ihn zugleich an der Hand faßten, um ihm einsteigen zu helfen, schob er sie zurück und fragte, ob ihn die Fahrt zu Julien bringen werde, oder warum man ihm ihre Begleitung vom Altare weg verweigert habe? — Ei, ei, Herr Schwager, lautete die mit einem kalten Lächeln ertheilte Antwort; Ihr scheint noch sehr wenig mit den standesgemäßen Sitten unserer Stadt vertraut zu sein. Vorerst werdet Ihr nach getroffener Anordnung Euern Aufenthalt auf einem Schlosse im Aargau nehmen, und dorthin sind wir eben im Begriffe Euch zu begleiten.

Und Julia?

Wird, sobald es schicklich erscheint, nachfolgen. Das müssen wir dem Familienhaupte überlassen, wie gebräuchlich.

Aber ich bin augenblicklich zu einer solchen Fahrt noch gar nicht vorbereitet, erwiderte Theobald zögernd, da ich von solchen Herkömmlichkeiten allerdings nicht unterrichtet war. Hab' ich doch nicht einmal von meinen Hausleuten Abschied genommen.

Bah, rief einer der Herren unwillig, das hättet Ihr allenfalls heute thun können, aber seit Ihr der Gemahl unserer Schwester geworden, würde sich ein solcher Abschiedsbesuch wahrhaftig seltsam ausnehmen. Für alles Uebrige braucht Ihr nicht zu sorgen. En avant! wir haben heute noch ein schönes Wegstück vor uns.

Sie stiegen, ein und der Wagen rasselte die Stadt abwärts über die Brücke durch das Thor an dem verhängnißvollen Gasthause zum Klösterli vorbei. Auf der Höhe des letzteren angekommen, fuhr er an einem langen Zuge von Männern, Frauen und Kindern vorüber, die von einigen Bewaffneten begleitet wurden. — Was bedeutet das? fragte Theobald leise, als er in der Schaar die Wittwe des unglücklichen Hauptmanns mit ihren zwei Knaben wiedererkannte, was wollen diese Leute?

Es sind einige der Rebellen und die Angehörigen Anderer, die in die Verbannung ziehen. —

Theobald drückte sich erbleichend und mit geschlossenen Augen in die dunkle Wagenecke zurück. Aber wenn er auch mit klaren Blicken ausgeschaut, er hätte doch nicht wahrnehmen können, wie zur nämlichen Minute am andern Ende der Stadt ebenfalls ein Wagen durch das Thor rollte, der in entgegengesetzter Richtung nach Süden fuhr. Derselbe war wie der nordwärts fahrende mit dem Wappen des Obersten geschmückt und führte gleich diesem eine schweigende Gesellschaft von dannen — den Obersten selbst und seine Tochter, die auch in eine Wagenecke zurückgelehnt, ihre still rinnenden Thränen mit dem Schleier zu verbergen suchte.

Die Zwei fuhren den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch ohne Unterbrechung; als sie in der Morgenfrühe eine Anhöhe erreicht, sahen sie vor sich in der Tiefe den Spiegel des Genfersee's aufschimmern. Die drei nach Norden Ziehenden dagegen fuhren um Mitternacht durch ein hallendes Bogenthor, hinter dem der Wagen Halt machte. Endlich am Ziele! rief einer der Brüder Juliens; steigt aus, Schwager.

Und wo sind wir denn? fragte Theobald aus seinem dumpfen Brüten aufschreckend; ich vermag nichts zu erkennen in dieser Finsterniß.

Auf dem Schlosse Aarburg . . . dem festesten im Gebiete unserer ganzen Republik, mein Herr.

Aber wie denn? . . . ich glaubte, Aarburg werde nur noch als Staatsgefängniß benützt; nicht so? . . .

Allerdings, indessen nicht für gewöhnliche Ver-

brecher! Doch steigt nur aus, der Commandant des Schlosses ist ein vertrauter und ergebener Freund unseres Hauses. —

Fast zur nämlichen Stunde kehrte in Bern der Meister Hänni von einer der Bürgerwachen, die er jeden andern Abend beziehen mußte, nach Hause zurück. Nun weiß ich, erzählte er, kaum durch die Thüre getreten, seiner harrenden Frau, warum unser Herr Theobald nicht mehr heimgekommen nach der Hochzeit, und warum diese selbst so plötzlich und still gefeiert worden ist. Der Krieg ist wieder ausgebrochen in Deutschland draußen, und der Junker hat augenblicklich mit seinen beiden Schwägern zum Heere abreisen müssen. Die Drei sind Kriegskameraden zusammen, wie es einst ihre Väter waren. Man hat ihm den Soldaten immer angesehen, wenn er so hoch aufrecht dastand, dem Herrn Theobald.

Und seine gnädige Frau, die Julia?

Die zieht, bis der Kriegssturm vorüber ist und sie ruhig zu ihrem Gemahle reisen kann, auf eines der Landgüter ihres Vaters im Waadtlande drinnen.

Die armen Leute! seufzte die Meisterin mitleidig, so vornehm und schön Beide sind, so haben sie doch auch schon ihr Kreuz; wer weiß, ob sie einander nur wiedersehen in diesem Leben, wenn der Junker Theobald in den Krieg ziehen muß!

Ein Jahr später, die Frühblumen hatten verblüht, und an den alten Mauern von Aarburg rankte schon da und dort eine wilde Rose aus dem zerklüfteten Gesteine sich an eines der eisenvergitterten kleinen Thurmfenster empor, stand eines Morgens der Befehlshaber der Festung vor der schweren Thüre einer Gefangnenzelle. Eine Weile horchte er und murmelte dann: Ich wollt', es wär' abgethan. Als er in die Zelle trat, erhob sich der Bewohner derselben und strich langsam die üppigen, aber schon leicht ergrauenden Haare aus der Stirne, unter der zwei dunkle trübflimmernde Augen lagen. Ich hab' Euch zwei Botschaften zu bringen, Herr Meyer, sagte der Commandant; Julia ist gestorben ... Gott habe sie selig; und der geheime Rath von Bern will Euch in Gnaden Eure Freiheit schenken, jedoch unter dem Beding, daß Ihr innerhalb vier Tagen das Gebiet einer löblichen Eidgenossenschaft zu verlassen habt und dasselbe bei Todesstrafe nie wieder betreten werdet.

Todt! rief der Gefangene nach langem Schweigen leise vor sich hin; todt ... eine Lüge, wie das Leben!

Hier habt Ihr den Beweis, erwiderte der Commandant, ein Papier hervorziehend, daß sie seit vierzehn Tagen in der Schloßkapelle von Vuifflans begraben liegt. Ihr habt eine Stunde Bedenkzeit, ob Ihr das gnädige Anerbieten des Rathes annehmen wollt, oder vorzieht, hier zu bleiben.

Der Gefangene blickte lange ohne eine Wimper

zu zucken in das gereichte Blatt und flüsterte dann in seinem leisen Tone: Vuifflans? . . . Dein Vater hat mir sein Versprechen gehalten; ich halte das meinige. . . . Eins mit dir im Leben und Sterben, Julia. Ich nehme die Gnadenbedingung an, Herr Commandant. —

Noch am nämlichen Tage schickte der Commandant durch einen besonderen Boten einen Bericht an den geheimen Rath nach Bern. In demselben wurde mitgetheilt, der Haarkräusler Theobald Meyer aus Köln, der wegen der Listen, durch die er eine hohe Standesfamilie der Republik in Kummer und Schande zu bringen beabsichtigt, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt gewesen, habe zwar die ihm angebotene Gnade willig angenommen, sei aber dem Hatschierer, der ihn über die Grenze zu bringen beauftragt worden, alsbald entsprungen und habe sich in die Aare gestürzt. Bis zur Stunde habe seine Leiche noch nicht aufgefunden werden können.

Zwei Nächte.

Von F. W. Hackländer.

F. W. Hackländer's Werke. Erste Gesammtausgabe. Fünfundzwanzigster Band.
Stuttgart. Verlag von Adolph Krabbe. 1860.

Friedrich Wilhelm Hackländer, am 1. November 1816 in Burtscheid bei Aachen geboren, verlor früh seine Eltern und mußte, noch ehe er eine hinlängliche Schulbildung genossen hatte, seiner Mittellosigkeit wegen schon im fünfzehnten Jahre eine Stelle als Lehrling in einer Modewaarenhandlung zu Elberfeld annehmen. Zwei Jahre später trat er in die preußische Artillerie ein, kehrte dann aber wieder in den Handelsstand zurück, mit so wenig Glück, daß er auch diesen Beruf wieder aufgab und nach Stuttgart ging, wo er mit den „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden“ (Stuttgart 1841) seine außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit begann. Mehrmals wurde ihm im Laufe seines Lebens Gelegenheit, auf großen Reisen die Welt zu sehen, und eine einflußreiche Stellung am Hofe des Königs von Würtemberg (zuletzt als kgl. Bau- und Gartendirector) machte es ihm möglich, eine Fülle von Erfahrungen und Eindrücken zu sammeln, wie er denn auch in Radetzky's Gefolge den Krieg in Piemont mitmachte (Soldatenleben im Kriege, Stuttgart 1849—50, 2 Bände). Seit dem Tode seines königlichen Gönners jeder amtlichen Stellung enthoben, lebt er ausschließlich seinen literarischen Arbeiten, als Redacteur mehrerer belletristischer Zeitschriften („Ueber Land und Meer“) und Verfasser einer Menge größerer und kleinerer Romane, auch als Dramatiker durch einige wirkungsvolle Lustspiele bekannt, in unermüdlichem Schaffen, dessen einzelne Früchte aufzuzählen hier nicht unsere Aufgabe sein kann. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien im Jahre 1855 in Stuttgart in 34 Bänden.

Die Mannichfaltigkeit und charakteristische Frische seiner ersten, aus eigenen Erlebnissen geschöpften Genrebilder, die

mit einem entschiedenen Erzählertalent und glücklichem Tact für das Humoristische dargestellt sind, hat Hackländer rasch die Gunst eines großen Publikums gewonnen, die ihm auch in seinen späteren, mit größerem künstlerischen Anspruch auftretenden Arbeiten treu geblieben ist, obwohl in diesen die Grenzen seines Talents deutlicher zu Tage treten. Am erfreulichsten erscheint uns dasselbe, wo Hackländer unmittelbar Angeschautes berichtet oder zu leichteren novellistischen Compositionen verwendet. Wie trefflich es ihm gelingt, die Stimmung des Moments festzuhalten, eine charakteristische Scenerie zu entfalten und die Wirkung bedeutender Ereignisse auf das Gemüth der handelnden oder leidenden Personen zu schildern, wird auch die von uns ausgewählte Scenenfolge aus dem Kriegsleben einer nahen Vergangenheit aufs Ansprechendste bezeugen.

Die erste Nacht.

1844.

In dem Hôtel Reichmann zu Mailand unter den geöffneten Thüren des Speisesaals, welche in den kleinen, zierlichen Garten hinausführen, saß eine Gesellschaft junger Offiziere — es waren ihrer sechs — gerade die Zahl, welche für ein kleines, feines Diner die richtige ist, und hatten dies angenehme und wichtige Geschäft so eben beendigt. Der reich servirte Tisch prangte in jener malerischen Unordnung des Silbers und Krystalls, zerstörter Frucht-Pyramiden, entkorkter Champagnerflaschen in Eiskübeln, jener Unordnung, über welche das befriedigte Auge so gern hinschweift, den duftigen Kaffee vor sich und die wohlriechende Havannah im Munde.

Es war ein Nachmittag im Mai, die warme Sonne hatte sich aus dem engen Gärtchen emporgehoben, einer erfrischenden Kühle Platz machend, die durch Saalthüren

und Corridore aus dem hoch umbauten Hofe hineinströmte. Der goldene Schein des scheidenden Lichtes zeichnete an den Mauern und Häusern, welche den Garten umgaben, in dunklen Schatten die zackigen Giebel der benachbarten Gebäude, küßte wollüstig die Spitzen einiger hochstämmigen Lorbeer- und Granatbäume und schien ungern dies trauliche Plätzchen zu verlassen; doch Zoll um Zoll erhob sich der helle Schein rings umher, gefolgt von Tausenden von Insecten, welche sich summend auf dem scheidenden Strahl der Abendsonne emporschwangen und dem kühlen, dunklen Schatten entflohen.

Die lebhafte Conversation während des Diners war jetzt bei Kaffee und Cigarren verstummt, und jeder der sechs jungen Leute wiegte sich so bequem wie möglich auf seinem Stuhle und alle blickten der scheidenden Sonne gedankenvoll nach.

Es war eine kurze, behagliche Siesta, ein angenehmes Ausruhen von der gehabten Anstrengung, und dazu läutete vom Dome her die große Glocke und viele kleine der benachbarten Kirchen accompagnirten melodisch den tiefen Ton.

Die sechs jungen Offiziere waren von vier verschiedenen Regimentern: zwei davon von einem ungarischen Husaren-Regiment mit der blauen knappen Atilla waren die Gastgeber, und die anderen, ein Dragoner in weiß mit blau, ein Chevauxleger in dunkelgrün mit roth und ein Infanterieoffizier in ganz weißer Uniform die Eingeladenen. Wem aber das Fest eigentlich galt,

war ein dritter Husaren-Offizier, der heute Abend im Begriff war, eine Reise über Florenz, Rom, an den entzückenden Meerbusen von Neapel zu machen, der junge Graf S., einer der liebenswürdigsten und elegantesten Offiziere seines Regiments, ein guter Kamerad, tüchtiger Reiter, von unerschöpflich guter Laune, jeden Augenblick bereit, tausend lustige Einfälle Preis zu geben, und durch diese guten Eigenschaften l'enfant gâté des ganzen Regiments.

Wenn ich mißgünstig wäre, sagte einer der Husaren, so würde ich dich ungeheuer beneiden, Alfons, im Besitz eines zweimonatlichen Urlaubs, die gepackte Calesche vor dem Hause, gute Wechsel in der Brieftasche und nun nach diesem wirklich famosen Diner sich einzuschwingen und beschauend und verdauend bei dem herrlichen Frühlingsabend dahin zu rollen — es ist ein beneidenswerthes Loos.

Allerdings! lachte Graf S., indem er ein gefülltes Glas Champagner so hoch emporhielt, daß der letzte Sonnen-Reflex es vergoldete, allerdings, aber ihr hättet ja von der Partie sein können, es war das ja eigentlich seit längerer Zeit schon abgesprochen.

Ja wohl, ja wohl, seufzte der Andere, aber: Was ist das Leben ohn' Liebesglanz? —

Und dieser Liebesglanz, meinte der dritte Husar, hat deine Wechsel vollkommen aufgezehrt.

Unsere Wechsel, wolltest du sagen! entgegnete der Andere, denn dir, lieber Bruder, ist es nicht besser

gegangen; aber giebt es denn auch ein liebenswürdigeres, kleineres, tolleres Geschöpf, als Julietta? und so graziös, und eine so große Künstlerin? Ach, daß sie nicht Prima Ballerina ist, daran ist bei Gott nur ihre Bescheidenheit Schuld. Und wie mich das kleine Ding liebt! Kam sie nicht, als von der gemeinschaftlichen Reise die Rede war, ungeschminkt auf die Bühne, bleich wie der personifizirte Jammer, so daß sogar der alte Oberst, der ihr so lange vergeblich nachgestiegen, zu mir sagte: Aber können Sie bei dem Anblick ans Reisen denken?

Und du dachtest auch ferner nicht mehr daran, sagte der Dragoneroffizier lachend und ließ eine blaue Wolke kerzengerade in die Höhe steigen: du opferteſt fort und fort auf dem Altare deiner Göttin, bis —

Du ihr die famose Reise geopfert hattest, unterbrach ihn Graf S., worauf im Gespräch eine kleine Pause eintrat, während welcher die Kaffeetassen und Sporen klirrten, wenn einer trank oder die Füße in eine andere Lage brachte.

Die Zeiten sind aber auch gar zu langweilig, sprach nach einiger Zeit der Infanterieoffizier; ein ewiges Friedens- und Garnisonsleben, Recruten exerciren und mit der Wache aufziehen. Man ist wahrhaftig gezwungen, sich eine andere Unterhaltung zu verschaffen, wenn man nicht geistig zu Grunde gehen will. Ich habe nun einmal für Tänzerinnen keine Leidenschaft und kein Geld, und muß mich schon mit einer anderen

Dame behelfen, die weniger kostbar und doch auch belohnend ist — die Wissenschaft.

Du willst zum Generalstab, sagte der Dragoner und legte seine Beine auf einen Stuhl, der vor ihm stand; hast Recht, steigst dann zu Pferd, wie unsereins, und bist, fuhr er seufzend fort, bei einer einstigen vielleichtigen Schlacht mit an den interessantesten Punkten, ein selbständiger Mensch, brauchst nicht in der staubigen Colonne zu marschiren.

Ja zu Pferd, zu Pferd, meinte der Chevauxleger, der bis jetzt schweigend geraucht, wenn ich das noch erlebe, eine tüchtige Schlacht -- im Blut, Schweiß und Staub, vor meinem Zuge hineinzustürzen in die feindliche Cavallerie, um einen Leopoldi oder gar ein Theresienkreuz herauszuhauen — Gott, wenn ich das noch erlebe!

Dazu ist leider wenig Aussicht vorhanden, seufzte der Anbeter der Tänzerin; ein Feldzug könnte mich auch arrangiren, das bricht alle Verbindungen ab; wie man sich in den Sattel schwingt und ausmarschirt, ist man ein freier, unabhängiger Mensch.

Aber der Kummer der kleinen Julietta? lachte Graf S.; sie wird sich nicht mehr schminken wollen und in Folge davon ihren Contract verlieren.

Der Andere zuckte die Achseln und sagte seufzend: Und doch wollte ich, es gäbe einen Feldzug.

Wozu aber durchaus keine Aussicht vorhanden ist, meinte der Infanterieoffizier. Der politische Himmel

ist klar und ohne Wolken, wie der des herrlichen Neapel, dem du entgegenziehst.

Das wär' schon recht, sagte der Chevauxleger, dann hätten wir einige Hoffnung; denn am neapolitanischen Horizont hängt immer eine tüchtige drohende Wolke, die des Vesuv nämlich, und da kann es alle Tage losgehen.

Ja, auf diese Art, versetzte der Infanterieoffizier lächelnd, ist mein Vergleich freilich nicht ganz richtig.

Grüß mir den Vesuv, sagte der andere Husarenofficier, und nimm dir Lacrimae von Resina mit, der des Eremiten ist gar zu schlecht.

Krieg, Krieg! phantasirte der Dragoner, eine tüchtige Schlacht, ein Königreich, wenn ich eins hätte, für eine Schlacht!

So was kommt plötzlich, sagte Graf S.; gebt nur Acht, an einem schönen Morgen hat man sich irgendwo bei den Haaren, wie sollt' es mich freuen, wenn eine solche Nachricht mich schon nach einigen Tagen von meiner Reise zurückriefe; doch, Freunde, es wird spät, ihr wißt, ich habe einen langen Weg zu machen und möchte gar zu gern bei guter Zeit in Bologna sein.

Welchen Weg wirst du dahin nehmen? fragte der Infanterieoffizier.

Nun natürlicher Weise über Lodi und Piacenza, antwortete der Graf, indem er langsam aufstand und nach seiner Feldmütze und dem Säbel langte, der neben ihm an einem Tischchen lehnte.

So muß es denn geschieden sein, sprach der Dragoneroffizier, indem er seinen Pallasch ebenfalls umschnallte; und die Andern folgten seinem Beispiele. Stühle wurden gerückt, Säbel klirrten, und die sechs Freunde begaben sich aus dem Speisesaal in den Hof des Hôtels, wo die leichte Reisecalesche des Grafen S. bepackt und eingespannt bereits seiner harrte. Sein Husar stand daneben, mit dem Mantel über dem Arm, und der Postillon ordnete die Zügel des Sattelgaules, um sich augenblicklich aufschwingen zu können.

Der Abschied war kurz und herzlich, nachdem der Graf seine Calesche bestiegen hatte.

Leb wohl, Alfons! — glückliche Reise! — Auf gutes und gesundes Wiedersehen! — Danke schön! — Haltet euch Alle in der Ordnung und sollte irgend etwas vorfallen, so schreibt mir bald! — Grüße mir Julietta, edler Romeo, und du, mach dein Examen glänzend, daß du die grünen Federn auf dem Hut hast, wenn ich zurückschaue. — Avanti — T'schau — grüß Gott!

Der Postillon, wie alle italienischen, hatte wartend den linken Fuß in den Bügel gesetzt, gab mit dem Knie dem Sattelgaul einen Stoß, dem Handgaul einen Hieb mit der Peitsche und schwang sich in den Sattel, während die Pferde wie toll zum Thore hinausstürmten; — ein ächter Renommist bog er im Galopp in den Corso der Porta Romana links ab, glücklich, daß die Leute auf der Straße seine Verwegenheit anstaunten,

und gleichgültig ob der Anfang der Reise bei dieser Gelegenheit schon durch ein zerschmettertes Rad unterbrochen würde. Doch lief Alles gut ab. Die fünf Freunde standen noch am Thore und winkten herzlich zum Abschied, um sich alsdann nach allen Theilen der Stadt zu zerstreuen, der Eine auf den Domplatz, der Andere auf den Corso, Jener nach Haus, Dieser in die Scala.

Unterdessen hatte der Graf die Porta Romana hinter sich und lehnte sich behaglich in die Ecke des Wagens. Der Husar, der auf dem Bocke saß, hatte ihm den Mantel um die Füße geschlungen und legte jetzt den brennenden Schwamm auf die Meerschaumpfeife. Wie schmeckte der ungarische Tabak so gut, wie war die Luft so würzig und angenehm! mit welchem Entzücken dachte der Reisende an Rom und Neapel und gestand sich, daß er einer der glücklichsten, beneidenswerthesten Sterblichen sei.

So rollte der Wagen auf der schönen breiten Chaussee dahin. Um die Fahrt ganz angenehm zu machen, hatte es den Tag vorher etwas geregnet, weßhalb unter den Hufen der Pferde und den davon eilenden Rädern kein Staub aufflog. Der mailändische Postillon, der auf der Station in Lodi mit einem sehr guten Trinkgeld entlassen worden war, hatte den Grafen seinem Nachfolger bestens recommandirt, und die Pferde griffen aus, daß es eine Freude war. Der Rosselenker klatschte mit seiner Peitsche, rauchte lange Rattenschwänze und

versuchte es jeden Augenblick, mit dem Husaren auf dem Bock eine Conversation anzuknüpfen, doch war dieser ein Ungar, der italienischen Sprache kaum mächtig genug, um einige wenige Lebensbedürfnisse zu verlangen, oder um den Postillon unter Verheißung eines bonne mane zum schnelleren Fahren anzutreiben, was er denn auch nicht unterließ.

Equipagen waren sie bisher keiner auf der Straße begegnet, aber häufig an langen Zügen leerer Wagen mit Maulthieren bespannt, die von Mailand zurückkamen, vorbeigeeilt, sie weit hinter sich lassend. Die Eigenthümer lagen faul auf die leeren Säcke gestreckt, wahrscheinlich den heutigen Gewinnst berechnend, und erhoben kaum den Kopf, um der vorüberrasselnden Equipage nachzusehen. Die Maulthiere, zu drei und vier vor einander gespannt, waren nun schon neugieriger und bogen mit ihrem klingenden Geschirr häufig von der Mitte des Weges auf die Postpferde ein, um sie schnuffelnd zu begrüßen, welche Freundschaftsbezeugung aber meistens durch einen Peitschenhieb des Postillons erwidert wurde, worauf die Maulthiere ihren Kopf plötzlich zur Seite wandten, die Glocken an denselben stärker klingelten und der Karren einen gelinden Stoß erlitt, der Fuhrmann fluchte, und der Postillon sich umsehend lachte.

Avanti! avanti! schrie der Husar auf dem Bocke, und weiter und weiter rollte der Wagen. Die Bäume an den Wegen schienen vorbei zu fliegen, einzelne Häuser sah

man vor sich, dann an der Seite, dann blieben sie weit zurück. In den Reisfeldern rauschte es geheimnißvoll, die scharfen Blätter an dem schlanken Stengel schliff der Abendwind gegen einander, daß es eigenthümlich flüsterte, und dazwischen summten und surrten Tausende von Insecten, die sich auf dem jungen Reis wiegten, oder den nassen Grund, aus welchem er emporwuchs, umschwärmten.

Als der Reisende Lodi passirt hatte, senkte sich der Abend auf die Erde, thauig und frisch, er umfing Häuser und Felder, und die brennende Erde, liebeglühend, litt geduldig den süßen, befruchtenden Kuß des heimlich Geliebten, der sich schweigend an ihren Busen schmiegte, als sich das strenge, wachsame Sonnenauge geschlossen; und heute feierten die beiden Liebenden eine herrlich duftige Brautnacht, aus vielen, vielen Kirchlein und Kapellen läuteten die Glocken das Ave Maria, im Grase glänzte der Nachtthau wie Tausende von Brillanten und warf zurück das zitternde, schimmernde Licht unzähliger Sterne. Dazu dufteten die Blumen und das frische Heu auf den Feldern; ein wollüstiger Hauch ging durch die ganze Natur, und Niemand fühlte das besser, als die zahlreichen Nachtigallen in den Gebüschen am Wege, welche die entzückendsten, zartesten Brautlieder sangen.

Um diesen herrlichen Gesang zu hören, muß man in einer warmen Frühlingsnacht durch die gesegneten Fluren der Lombardei fahren. Die Felder mit Bächen

durchschnitten, die Straße mit Wasser eingefaßt, über welches sich frisches Gesträuch wiegt, ist der Lieblingsaufenthalt dieser kleinen gefiederten Sänger.

Der Graf lehnte in seiner Wagenecke, und sein offenes, empfängliches Gemüth erfaßte all das Schöne, was er sah und hörte. Ein solches Nachtigallen-Concert wie heute Abend, hatte auch er nie vernommen; dazu flog der Wagen auf der geraden, flachen Chaussee im wahren Sinn des Wortes. Der Postillon von Lodi hatte ein paar kräftige Schimmel eingespannt und meinte lachend, als er sich in den Sattel schwang, er müsse schon für die nächste Station ein Uebriges thun; dort, fuhr er fort, in Casal Pusterlengo, giebt es gewöhnlich einen längeren Aufenthalt, und wenn zufällig vor uns schon eine Extrapost da war, so muß der Herr lange warten, der Posthalter dort hat wenig Pferde. Obgleich die Aussicht, auf einer einsamen Station mitten in der Nacht längere Zeit warten zu müssen, gerade nicht sehr angenehm war, so hielt der Graf diese ausgesprochene Befürchtung für leeres Geschwätz des Postillons, und ermahnte ihn, seine Schuldigkeit zu thun, das Uebrige werde sich finden. Diese seine Schuldigkeit that denn auch der Postillon von Lodi auf eine wirklich überraschende Art, und obgleich der Graf S., der die Trinkgelder nie zu sparen pflegte, auf allen Stationen außerordentlich gut geführt wurde, so hatte er doch ein solches Dahinrasen noch nicht erlebt. Kaum saß der Postillon im Sattel, so trieb er die Pferde mit lautem Hurrah! und Peitschen-

schlag zum vollen Galapp an. Wie ein finsterer Geist hing er auf den weißen Pferden, sein schwarzer Mantel flatterte um ihn, sein langes Haar flog zurück, und die leichte Calesche beschrieb auf der Landstraße immerfort eine Schlangenlinie; bald rechts, bald links flog der Hinterwagen, der Husar auf dem Bock hielt sich erstaunt an der Seitenlehne, und Häuser, Bäume, Brückengeländer und Wegsteine schienen eilfertig und entsetzt vorbei zu huschen. In weniger als einer Stunde hatten sie die Station zurückgelegt, und vor ihnen durch die Nacht glänzte ein einsames Licht aus dem ersten Hause von Casal Pusterlengo.

Das Posthaus lag jenseits des Dorfes an einer Anhöhe, welche mit Maulbeerbäumen und Reben bedeckt, sich dicht an die hintere Seite des kleinen Wohnhauses schmiegte. Die Posthalterei selbst und die Stallgebäude lagen etwas abseits, und obgleich der Postillon von Lodi, während er durch den stillen Ort fuhr, ein Uebermögliches gethan mit Peitschenknallen und lauten Hallohs, so sah man doch, nachdem die Calesche schon eine ziemliche Zeit vor den Stallungen hielt, auch noch nicht das geringste Zeichen von Leben in denselben. Erst nachdem der Postillon und der Husar, jener mit der Peitsche, dieser mit dem Säbel, die Stallthüre eine Zeitlang angelegentlich bearbeitet hatten, bemerkte man, daß in einer Dachkammer Feuer angeschlagen wurde. Bald darauf wurde ein Kopf mit zerzauf'ten Haaren oben sichtbar, und nachdem sich der Hinauslugende über-

zeugt, da unten halte eine Extrapost, polterte er die Treppen herunter, öffnete die Stallthüre und kratzte sich verlegen in dem schwarzen Haarwald, als der Graf so schnell wie möglich frische Pferde verlangte.

Gott soll mir gnädig sein und die Madonna! sagte der Stallknecht, aber Euer Gnaden werden wahrhaftig eine Zeitlang warten müssen. Seit drei Stunden ist die Post von hier weg, die Post mit einer Beichaise und die Pferde können in einer halben Stunde zurückkommen.

Und sonst habt Ihr nichts im Stalle? fragte der Graf ärgerlich, während der Postillon von Lodi verschmitzt lachend ein Zeichen machte, welches ausdrücken sollte: Habe ich es Euch nicht gesagt? —

Wo sind denn Eure Extrapostpferde? Ihr müßt doch nach dem Reglement deren wenigstens vier haben.

Haben auch vier, entgegnete der Stallknecht, sind aber leider vor einer Stunde mit einem englischen Reisewagen fortgefahren.

Das ist ja aber ganz verflucht! sagte heftig der junge Offizier; wenn ich dir aber ein gutes Trinkgeld gebe, ich glaube, daß du mir alsdann Pferde anschaffen wirst, nicht wahr, Spitzbube?

Unmöglich! antwortete der Stalliere, glauben Eure Gnaden ja nicht, daß wir bösen Willen haben, aber die Posthalterei ist unbedeutend, es kommen wenig Posten durch, und der Postmeister . . .

Wo ist der Postmeister? Ich will ihn sprechen!

Ist nach Lodi geritten, Euer Gnaden, ich bin . . . ganz allein zu Hause, setzte er stockend hinzu.

Da war nichts zu machen, als in Ruhe zu warten, bis die Pferde der kaiserlichen Post zurückkommen würden. Wenn nur die Post mitten im Dorfe gewesen wäre, da hätte man vielleicht in dem Café eine alte Zeitung und etwas Kaffee gefunden, aber hier in den einsamen Gebäuden, die so schwarz und ohne Leben in der Nacht dalagen! Es war in der That langweilig. Der Postillon von Lodi zog seine Pferde in den Stall, worauf er so wie der Husar und der Stalliere sich plaudernd auf eine Bank vor dem Stallgebäude niederließen.

Selbst die herrliche Nacht vermochte nicht die Ungeduld des Reisenden über dies unangenehme Warten zu beschwichtigen. Vergeblich schlugen die Nachtigallen schmelzender als den ganzen Abend in den dichten Gebüschen, welche Posthalterei und Wohnhaus umgaben, vergeblich funkelten die Sterne so freundlich und beruhigend von dem dunklen Himmel, vergeblich athmete die ganze Natur eine so wohlthuende Stille, summten Insecten aller Art behaglich und glückselig in den Freuden ihres kurzen Sommerdaseins, — der junge Reisende war ungeduldig und verstimmt, gelangweilt und hätte in diesem Augenblicke viel um eine Conversation mit irgend Jemand gegeben, den er sonst gewiß nicht beachtet. Schon mehrere Mal hatte er die Stallgebäude umschritten und näherte sich jetzt dem einsamen Wohn-

hause, indem er die dahinter liegende Anhöhe erstieg, in der Hoffnung, vielleicht das Flußbett des Po zu erblicken oder sonst etwas, was ihn momentan unterhalten würde.

Da lag die lange, weite Ebene vor ihm, vom Sternenlicht sanft beglänzt, hie und da mit hellen Linien durchzogen, Wassergräben und kleine Seen, die hervorleuchteten, zwischen den dunklen Farben des dichten Rebengewindes und der Maulbeerculturen. Auch glaubte er das Rauschen des Flusses zu vernehmen, und einige Mal den entfernten Klang eines Posthorns auf der Straße, doch war es das Seufzen und Flüstern des Nachtwindes in dem Wasserröhricht, das ihn getäuscht. Mißmuthig wandte er sich um, um zur Chaussee und zum Stallgebäude niederzusteigen, und bemerkte, als er auf diese Art die hintere Seite des einsamen Wohnhauses vor sich sah, ein kleines, erleuchtetes Fenster, und die Lichtstrahlen, die von demselben in die Nacht hinaus drangen, glänzten auf dem dichten Rebenlaub an dem Hause und zeigten üppige Schlinggewächse, die die Mauern desselben umspannen, in einer wahrhaft malerischen Weise.

Der junge Offizier, erfreut von dem Gedanken, vielleicht doch Jemand zu finden, mit dem er die Zeit des Wartens verplaudern könnte, näherte sich dem Hause so weit, bis es ihm möglich war, in das offen stehende Fenster hinein zu schauen. Dann blieb er überrascht stehen. Er sah in ein Zimmer, in welchem

auf einem alten Stuhl mit hoher Lehne ein junges und, wie er zu bemerken glaubte, sehr schönes Mädchen saß, welches auf seinen Knieen ein kleines Kind wiegte, das es mit allerhand Schmeichelworten und Bruchstücken von Liedern einzuschläfern versuchte. Es trieb den jungen Offizier, näher zu gehen; um aber die Kleine da unten durch das Rascheln des Gesträuchs nicht plötzlich zu erschrecken, erhob er seine Stimme und sang den Anfang einer bekannten italienischen Arie so sanft und leise als möglich.

Schnell brach das Mädchen in ihrem Lied ab, deckte mit der Hand den Schein der neben ihr stehenden Lampe und starrte in das Dunkel hinaus, um den Sänger, der jetzt raschelnd durch das Gras und Gesträuch näher schritt, zu entdecken. Zu ihren Füßen lag wahrscheinlich ein großer Hund, denn man vernahm in demselben Augenblicke ein paar tiefe, knurrende Töne, ein kurz abgebrochenes Gebell; doch schien ihm das Mädchen zu wehren, sie beugte sich unerschrocken etwas aus dem Fenster und rief hinaus: Wer ist da?

Es ist ein Fremder, gab der junge Offizier zur Antwort, der so eben mit Extrapost hier ankam, und auf frische Pferde warten muß. Es war mir, setzte er galant hinzu, indem er näher trat, wirklich recht unangenehm, hier ein paar Stunden bleiben zu müssen; doch wenn die Signora mir erlaubt, eine Weile mit ihr zu plaudern, so danke ich dem Zufall, der mich hier festhielt.

Während der Graf so parlamentirte, ging er als tapferer und umsichtiger Soldat Schritt vor Schritt vorwärts und zeigte sich bei den letzten Worten dicht am Fenster in dem hellen Lichtschein. Das war aber auch, um dem Mädchen allen Schrecken zu nehmen, das beste aller Mittel, denn ein Blick in dieses schöne, offene, jugendliche Gesicht, dem der kleine blonde Husarenbart so wohl stand, zeigte der jungen Italienerin, mit wem sie es zu thun habe, und ehe sie noch die Husarenuniform erkennen konnte, sagte sie lachend:

Aha! der Herr ist ein österreichischer Offizier.

Wie war jetzt die stille Pacht dem jungen Reisenden so interessant geworden, und erst das Wohnhaus, das er vorhin ingrimmig angeschaut! Gab es aber auch etwas Reizenderes, als der Anblick, denn er hier vor sich hatte? War es das Plötzliche und Unerwartete der Erscheinung, war es der dunkle Rahmen der Nacht, der das Mädchen so wunderbar hervorhob, genug, er gestand sich, nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Da lehnte die Kleine an ihrem hohen Stuhl, nothdürftig bekleidet, ein rother Rock umspannte ihren schlanken Leib, die nackten Füße drückten sich tief in das schwarze, zottige Fell des großen Hundes, den wir vorhin erwähnten und der fragend aufblickte, als wolle er sagen: Befiehlst du, daß ich hinausspringe und den Fremden ein bischen an der Kehle fasse? Auch schien sie ihren Wächter vollkommen zu verstehen; denn sie drückte ihm mit dem einen Fuß den erhobenen Kopf

sanft nieder, worauf er die Augen schloß und mit dem Schweif wedelte.

Das Alles konnte der Reisende vor dem Fenster freilich nicht sehen, senkte auch seine Blicke nicht dort hinab, sondern heftete sie fest auf den schönen Kopf des Mädchens, auf ihren schlanken, Hals und die weißen Schultern, welche zwischen den aufgelös'ten Flechten des schwarzen Haares hervorglänzten. Das Bübchen in ihrem Schooß, welches überhaupt keine große Neigung zum Schlafen zu verspüren schien, wachte bei dem Anblick des Fremden wieder hell auf und blickte so treuherzig, ja freundlich mit den großen, glänzenden Augen auf die goldverzierte Feldmütze und die Schnüre des Atilla.

Also der Herr hat keine Pferde bekommen können, sagte das Mädchen, und muß deßhalb warten, bis die von der kaiserlichen Post zurückkommen. Ja, es kommt dies leider oft vor, mein Vater hat nicht viele Pferde und will auch keine weiter anschaffen, da das Geschäft überhaupt so wenig einträgt, denn es ist hier eine kleine Zwischenstation, Lodi und Piacenza nehmen uns das Beste weg, wir hatten auch früher, als die Mutter noch lebte, ein kleines Wirthshaus, aber das hat Alles aufgehört; Vater sagt, er wolle nichts mehr vergrößern, das könne einmal der kleine Cecco hier in meinem Schooß thun, oder, setzte sie lachend hinzu, der Schwiegersohn.

Der Schwiegersohn? fragte der Offizier, wer ist denn der Schwiegersohn?

Nun, lachte das Mädchen fröhlich auf, wer wird der Schwiegersohn sein? Der Mann der Teresina.

Und wer ist die Teresina?

Die Teresina bin ich, sagte sie lustig, schlug aber die Augen nieder, als sie sah, wie die brennenden Blicke des jungen Offiziers auf ihr hafteten, Ja, fuhr sie nachlässiger und mit leiserer Stimme fort, der Cecco, dabei fuhr sie dem Bübchen durch die schwarzen Locken, oder der Schwiegersohn, dabei hob sie den Kopf kokett in die Höhe, soll, wenn er mag, die Wirthschaft wieder anfangen und die Posthalterei vergrößern.

So, so, sagte der Graf lächelnd, der Schwiegersohn? — So bist du also schon verheirathet?

Wer? — Ich? lachte das Mädchen; Madonna! das ist zum Lachen, geht mir weg, ich geheirathet? Ehe man heirathet, muß man zuerst Jemand lieben, herzlich lieben, so ungefähr, wie ich das Bübchen liebe; aber mit Liebe lieben, und das habe ich noch nicht gethan.

Hat dir denn noch nie Jemand gefallen, Teresina? Ich meine, so recht gefallen, um ihn mit Liebe lieben zu können? fragte der junge Mann.

Nein, Herr! entgegnete das Mädchen und lehnte den Arm auf die Fensterbrüstung, wodurch dem Bübchen die Aussicht auf Feldmütze und Schnüre verdeckt wurde, weßhalb es laut aufschrie, auch nicht eher beruhigt werden konnte, bis ihm die Feldmütze förmlich zum Spielzeug überantwortet wurde, zu welchem Ende

der Offizier gezwungen war, sich ins Fenster hineinzulehnen. Ihr Arm aber blieb auf der Fensterbrüstung, und der Kopf neigte sich vor, und ebenso die weißen Schultern und der Oberleib.

Wen meinen Sie denn eigentlich, fuhr der Graf S. fort, den sich der Vater zum Schwiegersohn aussuchen wird, etwa einen aus Pusterlengo oder einen jungen Kaufmann aus Lodi?

Nein, nein! sagte das Mädchen plötzlich ernst werdend, eher den Sohn des Posthalters aus Piacenza, der ist schon mehrere Male ohne allen Grund dagewesen, und er scheint dem Vater nicht übel zu gefallen; mir aber ganz und gar nicht, setzte sie ganz leise hinzu.

Ist er nicht schön, nicht jung? fragte der Offizier lächelnd, und die Kleine antwortete leise und sich scheu umsehend:

Nein, gewiß nicht! aber er ist bösartig und falsch, und den könnte ich nicht lieben, und wenn ich ihn heirathen müßte, so wär' mein ganzes junges Leben verdorben, denn sie sagen, es sei schrecklich, heirathen zu müssen, ohne geliebt zu haben.

Da wäre es also noch viel besser, oder wenigstens viel schöner, geliebt zu haben ohne zu heirathen? sagte der Offizier.

Schöner vielleicht, entgegnete das Mädchen und hob die Augen empor, um ihn anzusehen, schöner vielleicht wohl, aber nicht besser.

Jetzt trat in diesem seltsamen Gespräche eine Pause

ein, in welcher die Nachtigallen stärker und freudiger schmetterten und in welcher der junge Offizier die Höhe der Fensterbrüstung maß und bei sich überlegte, ob es nicht möglich sei, dort ohne viel Geräusch hinein zu voltigiren. Doch schien die Italienerin seine Absicht zu errathen, denn sie deutete mit der Hand auf das Stallgebäude und sagte: Macht kein Geräusch, der alte Pietro hört Alles. Es ist eigentlich nicht recht, daß ich mit Euch so lang am offenen Fenster plaudere, aber ich weiß nicht, fuhr sie fort und blickte ihn mit ihren glänzenden Augen voll an, ich plauder' wahrhaftig gern mit Euch.

Lieber als mit dem Posthaltersohn von Piacenza?

Viel lieber.

Dann würdet Ihr mich vielleicht auch lieber heirathen oder lieben? sagte der Offizier und legte seine Hand auf ihren feinen, weißen Arm.

Das Erste geht nicht, sagte das Mädchen lächelnd, weil Ihr ein Cavalier seid, und das Andere, wenn es ohne das Erste ginge, geht doch nicht, weil ihr ja morgen früh schon so viele, viele Miglien von hier entfernt seid.

Wenn ich aber dabliebe?

Wie könnt Ihr dableiben? Sagt so etwas nicht, was Euch kein Ernst ist, und hier könntet Ihr auf keinen Fall bleiben, setzte sie stockend hinzu, der Vater, der in zwei Stunden zurück sein kann, würde Euch nach Lodi oder Piacenza weisen. Bei diesen Worten zog sie ihren Arm zurück, bis ihre warme Hand in

der des Offiziers lag. Dann gab sie nach, als er dieselbe festhielt.

Ihr war es seltsam zu Muthe. Es geschah, was schon oft geschehen ist, daß zwei junge, unverdorbene Wesen mit heißem Blut, die sich zuvor nie sahen, sich plötzlich in einem Gefühl der Liebe zu einander befinden, daß ein Blick, ein leichtes Gespräch zwei Herzen fesselte, von denen vor einer Stunde noch keins gewußt, daß in der weiten Welt das andere schlage.

Durch den Körper des jungen achtzehnjährigen Offiziers strömte es glühend und entzückend, und auch das Mädchen ließ ihm ihre zitternde Hand, die er heftig an seine Lippen drückte. Auch die Nacht mochte daran Schuld sein, die stille, heilige, trauliche Nacht, der Duft der Blumen und vor Allem auch die Liebeslieder der Nachtigallen. — O diese Nachtigallen! — —

Wie glücklich bin ich, sagte der Offizier, daß ich hieher kam, daß ich hier warten muß, und daß ich dich sah, Teresina.

Mir ist es auch lieb, entgegnete das Mädchen, ach so lieb, ich weiß nicht wie? Nur möcht' ich viel lieber weinen, als lachen. Dabei legte sie den Kopf vorwärts auf ihren Arm und ihre Stirne auf seine Hand, und er beugte sich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihren schlanken Hals. Die drei jungen Leute waren in diesem Augenblick so glücklich, der junge Reisende, das junge Mädchen und der Bambino in ihrem Schooß; denn letzterem war es nach einigen ver-

zweifelten Anstrengungen endlich glücklich gelungen, die schwarzgelbe Schnur von der Feldmütze herunterzureißen, eine That, die er mit vergnügtem Lachen ankündigte. Doch war dieser Freudenausbruch nicht im Stande, die beiden Liebenden aufzustören. Er wandte sanft ihren Kopf auf die Seite und drückte einen glühenden Kuß auf die brennende Stirn — da tönte durch die Nacht der lustige Klang eines Posthorns. — —

Es ist etwas Eigenthümliches um solch einen Ton wenn Alles ringsum in tiefer Stille begraben liegt.

Das Mädchen fuhr in die Höhe und horchte. Der Vater! rief sie erschreckt, oder die Pferde von der kaiserlichen Post. Adieu, mein Lieber, mein Liebster! Man darf uns hier nicht beisammen sehen. Sie legte das Bübchen neben den großen Hund auf den Boden, erhob sich eilfertig und schlang, während sie sich mit dem Oberkörper zum Fenster hinausbeugte, ihre beiden Arme um den Hals des Offiziers. Verzeiht mir, was ich thue, sagte sie mit leiser Stimme, verzeih' es mir die Madonna, aber es ist nichts Unrechtes, ich sehe Euch ja in diesem Leben gewiß nicht wieder, ich darf, ich kann, ich will dich nicht wiedersehen! denn wenn ich dich morgen wiedersähe, so wäre ich tief, ach so sehr unglücklich! Ich müßte mich schämen; aber so, da wir uns hier zum ersten Mal sehen und uns gleich wieder verlieren, darf ich sagen, daß ich dich unendlich liebe, und darf dich küssen, so — und noch einmal und zum letztenmal. — Madonna hilf! Jetzt fort! um Gotteswillen fort!

Der Offizier fühlte drei heftige, innige Küsse auf seinem Munde, dann drückte das Mädchen ihn sanft von sich ab, schloß eilfertig die Fensterflügel und löschte das Licht aus. —

Das Posthorn tönte näher und näher, man vernahm Pferdegetrappel auf der Chaussee und dann das Schnauben und Schütteln der Thiere, die vor dem Stallgebäude hielten. Neben dem Wohnhause wurde jetzt eine dunkle Gestalt sichtbar — es war der Husar, der seinen Herrn suchte. Gedankenvoll folgte Graf S. seinem Diener, nicht ohne oftmals stehen zu bleiben und die Hand vor die Stirn zu pressen, wobei er dachte, ob das nicht vielleicht Alles ein Traum gewesen sei. Aber nein, die drei Küsse hatte er in Wirklichkeit erhalten, so innig, so glühend, so heiß! Die drei Küsse konnte er nicht vergessen, und nicht das Bild des Mädchens.

Wenn später durch die lange Reise das kleine Abenteuer in seiner Erinnerung an zu bleichen fing, so brauchte er sich bloß dieser drei Küsse zu erinnern, und es fuhr brennend durch seinen Körper, und er gedachte jener Nacht und des Posthauses, und er glaubte wieder vor dem Fenster zu stehen, aus dem jetzt kein Lichtstrahl mehr drang, von wo er nicht das geringste Geräusch mehr hörte.

— — — — — — — — — — — —

Euer Gnaden, sagte der Husar, als sie das Stallgebäude erreichten, wo die eben angekommenen Pferde

abgerieben, gefüttert und wieder eingespannt wurden, Euer Gnaden haben, scheint mir, die Feldmütze im Wagen liegen lassen oder verloren.

Der junge Offizier lächelte und sagte: Ich habe vor der Station geschlafen, und da muß sie mir vom Kopfe herunter gefallen sein; gieb mir eine andere.

So sehr auch der Graf daran dachte, in Piacenza liegen zu bleiben, um vielleicht von da aus das Abenteuer der heutigen Nacht weiter verfolgen zu können, so brachte ihn doch der strenge Blick des Mädchens, als sie ihm sagte: sie müsse sich schämen, wenn sie ihn morgen wieder sähe, von diesem Gedanken ab, und er entschloß sich, obgleich widerstrebend, seine Reise fortzusetzen. Ja einige Mal war er im Begriffe, nach Lodi oder Mailand wieder zurückzukehren und das Terrain genau zu recognosciren, doch fühlte er für das Mädchen eben so viel Achtung als Liebe und war vernünftig genug, alle Folgen zu überlegen und sich mit den drei Küssen zu begnügen, die das gute, unschuldige Geschöpf ihm so liebevoll gegeben.

Der Postillon von Lodi ermahnte seinen neuen Collegen, etwas von der verlorenen Zeit wieder einzubringen. Der junge Offizier warf sich in seinen Wagen, der Husar nahm seinen Platz auf dem Bocke wieder ein, und die Pferde liefen auf der dunklen Chaussee dahin, so gut sie konnten. Der neue Postillon blies auf seinem Horne, und es war derselbe Ton und dasselbe Liedchen, das der Graf vor einer halben Stunde

am Fenster drüben gehört. Ob auch sie die Töne wieder vernahm, zitternd auf ihrem Lager, vielleicht die Kissen mit ihren Thränen benetzend? — Ja, sie vernahm sie gewiß heute Nacht, und morgen wieder, an dem offenen Fenster wie heute sitzend, und blickte gewiß sehnsüchtig nach dem Hügel hinauf, von dem er nicht wieder herniederstieg, und sie sah dasselbe alle Tage, immer in derselben Umgebung, und das Bübchen spielte gewiß noch wochenlang mit der Feldmütze, und der Vater brachte wieder und immer wieder den Posthaltersohn von Piacenza ins Haus.

Das war Alles erschrecklich quälend für ihr Herz; viel besser und angenehmer hatte es der junge Offizier. Als der Tag anbrach, war er in Bologna, dann sah er Florenz, kam nach Rom und Neapel, später nach Paris; aber in allen Zerstreuungen der großen Welt, in der herrlichsten Natur, bei den glänzendsten Festen vergaß er nicht das einsame Posthaus und die arme Teresina.

Die zweite Nacht.

1848.

Die stillen Fluten der Adda, nicht beunruhigt durch Dampfboote oder viele Handelsschiffe, dafür aber der Aufenthalt zahlreicher Fische, dies klare, freundliche Wasser, das bald im tiefen Sand, bald zwischen Felsen,

bald zwischen grün bewachsenen, mit Gesträuch besetzten Ufern durch die lombardische Ebene fließt, sah am ersten August ein wunderbares und prachtvolles Schauspiel an seinen einsamen Ufern sich entfalten.

Es war bei Formigara, wo der sieggekrönte Heldenmarschall Vater Radetzky an diesem Tage eine Brücke schlagen ließ, um das erste und zweite Armeecorps über den Fluß zu werfen, dem fliehenden Feinde nach, dessen Colonnen, von panischem Schrecken ergriffen, den siegestrunkenen Oesterreichern nirgends mehr Stand halten wollten. Kaum besetzten die piemontesischen Generale eine Position, kaum hatten sie ihre starken Batterien gegen den nachsetzenden Feind gewandt, so brachte der Anblick dieses Feindes die größte Verwirrung in die Reihen der Italiener. Truppen, die sich früher tapfer und gut geschlagen, wandten sich beim Anblick der weißen Linien und wichen vor den Fängen des Adlers, der ihnen unaufhaltsam nachsetzte. Cavallerie verließ ihre Stellungen, Artillerie rasselte davon, Infanterie-Colonnen lös'ten sich auf, ja es kam bei einzelnen Compagnien der Fall vor, daß Soldaten, welche querfeldein liefen, sich vor ihren Offizieren, die ihnen nachsetzten, auf den Boden warfen und erklärten, sich lieber hier von den eigenen Pferden zertreten zu lassen, als wieder gegen den Feind zu marschiren.

Die sanft ansteigenden Ufer der Adda boten an diesem Punkte eines der reichsten, lebendigsten militärischen Bilder, die man nur sehen konnte. Alles war

bedeckt mit Soldaten der verschiedensten Waffengattungen, und die Sonne, welche zuweilen heiß durch das zerrissene Gewölk schien, schimmerte auf den unzähligen Waffen, auf den Geschützröhren und auf dem Gold und Silber der Uniformen. Es wogte und summte vergnügt durcheinander, die Artillerie stand neben ihren Wagen und Geschützen, Husaren, Dragoner, Uhlanen hatten die Pferde am Zügel, und große Massen Infanterie lagerten hie und da auf dem weißen Sande, theilweise mit abgelegtem Tornister und mit zusammengestellten Gewehren.

Dazwischen zogen lange Brückengeräthe dem Ufer zu und Ordonnanzen aller Waffengattungen bahnten sich mühsam ihren Weg durch das fröhliche Getümmel, Befehle nach dem Flusse bringend, wo die Pontoniere in voller Thätigkeit waren. Mit wunderbarer Schnelligkeit wurden die Pontons abgeladen, in das Wasser geschoben, geankert und verbunden. Man sah die Brücken zusehends wachsen und sich in den Fluß hinausdehnen, jedes neu befestigte Ponton wurde mit lautem Hurrah begrüßt, das sich rückwärts fortpflanzte den Uferrand hinauf und von den lagernden Truppen freudig vernommen und begrüßt wurde.

Woher aber diese ungemeine Geschäftigkeit kam, und weßhalb die Pontoniere auf dem Flusse so übermäßig arbeiteten, war deutlich zu sehen, wenn man den Blicken der ruhenden Soldaten folgte, die weniger an der Geschäftigkeit auf der Adda hingen, als an einem

Hügel auf der Höhe des Uferrandes. Dort sah man Offiziere aller Regimenter, von dort her kamen die Ordonnanzen, welche Befehle an das Ufer brachten, und dorthin gingen die Meldungen von den Offizieren des Genie-Corps drunten, sowie von den Commandeuren der nachrückenden Truppen. Die Offiziere auf dem Hügel, meistens beritten, umgaben in einem großen Halbkreis einen kleinen Mann in der grauen Feldmarschalls-Uniform, welcher den rechten Arm in die Seite gestemmt hatte, während die Linke Säbel und Federhut hielt. Der kleine Mann, der vom Pferde abgestiegen war, blickte mit herzlichem, freundlichem Auge auf das Gewühl am Ufer und auf der Brücke, bald einem Offizier einige Worte sagend, bald mit der Hand den Soldaten winkend, die jeden Blick des klaren, treuen Auges mit lautem Hurrah, Evviva und Eljen begrüßten. Der kleine Mann aber mit dem schneeweißen Haar und dem lieben Blick war Vater Radetzky, der die Piemontesen von Position zu Position verjagt und jetzt in die Ebene der Lombardei zurückkam, gewaltig und strafend, und bei dessen Annäherung Mailand zitterte, daß es ihn in einer fürchterlichen Nacht dieses Jahres schwach gesehen.

Die Offiziere in der Suite des Feldmarschalls gruppirten sich auf verschiedene Art; einige blickten mit Fernröhren über den Fluß hinüber, andere lehnten an ihren Pferden und unterhielten sich von den vergangenen Tagen und dem Willkommen, das man ihnen in Mailand bereiten werde.

Es mochte vier Uhr Nachmittags geworden sein, da war die Brücke beendigt, und ein Hurrah, lauter und freudiger als alle früheren, verkündigte es den Truppen. Der Feldmarschall bestieg sein Pferd, Alles erhob sich aus seiner Ruhe. Züge, Compagnieen, Bataillone ordneten sich schnell, die Ordonnanzen sprengten nach allen Richtungen, und jeder Truppenkörper, sowie er den Befehl erhielt, setzte sich nach der Brücke zu in Bewegung. Es war ein großartiger, feierlicher Moment; alle Regimentsmusiken spielten die Nationalhymne, und das Ufer, bis jetzt ein Chaos von Farben und Uniformen, begann lange, geregelte Linien zu zeigen; Infanterie, Cavallerie und Artillerie, die sich nach und nach langsam in Bewegung setzten.

Es war ein bunter, phantastischer Knäuel, eine wirre Masse aller Farben: Eisen, Bronze, Gold und Silber, die sich jetzt geordnet abwickelte, in einem langen Faden die Brücke bedeckte und weit über das jenseitige Ufer der Adda hinaus sich ins Land hinein ergoß; singend und klingend, rasselnd, murmelnd, rauschend, kurz ein Getöse, daß man es weithin hörte. Endlich wurde der Knäuel diesseits kleiner und einfarbiger und lös'te sich zuletzt in eine unabsehbare Reihe von Wagen auf, die jetzt auch über die Brücke rollten. Ihnen folgte der Feldmarschall mit seinem Hauptquartier, und es blieben auf dem diesseitigen Ufer nur einige Bataillone zurück, welche die Nachhut bildeten, einige Schwadronen Cavallerie und etwas Artillerie.

Am Ufer, ganz in der Nähe dieser zurückbleibenden Truppen erhob sich ein kleines Haus, die Wohnung des Fährmanns, der mit diesem Geschäft eine kleine Wirthschaft verband. Um den Fluten der Adda zu entgehen, die zuweilen stark anschwillt, war das Häuschen auf einer Terrasse erbaut, sehr klein und einfach: eine Wohnstube für den Wirth, eine Schenkstube nach der Terrasse und dem Flusse offen, und diese Terrasse bedeckt mit einer Veranda aus Bäumen und Lattenstücken bestehend, die, wie alle dergleichen in Italien, um so malerischer aussah, je leichtsinniger und willkürlicher man in der Errichtung derselben verfahren. Dichtes Rebenlaub bedeckte die Veranda, alles Holzwerk umrankend, und die geschlängelten Spitzen der Reben hingen an den äußersten Holzstücken herab und wiegten sich, in der Luft schwebend, leicht hin und her.

Unter diesem schönen natürlichen Dache saßen an einem grobgezimmerten Tische zwei junge Offiziere auf derben Strohstühlen und schenkten sich abwechselnd aus der mit Stroh umwundenen Foglietta die Gläser voll. Ihre Pferde befanden sich unter Obhut von Soldaten am Fuß der Terrasse, die mit malerischen Kriegsbildern umgeben war. Hier saß ein Husar auf den Stufen der Treppe, mehrere Rosse am Zügel, dort schnallte ein Dragoner an seinem Sattel herum, während ein Chevauxleger, beide Arme auf den Rücken seines Pferdes gelehnt, mit der einen Hand ein Glas hielt, enthaltend einen Rest Wein, den er dem Kameraden reservirte.

Auf der andern Seite gingen Infanterie- und Cavallerieoffiziere auf und ab und tauschten ihre Meinungen aus, ob sie heute noch ihren vorausgegangenen Kameraden folgen oder hier einen Bivouak beziehen würden. Infanteristen saßen am Boden, das Gewehr auf den Knieen, und zwischen ihnen Grenadiere, die schwere Bärenmütze neben sich, dort eine Gruppe von Jägern auf dem Bauche ausgestreckt, den Kopf auf den Arm gestützt, die Büchse neben sich. Ein Tambour, der wahrscheinlich von den letzten Affairen träumte und auf einem alten Fasse saß, schlug pianissimo einen Marsch zum Angriff. Nicht weit von dem kleinen Hause befanden sich Gruppen gefangener Piemontesen, von Grenadieren bewacht, die Soldaten lagen ermüdet am Boden, die Offiziere standen in Gruppen und blickten finster dem dahinziehenden Heere nach. Dies ganze lebendige Bild wurde vervollständigt durch zahlreiche Viehheerden, die den Bataillonen nachgetrieben wurden, und durch schwere Karren mit Ochsen bespannt, auf welchen Weinfässer lagen. Die Pferde der Cavallerie schüttelten sich und schnaubten, von dem andern Flußufer drüben schallte zuweilen leiser Trommelschlag und einzelne Klänge der Feldmusik herüber. Zuweilen hörte man rückwärts ein Hornsignal, ein lustiges Soldatenlied und lautes Lachen, und dann und wann tiefes, kräftiges Gebrüll aus den Viehheerden.

Die Offiziere, die unter der Veranda saßen, waren zwei junge Männer, ein Rittmeister von den Husaren, ein Oberlieutenant von den Chevauxlegers. Letzterer

war eben im Begriff, eine kleine lederne Tasche aufzuschnallen, die er am Sattel zu tragen pflegte, und worin er seine Cigarren aufbewahrte. Die Kleidung der Beiden war mit Staub bedeckt, sie trugen schwere Säbel, die Cartouche und Tschako, Helm und Handschuhe lagen neben ihnen auf dem Tische.

So weit wären mir also, sagte der Husar und ließ einen zufriedenen Blick über den Fluß schweifen, an der Schwelle unseres Hauses glücklich angekommen, und ich bin fest überzeugt, daß der alte Herr noch heute Abend kräftig anklopfen wird.

Wie ich höre, versetzte der Chevauxleger, indem er sich seine Cigarre anbrannte, wird sich Karl Albert nach Mailand zurückziehen, und es sollte mich wahrhaftig ungeheuer freuen, wenn es da noch zu einem soliden Schlage käme.

Pah! meinte der Husarenoffizier, die schlagen sich nimmer, was wird's da unten geben? Ein paar Geschützaufstellungen, Proclamationen, einige wüthende Volks-Demonstrationen, voilà tout. Ich bin fest überzeugt, in zwei bis drei Tagen marschiren wir über den Domplatz, ich freue mich schon auf die Gesichter, wenn da die Bande spielt: Gott erhalte unsern Kaiser.

Das ist alles schön und gut, seufzte der andere Offizier, aber wenn sie nur in unsern Quartieren zu Mailand nicht so jammervoll gehaus't hätten; ach, meine schönen Waffen, das ist Alles verloren, und mein ganzes Silbergeschirr!

Nun, was das Letztere anbelangt, lachte der Husar, das wird noch zu ersetzen sein, aber mir ist's nur leid um das Bild der kleinen Julietta, das über meinem Divan hing. Wenn sie nur das Original nicht erwischt haben, ich fürchte sehr, es ist den armen Geschöpfen für ihre Anhänglichkeit an die österreichische Monarchie schlecht genug gegangen.

Ich glaube nicht, warf der andere Offizier leicht hin, die Meisten sollen sich in den fürchterlichen fünf Tagen gerettet haben; mir erzählte das ein Kamerad von den Jägern, sie seien in einem langen Zuge ausgewandert, Wagen von allen Kalibern, heulende Mädels und Koffer und Schachteln die Menge.

Hier wurde das Gespräch unterbrochen durch einen lauten Anruf vom Fuß der Terrasse. Die Beiden sprangen von ihren Stühlen auf und bemerkten einen jungen Offizier mit niederem Hut und grünen Federn, der sich zu Pferd durch die Soldatengruppen langsam dem Hause näherte.

Grüß dich Gott, Generalstäbler! rief der Husar, nachdem er den Anreitenden erkannt; woher des Weges? Du willst zum Hauptquartier? Na, komm einen Augenblick herauf und mach hier eine Haltstation.

Der Generalstabsoffizier schwang sich vom Pferde, gab die Zügel einem Dragoner, der unten stand, und stieg die Treppe hinauf.

Wir haben uns lange nicht gesehen, rief er lustig, ich glaub' seit Verona nicht. Wie schaut's, was treibt ihr?

Wir warten hier geduldig, entgegnete der Chevauxlegeroffizier, bis wir den verdammten Fluß passiren dürfen. — Hast du vielleicht einen Befehl deßhalb mitgebracht, Generalstäbler?

Etwas der Art wohl, lachte dieser, aber von Passiren ist für heute keine Rede. Ihr werdet hier wahrscheinlich ruhigliegen bleiben; eine herrliche Nacht wird's geben, euer Wein ist auch nicht schlecht, wie ich merke, und so könnt ihr's schon aushalten.

Verdammt! murrte der Husar, seit vier Tagen sind wir beständig rückwärts und bekommen nicht einen feindlichen Pferdeschweif zu sehen; vom Einhauen ist schon seit langer Zeit keine Rede mehr.

Die da vorn, sagte der vom Generalstab lachend, haben es auch nicht besser, Pferdeschweife sehen wir freilich, auch Kanonenmündungen genug, aber alles das in der allerweitesten Entfernung.

Und bleiben wir wirklich heute hier? fragte der Chevauxleger.

Wahrscheinlich, doch erwarte ich noch einen Ordonnanzoffizier aus dem Hauptquartier. Kommt dort nicht etwas über die Brücke? Bei diesen Worten richtete der Offizier vom Generalstab sein Fernrohr auf den Fluß und fuhr dann fort: Richtig, es ist ein Husarenoffizier, der wird einen Befehl bringen, und wenn mich nicht Alles täuscht, ist es unser lieber Graf S. Seht, wie er seinen Gaul zurückhält, um ordonnanzmäßig im Schritt über die Brücke zu kommen. Ja, ja, er ist's!

Jetzt hat er das Ufer erreicht und läßt den Hügel herauf das Pferd ausziehen.

Der also Angemeldete — es war wirklich Graf S. — flog den Uferrand hinauf und jagte an das Haus hin. T'schau! rief er freudig, als er die Drei auf der Terrasse stehen sah, grüß' euch Gott, freut mich sehr, euch zu sehen. Wo find' ich den Feldmarschall-Lieutenant? — Gleich hoff' ich zu euch zu kommen, hebt mir ein Glas Wein auf.

Reite nur ein paar tausend Schritte rechts hinüber, antwortete der Husarenoffizier, nachdem er die Grüße herzlich und freundlich erwidert, da wirst du auf der Anhöhe einen Bauernhof finden, dort ist er, wenn er nicht schon nach San Basano hineingeritten ist. Sieh aber zu, daß du dich nicht lange aufzuhalten brauchst; — müssen wir hier bleiben? rief er dem Davonreitenden nach, und dieser winkte ein Ja und war bald zwischen dem hügeligen Terrain verschwunden.

Die Drei setzten sich an den Tisch, ließen eine neue Foglietta kommen und theilten sich ihre kleinen und großen Ereignisse mit. Es dauerte nicht eine Viertelstunde, da kam Graf S. wieder daher gesprengt, hielt an dem Hause, sprang behende vom Pferde und eilig die Treppe hinauf.

Na, grüß' euch Gott nochmals! rief er lustig, seine beiden Hände ausstreckend, die von den Andern herzlich erfaßt und gedrückt wurden.

Jetzt habe ich erst einen Augenblick Zeit, mich zu

freuen, daß ich euch wiedersehe, nur kurze Zeit leider, denn ich muß bald ins Hauptquartier zurück. — Wie ist's euch ergangen? — Keine Verwundung? Heil und gesund?

Alles wieder in Ordnung! lachte der andere Husarenoffizier, ich habe bei Curtatone einen kleinen Streifschuß erhalten, aber nichts von Bedeutung, war bald wieder zusammengeflickt; — und du? — dich hat man ja eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Weißt du noch, wo wir zuletzt und recht vergnügt beisammen waren?

Ob ich's weiß? entgegnete Graf S., das war zu Mailand bei dem Abschiedsdiner, das ihr mir gegeben, als ich nach Rom und Neapel ging; 's ist merkwürdig, setzte er hinzu, da sind wir jetzt wieder hier beisammen, beinahe all' die nämlichen Leute und mitten im Kriege, den wir damals so sehnlich gewünscht.

Ja, wahrhaftig, sagte der Chevauxleger und erhob sein Glas, es fehlen nur zwei, unser armer M. von eurem Regiment, der jetzt zu Mantua liegt, und unser lustiger Dragoner.

Letzterer, bemerkte der Generalstabsoffizier, ist Galoppin bei d'Aspre. Aber wie geht's dem armen M.? — Ist er schwer verwundet?

Er hat einen Stich in die Seite, sagte der Husarenrittmeister, aber sie hoffen ihn durchzubringen; trinken wir auf sein Wohl. Alle erhoben die Gläser und tranken mit herzlichem Wunsch auf die baldige Genesung des verwundeten Kameraden.

Damals und jetzt! sprach Graf. S., indem er sich ein anderes Glas eingoß, seitdem sind nur vier Jahre verstrichen und hat sich Manches geändert, Manches zugetragen. Damals hatte ich eine schöne Zeit vor mir, eine herrliche, angenehme Zeit. Obgleich euer Wein hier nicht schlecht und die Salami zu genießen ist, so wäre mir doch ein Diner wie damals lieber. Wir haben in den letzten Tagen sehr wenig gehabt. Und damals meine bequeme Calesche vor der Thür, eine ruhige Nacht, angenehm dahingestreckt zu durchfahren, und heute der Sattel meines müden Pferdes und die Aussicht, während der Nacht mehrmals herausgetrommelt zu werden; denn was in der letzten Zeit für Depeschen versandt worden sind, habt ihr gar keine Idee, und immer des Nachts. Es ist gerade, als sei es zum Besten der Ordonnanzoffiziere so eingerichtet, daß die Anfragen ans Hauptquartier immer in der Dämmerung kommen und während der Nacht beantwortet werden.

Und doch habt ihr's bei dem Hauptquartier am besten, sagte der andere Husarenoffizier lachend; wo ihr einfallt, findet sich immer etwas, oder vielmehr, ihr fallt nur da ein, wo sich etwas findet, und dann bekommt ihr doch meistens ein Obdach, könnt euch im Trockenen ausstrecken und euch behaglich niederlegen, sei's auch nur auf Stroh oder Heu.

Allerdings, entgegnete der Ordonnanzoffizier, sind aber dafür auch, wie schon bemerkt, fast Tag und Nacht im angestrengtesten Dienst. Melde ich mich nachher im

Hauptquartier, so heißt's unfehlbar: Sie haben den zweiten oder dritten Ritt heute Nacht; dann kann irgend eine Zufälligkeit kommen, die meine Vordermänner wegruft, und ich habe vielleicht einen nächtlichen Spazierritt von sechs bis acht Stunden. Aber, setzte er lustig lachend hinzu und hob sein Glas gegen die Sonne, um Alles in der Welt möchte ich nicht vertauschen jenen Abend mit heute, und gebe nur der Herr der Schlachten, daß diese angenehme Zeit noch lange fortdauern möge!

Wozu indeß wenig Hoffnung ist, sagte der Generalstäbler; die Komödie ist aus oder wird morgen, übermorgen ausgespielt, Mailand ist eine brillante Schlußdecoration, dann fällt hinter Karl Albert und seinem Heere der Vorhang.

Aber, theuerste Freunde, bemerkte jetzt Graf S., es muß geschieden sein; ich muß ins Hauptquartier und möchte mich beeilen, denn ich sehe dort am Horizont verdächtige schwarze Wolken aufsteigen.

Verdammt! sagten die beiden Cavallerieoffiziere, welche die Aussicht hatten, die Nacht über im Freien zu bleiben, und schauten den finsteren Wolken zu, welche sich am Horizont drohend emporwälzten; das wird eine nasse Nacht werden.

Und vielleicht eine blutige, sagte der Generalstäbler; General Bara hat sich mit einigen Truppen nach Pizzeghettone geworfen, er wird die kleine Festung gegen einen Handstreich sicher stellen wollen, um sein

Fuhrwesen glücklich durch das dortige Défilé zu bringen. Kommt aber unsere Vorhut, die fortmarschirt, noch frühzeitig genug hin, so kann es einen ziemlichen Kampf geben.

Ei was! sagte unmuthig der Rittmeister, Regen und Blut ist ein großer Unterschied; ich würde mir nichts daraus machen, mich die ganze Nacht herumzuhauen, aber hier zu liegen und sich so langsam durchnässen zu lassen, das hole der Teufel. Nun, wie Gott und Vater Radetzky will.

Amen! sprach der Generalstabsoffizier und setzte seinen Federhut auf; aber jetzt wollen wir reiten, es ist mir immer, als hörte ich gegen Pizzeghettone zu Kanonendonner, es sollte mich auch gar nicht wundern, wenn die Piemontesen dort irgendwo eine schöne Masse Geschütz aufführten, um das rechte Adda-Ufer zu decken.

Ich glaube, was dahinten rollt, ist himmlischer Donner, sagte der Chevauxleger und blickte nachdenklich an den Himmel, dessen vorhin noch so klare blaue Farbe in außerordentlicher Geschwindigkeit mit leichten grauen, einem Gewitter vorausjagenden Wolken bedeckt wurde.

Adieu! — lebt wohl! — Auf glückliches Wiedersehen in Mailand! — T'schau!

Graf S. und der Offizier vom Generalstab schwangen sich auf ihre Pferde und ritten in scharfem Trabe der Brücke zu, dann im Schritt über die knarrenden Pontons und auf dem rechten Ufer des Flusses trennten sie sich, denn der Generalstäbler eilte zum ersten

Armeecorps, der Husarenoffizier aber nach Formigara, wo der Feldmarschall Radetzky sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Vier Jahre waren vergangen, seit der junge Husarenoffizier nicht mehr in diese Gegend gekommen war. Nachdem er seine große Tour nach Rom, Neapel, Paris und Wien beendigt, war er dorten als Oberlieutenant zu einem andern Husarenregiment versetzt worden und da verblieben, bis in der Lombardei der Krieg ausbrach, worauf er sich zur Armee nach Italien meldete und als guter Offizier und gewandter Reiter gern zum Ordonnanzoffizier ernannt wurde.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als er Formigara, ein kleines Dörfchen erreichte. Auf der Straße bewegten sich dichte Colonnen Artillerie und Fuhrwerk und ließen ihn nur im Schritt vorwärts kommen. In der Nähe des Orts mehrte sich das militärische Getümmel. Auf den Feldern rechts und links lagerte Infanterie und Cavallerie; Holz wurde herbeigeschleppt, und hie und da stieg dichter Dampf auf von den Lagerfeuern, die man im Begriffe war anzuzünden. Auf der Straße in Formigara drängte und wogte es durcheinander. Dort hielten lange Reihen Ochsenkarren mit Weinfässern beladen, und in großen hölzernen Kannen wurden die Portionen für die Soldaten ausgetheilt.

Das Haus, in welchem der Feldmarschall wohnte, ein kleines, unscheinbares Gebäude, bot ein ganz bewegtes Bild des Hauptquartiers. An allen Fenstern

lehnten Offiziere in den verschiedensten Uniformen, im Hofe standen Equipagen und Packwagen, an deren Deichseln abgesattelte Pferde befestigt waren. Unter dem Thorbogen hielten Ordonnanzen und die jungen Offiziere des Hauptquartiers, welche wohlgemuth dem Lärm und dem Jubel der vorbeiziehenden siegestrunkenen Soldatenhaufen zuschauten.

In dieses Gewühl hinein lenkte Graf S. sein Pferd und wurde von den Kameraden freundlich bewillkommt. Er mußte erzählen, wie es drüben ausschaue, und überbrachte Grüße von Bekannten und Freunden, die man lange nicht gesehen.

Dein Schimmel wird müde sein, sagte ein junger Uhlanenoffizier lachend, und der Graf entgegnete lustig:

Wie sein Herr. Ich bin jetzt heute schon vierzehn Stunden im Sattel gewesen; habt ihr irgendwo ein Obdach, wo man sich ein wenig ausstrecken kann?

Obdach genug, antwortete der Andere, auch sogar ein schönes, breites Bett. Aber du freust mich, wenn du jetzt schon ans Ausruhen denkst, da droben schreiben sie, daß die Federn davon fliegen; Major E. siegelt eine Depesche um die andere. Ich und F. und M., wir haben schon unsere Bestimmung, und der nächste Befehl, der hinaus muß, ist für dich. Geh nur gleich drüben in das Haus neben der Kirche, da wirst du deinen Burschen mit den Pferden finden.

Der Graf zuckte lachend die Achseln, nahm einen tüchtigen Zug aus einer dargebotenen Feldflasche und

zog seinen müden Schimmel dem bezeichneten Hause zu. Dort fand er richtig seine übrigen Pferde, befahl, daß man ihm seinen Rappen, ein starkes Pferd von englischer Abkunft, fertig mache und kehrte darauf ins Hauptquartier zurück. Hier fand er denn auch schon beide Kameraden eben im Begriff, zu Pferde zu steigen, um in den dunkelnden Abend hinauszureiten. Der Eine ging zurück über die Adda, der Andere zum ersten Armeecorps gegen Maleo.

Jetzt sind wir beide allein noch übrig, sagte der junge M., ein lustiger Dragoneroffizier; ich habe ein schweres Packet an d'Aspre zu überbringen, und mich soll der Teufel holen, wenn ich nur eine Idee davon habe, wo ich ihn eigentlich finden soll. Das Nachreiten ist überhaupt nicht meine Passion, man rennt da zwischen Wagen und Geschütz hinein, wenn man auf der Straße bleibt, und fällt in schmutzige Wassergräben, wenn man querfeldein galoppirt. Aber was hilft's? geritten muß sein, dort wackelt schon eine Ordonnanz die Treppen herunter und bringt meine Depesche. Addio, Caro, bis morgen zum Kaffee oder zum Mittagessen, der Teufel weiß, wo? Mit diesen Worten warf der Dragoneroffizier die goldene Schärpe über die Schulter, zog die Quasten auf der rechten Seite herab und schwang sich auf seinen Braunen. Das Pferd war frisch und muthig, der Reiter ebenso, und nach einem Händedruck, ein paar Courbetten auf dem Pflaster, daß die Funken sprühten, verschwand er in der Nacht. Noch

eine Zeit lang sah man seinen weißen Waffenrock glänzen, dann verlor er sich in der allgemeinen Finsterniß.

Graf S. ging in das Haus hinauf, suchte und fand ein paar bekannte Offiziere, mit denen er ein äußerst frugales Souper verzehrte, eine Cigarre rauchte und sich darauf, ermüdet wie er war, mit Atilla und Säbel auf einen Strohsack warf, den er im Vorzimmer fand, wo er baldigst in einen tiefen Schlaf fiel.

Er hatte so einige Stunden ruhig geschlafen, da wurde er erweckt und sah den Major E. vor sich stehen, der es unendlich bedauerte, gezwungen zu sein, ihn aus dem Schlafe wecken zu müssen. Es ist Niemand da, Theuerster, sagte der Major, und obgleich ich weiß, wie stark Sie schon im Dienst waren, so kann ich doch nicht umhin, Sie wieder in die Nacht hinaus zu schicken.

Augenblicklich war der junge Husarenoffizier munter und auf den Beinen, rückte Säbel und Cartouche zurecht und vernahm den Befehl, vorsichtig gegen Pizzeghettone zu reiten, um, im Fall die Oesterreicher dort schon eingerückt seien, dem General S. einen wichtigen Befehl zu überbringen. Der Major als freundlicher und guter Kamerad gab dem jungen Ordonnanzoffizier die Hälfte eines starken schwarzen Kaffee's, den er für sich selber hatte machen lassen, dann erhielt dieser seine Depeschen und eilte die Treppen hinunter in das andere Haus zu seinen Pferden. Der Rappe war im Augenblick fertig gemacht, Graf S. warf seinen weißen

Mantel über, bestieg das Pferd und ritt langsam zum Dorfe hinaus.

Das Wetter hatte sich unangenehm verändert. Ringsum herrschte eine Finsterniß, daß man im wahren Sinne des Wortes keine Hand vor den Augen sehen konnte; am Himmel glänzte nicht ein Stern, und es fegte zuweilen jener scharfe, trockene Wind, das schwere Athmen eines heftigen Gewitters, bevor es seinen Mund öffnet, um Feuer und Verwüstung auszuspeien. Die Lagerfeuer auf den Feldern waren kaum zu erhalten, und die gestörte Flamme flackerte ängstlich hin und her. Die Pferde in den Bivouaks schüttelten sich und streckten die geöffneten Nüstern in die Luft hinauf. Man bemerkte fast keinen Soldaten, der sich hingestreckt hatte, um zu schlafen, fast alle waren munter, saßen in den Gräben oder standen auf der Chaussee in Gruppen an den schwarzen Nachthimmel deutend, der zuweilen am Horizont durch einen jähen Blitz erhellt wurde.

Wo Graf S. bei einem Trupp Offiziere vorbei kam, da wurde er mit freundlichem Wort begrüßt, nicht ohne daß man hinzusetzte: Geben's Achtung, wir werden was Gehöriges abkriegen. Bald ließ der junge Ordonnanzoffizier die Lagerstätten und Bivouaks hinter sich und ritt auf der einsamen Straße dahin. Seine Gedanken übersprangen einen Zeitraum von vier Jahren, und er gedachte jener Nacht, wo er von Mailand ausfuhr, fast denselben Weg, jener Nacht voll Blumenduft, Nachtigallenlied und Liebeszauber, die von der

heutigen so himmelweit verschieden war. Auch jenes Mädchens gedachte er, und der drei Küsse, und wenn er auch seit jener Zeit manche warme Lippen berührt, so konnte er doch jene heiße, süße Stunde nicht vergessen. Heute aber hörte er nicht Nachtigallenlied, wohl aber das Heulen des Windes, das Rollen des Donners, der über seinem Haupte immer näher und näher tönte. Bäume und Büsche an der Straße bogen sich tief vor dem Grimme des Sturmes, und sein Rappe schauderte zusammen vor den heftigen Blitzen, die sich zwischen den schwarzen Wolken kreuzten.

Jetzt begegnete er einer Cavalleriepatrouille, die ihm entgegenkam, und der Führer derselben, ein alter Wachtmeister, meldete, daß, soviel er am Fluß bemerkt habe, die Piemontesen so eben im Begriff seien, Pizzeghettone zu verlassen, und daß sich der Offizier nicht zu sehr zu beeilen brauche, um mit der österreichischen Vorhut dort einzutreffen.

Es mochte Ein Uhr in der Nacht sein, und das Unwetter fing an sehr heftig zu werden. Der Wind war so stark, daß sich der Rappe kaum in seiner Richtung erhalten konnte. Heulend umsaus'te er den Reiter, warf ihm Sand und Steine ins Gesicht und riß starke Aeste von den Bäumen, die er rechts und links neben dem Pferde niederschmetterte. Der Regen strömte herab. Hagelkörner in außerordentlicher Dicke schlugen mit fürchterlicher Gewalt auf Roß und Reiter, so daß das geängstigte Thier von dem kräftigen Offizier kaum

in Ruhe erhalten werden konnte. Es war ein fürchterlicher, unheimlicher Ritt.

Eine Stunde mochte der Gewittersturm so mit ungeminderter Heftigkeit gedauert haben, als der Regen und das Sausen des Windes etwas nachließ und sich auf Augenblicke in leichtes Wehen verwandelte.

In solchen Momenten kam es dem Reiter vor, als vernehme er vor sich das Rasseln von Fuhrwerken und kaum hörbar das Getümmel von Infanterie- und Cavalleriecolonnen, die in ziemlicher Entfernung vor ihm vorüberzogen. Der Wind führte diese Klänge bald schwächer, bald stärker an sein Ohr; er hielt sein Pferd an und beugte sich vor, um sich möglicher Weise zu orientiren, ob da vor ihm Freund oder Feind zöge, und zu überlegen, ob er zur Seite oder vorwärts reiten sollte. Etwas zur linken Hand mußte Pizzeghettone liegen, von dort aus gegen rechts zu zog das Getöse, das er vernahm. Also konnten es nur die Piemontesen sein, welche so eben die Festung verließen. Er wandte sein Pferd etwas links und begann nach der Richtung hin zu reiten, wo er die Stadt und den Fluß vermuthete, er mußte sich nah' bei letzterem befinden, doch es war so dunkel, daß die Flut nicht leuchtete. — —

Auf einmal prallte der Rappe zurück, und der entsetzte Reiter zog die Zügel fest an und griff willenlos nach dem Säbel an seiner Seite. — — Vor ihm spaltete sich die dunkle Nacht, es war als berste die Erde bis tief in ihre Eingeweide, bis zu dem ungeheuren

Feuerpfuhl, der sich dort befinden soll, eine fürchterliche Lohe schlug aus dem Boden; rothe und gelbe Flammen, die in Myriaden von glühenden Funken ausliefen und den ganzen Himmel mit einer feurigen Lohe bezogen — es war eine Pulverexplosion von entsetzlichem, einige Secunden andauerndem Krachen begleitet. — Nur einen Augenblick dauerte dieses furchtbare Feuer, aber im Scheine desselben sah der junge Offizier, daß er vielleicht eine Viertelstunde von der Festung entfernt war, und bemerkte nach dem ersten Moment der Ueberraschung, daß man dort die Brücke über die Adda gesprengt habe. — Bald war Alles gegen den furchtbaren Schein von so eben wieder in tiefe Nacht versunken, und die Flammen, die jetzt noch an dem zersprengten Werk leckten, waren wie kleine unbedeutende Lichter dagegen. Die Erde hatte gezittert ob dem furchtbaren Krachen, und der Rappe bäumte sich hoch auf und strengte sich an, rechts oder links ins Feld hinaus zu fliehen, um dem schrecklichen Phantom vor seinen Augen zu entgehen.

Nachdem der Reiter sein Pferd beruhigt und eine kurze Weile überlegt, was zu thun sei, entschloß er sich näher an die Festung zu reiten. Daß die Piemontesen dieselbe verlassen, dessen war er jetzt gewiß, denn es waren ihre Colonnen, die er vorhin gehört, und sie hatten dann die Brücke gesprengt, um den Oesterreichern den Uebergang zu verwehren. Doch horch! — Was vernahm er jetzt durch die Nacht? — Ein befreundetes

Signal, das lustige Klingen eines Jägerhorns. Aha! dachte er freudig, die Unsrigen, sind hart dabei, da kann sich Ende und Anfang noch zusammen verbeißen! Doch ging letztere Vermuthung und guter Wunsch nicht in Erfüllung. Die Piemontesen hatten Pizzeghettone verlassen, hatten bei ihrem Abmarsch die Brücke und einen Pulverthurm in die Luft gesprengt, welche Explosion entsetzliches Unheil verursachte und sehr vielen von den eigenen Leuten das Leben kostete. Ueberhaupt war der heutige Tag und die Nacht für die Feinde unheilvoll gewesen, und der furchtbare Gewittersturm, der den Grafen S. im Felde überraschte, hatte schwer unter den piemontesischen Marschcolonnen gehaus't und Menschen und Pferde waren von umgerissenen Bäumen und sogar von Hagelkörnern nach Angabe ihres eigenen Generals Bara erschlagen worden.

Nachdem Graf S. in Pizzeghettone seine Depesche glücklich abgegeben und sich einen Augenblick unter den Gräueln der Verwüstung umgeschaut, verließ er die Stadt wieder und setzte über die Adda, um nach Casal Pusterlengo zu gelangen, wo er das Hauptquartier des vierten Armeecorps zu finden hoffte. Durchnäßt wie er war, und ergriffen von all dem Schrecklichen, das er geschaut, ritt er seine einsame Straße, sich eingestehend, daß der Krieg etwas Schreckliches sei. Neben ihm rauschte der Fluß, und da das Sausen des Windes gänzlich aufgehört hatte, so hörte er vor und neben sich nichts als das Murmeln des Wassers oder das Schnauben seines

Rosses, das bei jedem Schritte in den aufgeweichten Boden einsank. Sein durchnäßter Mantel hing schwer an seinem Körper, und von seinem Haar und Bart rollten dichte Wassertropfen herab. Es regnete immerfort, nicht mehr heftig, wie bei Anfang des Gewitters, aber fein und durchdringlich.

So mochte er eine Stunde fortgeritten sein, als er vor sich Pferdegetrappel hörte und eine Uhlanenpatrouille einholte, von welcher er erfuhr, daß sich das vierte Armeecorps in Casal Pusterlengo befinde. Wenn Sie etwas scharf reiten, sagte ihm der Führer der Patrouille, so werden Sie in Kurzem auf eine Schwadron Chevauxlegers stoßen, welche die Nachhut bildet. Der Rappe flog gehorsam dem Schenkeldruck davon, und bald erblickte der junge Ordonnanzoffizier vor sich eine Masse Cavallerie, sah matt leuchtende Helme und weiße Mäntel durch das Dunkel der Nacht schimmern. In Kurzem hatte er die Schwadron erreicht und fand seinen Freund, den er Nachmittags unter der Veranda an der Adda gelassen. Beim Anblick desselben, durchnäßt, beschmutzt, den Mantel schwer herabhängend, das Pferd mit eingezogenem Schweife gehend, konnte er sich eine Idee machen, wie er selbst aussehen müsse. Die Leute ritten still und mißmuthig ihres Weges, denn keiner von ihnen hatte einen trockenen Faden am Leibe.

Der Chevauxlegeroffizier bemühte sich, eine sehr durchfeuchtete Cigarre brennend zu erhalten. Verdammtes Wetter! rief er dem Ordonnanzoffizier zu, wir

haben eine brillante Nacht gehabt. Hat bei euch drüben auch der Gewittersturm so gehaus't? Jetzt ritten auch die anderen Offiziere der Schwadron, nachdem sie einen Kameraden bemerkt, der nicht zu ihnen gehörte, heran und erkundigten sich, wie es in Pizzeghettone und Formigara ausschaue.

Habt ihr auch bemerkt, sagte der Rittmeister, wie die Brücke in die Luft flog? Ein merkwürdig schöner Anblick, und hat's nicht gekracht, als wenn zehntausend Geschütze gelös't würden? Gratulire den armen Teufeln, die da um den Weg waren.

Es sieht schauerlich da drinnen aus, entgegnete Graf S., doch glaube ich nicht, daß einem der Unseren etwas passirt ist. Aber von ihren eigenen Leuten haben sie genug mit in die Luft hinauf gesprengt. Doch nehmt mir's nicht übel, ihr reitet mir zu langsam, ich will sehen, daß ich durchkomme. Ich versichere euch, an meinen Steigbügeln läuft so viel Wasser herunter, um ein Pferd zu schwemmen.

Meinst du vielleicht, wir seien trockner? sagte lachend der Chevauxlegeroffizier; aber du hast Recht, reit nur zu und mach uns in Pusterlengo ein ordentliches Quartier. Addio!

Wir wollen nur gestehen, daß eine süße, angenehme Erinnerung den jungen Offizier nach dem benannten Orte hinzog. Ei! dachte er, das Kriegsspiel wirft dich dort hinein, in denselben Ort, den du freiwillig nicht aufgesucht hättest; vielleicht sogar in ihr

Haus, unter ihr schützendes Dach. Und nun malte er sich mitten in dem herabrieselnden Regen ein angenehmes, behagliches Bild aus, wie er vor das Posthaus in Pusterlengo reiten, absitzen, eintreten wolle und zu dem erstaunten Mädchen sagen: Siehst du, Teresina, da bin ich wieder, nach vier Jahre langer Abwesenheit, und ich hätte dich auch heute nicht wieder gesehen, denn du hattest es mir verboten; doch bin ich hieher befehligt, wir leben im Kriege, und im Kriege kann man es nicht so genau nehmen. Dann wird sie lachen, dachte er ferner, und da schon in ihrem Hause viele Offiziere wohnen, wegen den Stallungen vielleicht sogar das Hauptquartier dort liegt, so wird sie für den Bekannten so ein kleines hübsches Hinterstübchen aufschließen, das in den Garten hinausgeht, und ihn da heimlicher Weise einquartieren. Wie mag die Kleine heute ausschauen! etwas stärker, vielleicht der Blick des Auges etwas schmachtender, und wenn sie lacht, zeigt sie ihre schönen weißen Zähne noch mehr als damals.

Unter diesen Gedanken war er scharf zugeritten, hatte Fuhrwerk und Artillerie passirt und war mit Mühe unverletzt zwischen den Rädern durchgekommen. Verdrossen lenkten die Gemeinen vom Fuhrwesen ihre Pferde, die Corporale und Offiziere, in ihre Mäntel gewickelt, schauten sich kaum um nach dem vorbeireitenden Husaren; man hörte kein Wort, kein Lachen, nichts als das Schnauben der Pferde und das Klirren der Aufhaltketten.

Der Graf S. mußte seine ganze Aufmerksamkeit seinem Rosse widmen, um zwischen den bösartigen Fuhrwesenspferden ungeschlagen und zwischen den Rädern ungequetscht durchzukommen. Jetzt passirte er einen langen Brückentrain, denselben, der heute an der Adda gebraucht worden war, und dann kam Infanterie in langen, dichten Colonnen. Aber Alles schlich trübselig unter dem dichten Regen weiter, und die Bataillone nahmen fast die ganze Straße ein, so daß es hier noch schwerer war, durchzukommen. Endlich erreichte er die Tête der Colonne, wechselte mit den Offizieren, die vorne ritten, ein paar Worte und hatte jetzt wieder ein Stück freie Straße vor sich.

Im Osten begann das schmutzig graue Gewölk eine kleine lichtere Färbung anzunehmen, und ganz tief am Horizont wand sich mühsam ein kleiner gelber Streifen in die Höhe. Pusterlengo konnte nicht weit mehr entfernt sein, und der junge Offizier, der, neben einem guten Feuer, um seine Kleider zu trocknen, auch von einem angenehmen schwarzen Kaffee träumte, freute sich der Morgenluft, die ihn frostig anblies, und dachte bei sich selber: Der Cecco muß auch herangewachsen sein, ich will doch sehen, ob der kleine Schlingel meine Feldmütze nicht in tausend Stücken zerrissen hat. Es wäre doch außerordentlich komisch, wenn ich sie nach vier Jahren wiederfände. — Ein lustiger Zungenschlag, und der Rappe trabte durch den unergründlichen Schmutz weiter. Doch dauerte das schnelle Reiten nicht lange,

bald wimmelte es wieder von Gestalten auf der Straße, und bei der nebelhaften Dämmerung des anbrechenden Morgens bemerkte er ein Bataillon Jäger, die ebenfalls des Weges zogen. Selbst diese sonst so lustigen Burschen hatte die scheußliche Nacht einigermaßen herabgestimmt, und wenn man hier auch schon mehr sprechen hörte, als bei den Infanterie- und Cavalleriecolonnen, so bezog sich doch Alles, was gesagt wurde, auf eifrige Wünsche nach einem bald erscheinenden Morgen und nach einem guten Feuer.

An der Spitze des Bataillons bemerkte der Husarenoffizier eine Patrouille Uhlanen, zwischen denen ein Mann zu Fuß ging, in der Tracht der wohlhabenden Bauern der Umgegend, dessen Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt waren. Doch war seine Kleidung zerrissen und mit Schmutz bedeckt, er hatte keine Kopfbedeckung, sein schwarzes Haar hing über die Stirne, und er ging in dem tiefen Schmutz anscheinend gleichmüthig dahin, den Blick auf den Boden gesenkt.

Graf S. wollte vorbeireiten, doch hörte er neben sich ein lautes lachendes Halt! und als er aufblickte, bemerkte er zur Seite einen Offizier zu Pferde, den er erst dann erkannte, nachdem sich derselbe aus dem großen grauen Mantel herausgeschält und den Hut mit den grünen Federn etwas in die Höhe gerückt hatte. Es war der Generalstäbler.

Grüß' dich Gott! rief er lustig dem Husarenoffizier zu, nicht wahr, da finden wir uns bei einem schönen

Wetter abermals zusammen! Und ich habe mir obendrein einen wahnsinnigen Schnupfen geholt. Hast du nicht zufällig ein trockenes Taschentuch bei dir? Das meinige ist durch und durch naß.

Vielleicht kann ich dir helfen, entgegnete der Husar; wenn meine undurchdringliche Tasche am Sattel ihren Dienst gethan hat, so bekommst du nicht nur ein trockenes Schnupftuch, sondern noch obendrein eine ordentliche Cigarre.

Husaren sind gar wackere Truppen! sang der Generalstäbler; und dafür sollst du auch einen Schluck ächten Kirschwassers bekommen.

Die undurchdringliche Tasche hatte ihren Namen gerechtfertigt, und Cigarren, Schnupftuch und Kirschwasser wurden ausgetauscht.

Wo reitest denn du eigentlich hin? fragte der Generalstabsoffizier. Du bist doch nicht seit gestern Abend auf dem Pferde?

Beinahe so, entgegnete der Andere, ich habe nur den Schimmel mit dem Rappen vertauscht und eine Stunde geschlafen, aber beruhige dich, dafür auch das ganze Unwetter von heute Nacht ausgehalten.

Die beiden Offiziere blieben einen Augenblick halten, um sich ihre Cigarren anzuzünden, während welcher Zeit die Uhlanen mit dem Gefangenen vorbeizogen.

Wen habt ihr da? fragte der Husarenoffizier.

Es ist ein Spion, entgegnete der Andere, ein verfluchter Kerl, der uns genug zu schaffen gemacht

hätte, wenn die Piemontesen mehr Lust zum Schlagen gehabt. Er wird nach Casal Pusterlengo ins Hauptquartier gebracht.

Und hat man Verdächtiges bei ihm gefunden?

Mehr als genug, um ihn zu erschießen. Er soll ein wohlhabender Mensch sein, der es nicht wegen Lohn gethan, sondern aus Haß gegen uns. Gestern fand man einen Postillon, einen treuen Kerl, der mit Depeschen verschickt war, erschossen in der Nähe des Flusses, und während der Nacht wurde Der da aufgegriffen und trug einen Theil jener Depeschen bei sich.

Der Husarenoffizier zuckte mitleidig die Achseln und blickte den Gefangenen einen Augenblick an. Es ist immer traurig, einen Menschen zum Tode führen zu sehen, selbst wenn es ein Spion ist; und den da konnte Niemand retten. Es war vor Aufbruch der Colonne über ihn abgeurtheilt worden. Man führte ihn nun nach Casal Pusterlengo, wo er wohnte, um die Ortsbehörde über ihn zu vernehmen. Vielleicht war es ja doch noch möglich, etwas zu seinen Gunsten zu erfahren.

Bald hatten die beiden Offiziere die Colonnen hinter sich gelassen und näherten sich dem Dorfe. Der gelbe Streifen am Horizont hatte sich mittlerweile vergrößert, und die grauen Wolken, die bisher nur eine Masse bildeten, trennten sich nun von einander, das Tageslicht drang durch die einzelnen Schichten und breitete sich über den ganzen Himmel

aus; aber es war ein graues, trübes Licht, ein unangenehmer Morgen, die Wolken hingen tief herab und schwebten schwerfällig über die weite Ebene dahin. Die Bäume und Gesträuche an der Straße beugten sich unter dem scharfen Morgenwind und sprühten das angesammelte Regenwasser auf die Erde. Die Wassergräben rechts und links am Wege waren angeschwollen und bis an die Ränder gefüllt mit einer braunen, lehmigen Brühe. Die Halme der Reisfelder erschienen umgeweht und vor Wind und Kälte zu zittern.

Die Offiziere lachten, als sie sich gegenseitig anblickten und nun bemerkten, wie der Ritt der vergangenen Nacht ihre Uniformen zugerichtet. Die Pferde waren bis an den Sattel mit Koth bespritzt, die weißen Mäntel hatten eine breite braune Bordüre, und Stiefel, Sporen, Säbel waren mit dickem Straßenschmutze bedeckt.

In der Nähe des Orts erreichten sie eine neue Colonne, alle Straßen waren mit Militär bedeckt, das Hauptquartier befand sich in einem großen Gebäude im Städtchen selbst, und dahin lenkten die beiden Reiter ihre Pferde, stiegen ab und traten in das Haus. Es dauerte ungefähr eine Stunde, bis der Ordonnanzoffizier abgefertigt war und sein Pferd wieder besteigen konnte, worauf er augenblicklich davon ritt, um dem Posthaus draußen einen Besuch zu machen.

Der Regen hatte aufgehört, ganze Reihen Infanterie standen in den Straßen, und die Einwohner brachten den ermüdeten und durchnäßten Soldaten an Speise

und Trank, was sie besaßen. Wurden doch die österreichischen Soldaten auf dem Wege nach Mailand fast allenthalben als „unsere Befreier“ begrüßt, eine Aeußerung, die freilich eben so sehr der Sehnsucht nach dem Aufhören der Kriegsdrangsale, als der Anhänglichkeit an das Kaiserhaus beizumessen war.

Jetzt lag das Postgebäude vor den Blicken des jungen Offiziers, hier der Stall, dort das Wohnhaus. Vor ersterem befand sich ein Trupp Chevauxlegers, welche beschäftigt waren, ihre Pferde in die warmen Räume zu ziehen. Einzelne Postillone halfen ihnen dabei, und einer hielt dem Husarenoffizier sein Pferd, worauf er abstieg und nach der Familie des Posthalters fragte.

Der Postillon blickte sich schüchtern nach dem Hause um und zuckte die Achseln. Da ist das Haus, sagte er, die Thüre steht offen. Geht hinein, Herr, ich weiß nicht, ob Ihr Jemand findet. Doch ist Platz genug da, um Euren nassen Mantel aufzuhängen. Ich will nur das Pferd besorgen, dann komme ich nach und mache Ihnen ein Feuer.

Ist denn Niemand in dem Hause? Niemand von der Familie des Posthalters? fragte der Offizier dringend, und dieselbe Antwort war: Ich weiß nicht, Herr, geht nur hinein.

Kopfschüttelnd ging der Offizier dem Hause zu. Da lag auf der Schwelle der große zottige Hund, dessen er sich wohl noch erinnerte; das Thier sah ihn an

und wedelte mit dem Schweife, als er über die Schwelle durch die geöffnete Hausthüre trat. Dann folgte er ihm langsam. Der Offizier schritt durch den Hausgang, und es zog ihn zu dem Zimmer am Ende des Gebäudes hin, vor dessen Fenster er damals in der Nacht gestanden. Er öffnete die Thür und trat hinein. Das Fenster nach der kleinen Anhöhe stand offen, und wie damals wiegte sich das Rebenlaub vor demselben, doch nicht vom milden Glanz des Mondes bestrahlt, sondern von dem grauen Licht eines nebeligen Morgens, und von den feuchten Blättern rieselten schwere Regentropfen herab. In dem Zimmer befanden sich zwei Kinder, eines von ungefähr sechs Jahren, welches beschäftigt war, verglimmende Kohlen auf dem Herde anzublasen. Das andere von vielleicht zwei Jahren saß daneben auf dem Boden in einem dünnen Kleidchen und hatte die kleinen Hände unter dasselbe gesteckt, um sie zu erwärmen. Das größere Kind war ein Knabe, das kleinere schien ein Mädchen zu sein — ihr Mädchen. Es waren ganz ihre Züge, ganz ihre großen, glänzenden Augen. Teresina! sagte der junge Offizier, und das Kind am Boden drehte den Kopf herum und schaute ihn lächelnd an.

Die Sachen, die im Zimmer umherstanden, sahen nicht ärmlich aus, doch lag Alles in größter Unordnung durcheinander. Es durchschauerte den jungen Offizier, er wußte selbst nicht, weßhalb. Der Knabe, — es mußte der Cecco sein, den das Mädchen damals auf

dem Schooße hatte, — versicherte ihn keck und ohne Furcht, das Feuer werde im Augenblick brennen. Schon wollte sich Graf S. zurückziehen, um den alten Postillon, der ihm das Pferd abgenommen, um Auskunft zu bitten, als dieser mit einem Arm voll Reisig hereintrat,

Ist denn Niemand im Hause? fragte Graf S., als diese Kinder? Wo ist denn der Posthalter? Und —

Der Postillon warf das Holz auf den Kamin, zuckte abermals mit den Achseln und fragte: Waren Sie schon früher in dem Hause?

Vor ungefähr vier Jahren.

Ja so.

Damals sah ich — ich war einen Augenblick hier, während des Umspannens in der Nacht — damals sah ich zufällig ein sehr schönes Mädchen hier.

Die Teresina! sagte ernst der Postillon; dort am Boden sitzt ihr Kind.

Und sie?

Nun-sie — ist glücklicher Weise vor einem Jahre gestorben. Er hat's ihr gar zu schlecht gemacht.

Wer? — Ihr Vater?

O nein, der starb schon früher, — ihr Mann, unser jetziger Herr! Bei diesen Worten schauderte er zusammen.

So, so! der Posthaltersohn von Piacenza? forschte der Offizier mit gepreßter Stimme weiter.

Sie haben ihn gekannt, Herr?

Das nicht, aber von ihm gehört, entgegnete der Graf.

Das glaub' ich, sagte der alte Postillon finster, der hat sein Schicksal verdient. Ein so braves Weib, ein so gutes und schönes Weib! Der Vater hat sie gezwungen, ihn zu heirathen, den aus Piazenza, er war immer ein böser Kerl, und doch hat sie an ihm gehangen, treu und ehrlich, aber ihm geschieht sein Recht, es ist hart für die armen Kinder; aber ihm geschieht sein Recht.

Aber was geschieht ihm denn, oder was ist ihm geschehen? fragte der Offizier und stützte sich auf das Kamingesims, denn ihm ahnte etwas Schreckliches.

Nun, er hat es so lang getrieben, bis sie ihn endlich gekriegt, entgegnete der Postillon mit leiser Stimme; so eben haben sie ihn als überwiesenen Spion eingebracht. Sie müssen das wissen, Herr, denn Sie ritten ja vor ihm ins Dorf, und dem kann Niemand mehr helfen, nicht einmal der Feldmarschall selbst, wenn er hier wäre.

Ja so, ja so! sagte der Offizier ganz leise und blickte auf das kleine Mädchen am Boden, das herangerutscht war und nach seinem Säbel griff, um damit zu spielen.

Er wandte tief erschüttert einen Augenblick das Gesicht ab, holte seine Börse heraus, die voll Gold war, und legte sie in die Hand des alten Postillons. Ihr scheint mir ein braver Mann, sagte er, bewahrt das dem Kinde auf und gebt es ihm später. Dann hob er das kleine Mädchen zu sich in die Höhe, drückte drei innige Küsse auf den warmen lieblichen Mund des Kindes und ging schweigend zur Thür hinaus.

Jetzt wird das Feuer gleich brennen, rief der Cecco. Ihr könnt Euch wärmen, Herr Offizier.

Doch dieser hatte schon eilenden Schrittes das Haus hinter sich, zog sein Pferd aus dem Stalle, schwang sich auf und warf einen letzten Blick auf das Postgebäude. — — — Da hörte er zu seiner Linken draußen von den Feldern her einen kurzen Trommelwirbel und einige Flintenschüsse. Er ließ dem Rappen die Zügel, drückte ihm hastig die Sporen ein und jagte hinaus auf die Straße, die gegen Lodi führt.

Streit in der Liebe und Liebe im Streit.

Von Ottilie Wildermuth.

Bilder und Geschichten aus Schwaben. Band II. Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe. 1865.
Gesammtausgabe, Verlag von A. Kröner.

Ottilie Wildermuth wurde am 22. Februar 1817 zu Rottenburg a. N. geboren, als ältestes Kind des Criminalraths Rooschüz, der im Jahre darauf als Oberamtsrichter nach Marbach versetzt wurde. Sie genoß dort außer dem Unterricht in der Volksschule nur die wohlthuende Einwirkung ihres geistig regsamen und durch gastlichen Verkehr belebten Elternhauses und vermählte sich im September 1843 mit Professor Wildermuth, Lehrer der Mathematik und der neueren Sprachen am Gymnasium zu Tübingen. Erst im Jahre 1847, nachdem sie nie daran gedacht hatte, für die Oeffentlichkeit zu schreiben, wurde sie durch einen Scherz ihres Mannes veranlaßt, in einer Skizze das Leben der Kleinstadt zu schildern; dieser von ihrem Bruder ohne Nennung des Namens an das „Morgenblatt“ eingesandte Versuch fand so freundliche Aufnahme, daß sie ihr Talent, heiter und anspruchslos zu erzählen, nun eifriger ausbildete und ihren Namen bald in weiteren Kreisen, vorzüglich unter der Frauenwelt, bekannt und beliebt machte. Eine Gesammtausgabe ihrer Schriften erschien bei A. Kröner in 8 Bänden, im Jahre 1862, außerdem eine Reihe ansprechender Jugendschriften („Aus der Kinderwelt“, „Aus Schloß und Hütte“, Aus Nord und Süd“ u. s. w.), sämmtlich in mehrfachen Auflagen, wie auch ihre „Bilder aus dem Frauenleben“, „Die Heimath der Frau“, „Bilder und Geschichten aus Schwaben“ und andere Erzählungen eine Reihe von Auflagen erlebt haben.

Ottilie Wildermuth hat mit glücklichem Tact nie den Boden verlassen, auf welchen das Talent der Frauen mit seltenen Ausnahmen angewiesen ist: Heimath und Familie. Innerhalb dieses beschränkten Kreises aber, in der Sphäre ihrer eigenen Erlebnisse und Beobachtungen, hat sie eine Reihe

von Lebens- und Sittenbildern gezeichnet, die vom frischesten Humor und einer von krankhafter Sentimentalität freien Gemüthswärme durchweht sind und in ihrer einfachen, gesunden Wahrhaftigkeit einmal werthvolle Urkunden für die Culturgeschichte ihrer Heimath bilden werden. Neben einigen vielleicht etwas zu hausbackenen Schilderungen, — wie viel muntere Laune in ihren „schwäbischen Pfarrhäusern", wie viel schlichte Anmuth in so manchem anderen ihrer schwäbischen Genrebilder. Was ihnen oft zur letzten novellistischen Abrundung fehlt — wie denn auch die von uns ausgewählte originelle Ehstandsgeschichte in der Hand eines erfindungsreicheren Dichters sich noch zu größerer Wirkung hätte entwickeln lassen — wird durch den Reiz fein beobachteter Wirklichkeit ersetzt, der sich vielfach zur vollen poetischen Wahrheit steigert und uns erfreulicher anmuthet, als anspruchsvollere Schöpfungen mancher ihrer berühmteren Colleginnen.

Die Nachbarskinder.

Mitten im Dorf stand des Schultheißen Haus, an den rothen Jalousieläden und dem zweistockigen Bau zu unterscheiden von den Bauernhäusern, auch wenn der Herr Schultheiß nicht gerade sein Pfeifchen unter dem Fenster dampfte. Er war nicht eben, was man einen Herrenschultheiß nennt, er stammte vom Dorf und war in seiner Jugend hinter dem Dungwagen einhergeschritten, so gut wie Einer, aber er liebte jetzt mit den Herrn der Oberamtsstadt auf vertrautem Fuß zu stehen, sein selbstgezogener Wein und die Strauben und Küchlein der Frau Schultheißin standen in gutem Geruch.

Neben des Schultheißen Haus stand ein sehr anspruchsloses Bauernhaus, einstockig, mit getheilter Thüre, dessen stattliche Scheune, in der der Dreschertact noch bis Lichtmeß tönte, allein beurkundete, daß es einem „rechten", das heißt, vermöglichen Mann gehörte. Hinter dem Hause lag ein Gärtchen mit Salat und Krautsetzlingen bepflanzt, auch mit etlichen Sonnenblumen

geschmückt, der Eingang aber führte zwischen einer Gülle und Dunglege zur Hausthür, wie das schon zu des Aehnes Zeiten gewesen war; zwar war „iabot“ (jezuweilen) ein Kind des Hauses in die Gülle gefallen, weil aber noch keins darin ertrunken war, so dachte niemand daran, die Sache zu ändern, der Besitzer des Hauses am wenigsten, seine Buben sollten aufpassen lernen, und sein Töchterlein, die Liesbeth, war ein gesetztes und vorsichtiges Kind, der nicht so leicht ein Unschick begegnete.

Des Schultheißen einziger Sohn hieß Georg, ein aufgeweckter Bursch, aber ein durchtriebner Schelm und so übermüthig und muthwillig, wie nur je der Sohn eines Machthabers, zumal, wenn er der einzige ist. Wenn ihn die Würde seines Vaters auch nicht vor gelegentlichen Prügeln sicherte, so wäre er ohne diese Würde gewiß schon lang todtgeschlagen worden, denn alle Streiche, die Simson vor Zeiten den Philistern gespielt, sind nichts gegen die Possen, die er, wenn ihn seine tolle Laune ankam, an Freunden und Feinden verübte.

Was war nur das für eine Geschichte, als er an einem stillen Nachmittag, wo die Leute auf dem Felde waren, sämmtliche Schweine losließ und von dem obern Boden aus der blutigen Schlacht zusah, die es absetzte, bis jeder Eigenthümer die seinigen wieder aufgefunden hatte!

Und wie er's angegriffen hatte, der Frau Müllerin ihre Staatshaube mit den handfesten Rosenknospen und

krebsrothen Bändern zu stehlen, das weiß kein Mensch, aber aus dem Kamin des ärmlichen Häuschens, das die blutarme Schwester der Müllerin bewohnte, ragte eines schönen Morgens eine lange Stange mit einem Strohkopf, auf dem das obgedachte Prachtstück saß. Einem reichen Weingärtner hatte er im Herbst Fischlein in die Weinbütte prakticirt, was diesen in den schlimmen Verdacht brachte, daß er seinen Wein mit Flußwasser vermehre, und dem Bäcker eine Brille auf den Laden genagelt, damit man seine Wecklein dadurch sehen könne, — kurz, es gab Wenige im Dorf, die nicht ein Stücklein von seinem Muthwillen erzählen konnten. Und doch war ihm im Grunde keiner feind, wohl aber stimmten Alle darin überein: „Der stirbt keinen rechten (natürlichen) Tod.“

Liesbeth, seines Nachbars Kind, hatte nicht am wenigsten von seinem Muthwillen zu leiden, und doch trugen die Streiche, die er ihr spielte, stets ein gewisses chevalereskes Gepräge, freilich Chevalerie in ihren rohesten Uranfängen. Es war einmal Familienfest bei Schultheißens, das heißt, das große Schwein wurde geschlachtet, Liesbeth blieb zufällig unter der Hausthüre stehen; willst ums Würstle singen? rief ihr Georg herüber. Liesbeth trat beleidigt zurück, das sollte man ihr nicht nachsagen, das war Sache der Bettelkinder. Wie sie aber Abends sich an die Kunkel setzen wollte, war ihr schönes, rothseidenes Band gestohlen und die Kunkel dafür mit Bratwürsten umwunden. Als sie einmal ihr

Vieh zum Brunnen treiben wollte, waren ihr Andre zuvor gekommen und wollten nicht Platz machen, da bemerkte Georg ihre Verlegenheit und brach wie der rasende Roland mit lautem Geschrei unter das Vieh der Andern, das wie toll nach allen Seiten hinaussprang, so daß durchs ganze Dorf ein Rennen und Zetergeschrei anging, und führte siegreich Liesbeth's Kühe zum Brunnen. Er stahl auch der Frau Pfarrerin die schönsten Rosen, um sie Liesbeth zum Kirchgang zu bringen; diese aber, die den Diebstahl ahnte, wies das Sträußchen patzig zurück, und Georg warf zur Rache die Fenster ihres Kämmerleins mit den schönsten Aepfeln ein, die seine Mutter noch als Rarität gespart hatte.

Streit in der Liebe.

Die Kinder wuchsen zu Leuten heran, Georg als ein stämmiger, etwas untersetzter Bursch mit offnem, frischem Gesicht, Liesbeth als ein feines, saubres Mädchen, schlank von Wuchs und gar pünktlich und sorgsam in ihrem Anzug, der aber in keiner Linie die Kleiderordnung einer rechten Bäuerin überschritt. Wie die meisten Dorfkinder war sie sehr früh in alle materiellen Interessen des Lebens eingeweiht worden und wußte den Werth des Besitzes als Kind schon gar wohl zu schätzen. Das Pfarrtöchterlein, deren Elternhaus nie leer von Gästen wurde, erzählte ihr einmal vergnügt: Denk nur, wir haben sechs Onkel. — Und mir hent

sieben Säu', rühmte Liesbeth dagegen, ihres Uebergewichts gewiß. Sie war nie mit andern Kindern herumgesprungen, um ja nicht Kleider und Schuhe zu zerreißen, und je älter sie wurde, desto vorherrschender wurde dieser praktische Sinn. Man sagte ihr nach, sie gehe barfuß, sobald sie vor dem Dorf sei, um ihre Schuh' zu schonen, und wo sie im Grasen gewesen, da sei der Boden wie vom Barbier rasiert.

Georg dagegen war ein sorgloser, leichtsinniger Bursch, dem Alles, was theuer war, am besten gefiel und am besten schmeckte, rasch, hitzig und unbedacht, ein „Schußbartle" nach dem Volksausdruck, und gescheidte Leute meinten, er und Liesbeth paßten nimmermehr zusammen, sie seien gar zu zweierlei; noch gescheidtere fanden das eben gut: Die können einander helfen; was er verthut, das kann sie hereinhausen.

In Wahrheit konnten die Zwei nicht von einander lassen, wie oft sie sich auch gegenseitig erzürnten. Georg verhöhnte Liesbeth, wo er konnte, wegen ihrer Sparsamkeit: einmal lud er ein Dutzend junge Bursche und Mädchen in ihrem Namen zum Karz (Spinnstube) ein; Liesbeth spann eben im Mondenlicht wie das Waldfräulein, aber nicht aus Romantik, sondern um Oel zu sparen, da polterten ihre ungeahnten Gäste herein und lachten hell auf, als nicht einmal Licht in der Stube war; Georg kam hintendrein und klärte den Spaß auf, Liesbeth aber mußte, wohl oder übel, Licht anzünden und Aepfelküchlein backen.

Ein andermal kamen drei alte Weiber aus dem Armenhaus und bedankten sich gar schön bei ihr für Speck und Fleisch, das sie ihnen geschickt hatte. Liesbeth wußte nicht, wie ihr geschah, sie führte als einzige Tochter den Haushalt des verwittweten Vaters und hatte die bestausgestattete Rauchkammer im Dorf. Man behauptete aber, sie lasse den Vater, wenn er Kraut esse, nur riechen am Speck, und habe so den ganzen Winter an Einer Speckseite; wie würde sie nun Bettelweibern Speck und Fleisch schicken! Tödtlich erschrocken sah sie in der Rauchkammer nach — da war freilich eine bedeutende Lücke; — das hatte kein andrer Mensch, als der Georg gethan! nehmen konnte sie den Weibern das Fleisch nicht wieder, und so mußte sie mit sauersüßem Gesicht den Dank für ihre unfreiwillige Großmuth hinnehmen.

Der Georg aber sollte es büßen, und als er nach einer Weile mit pfiffigem Lachen über den Zaun herüberblickte, da sagte sie ihm in geläufigem und lichtvollem Vortrag die Wahrheit umsonst über sein faules und nichtsnutziges Leben und verhieß ihm ganz und gar keine lockende Zukunft.

Sonntag drauf wollte Georg auch trotzen, er schloß sich an des Adlerwirths Sohn an und zog an der Liesbeth Haus vorüber, andern Mädchen nach. Liesbeth war nicht vor dem Haus und nicht am Fenster zu sehen, daheim aber fuhr sie herum wie unsinnig, und als Georg spät am Abend nach Hause kam, da

hatte sie, scheint's noch, Geschäfte im Hausgärtchen, sie sah ihn aber gar nicht, bewahre! Guten Abend! rief Georg hinüber. — Keine Antwort. Warum bist nicht auch spazieren gegangen? — Hab' noch gar nicht Zeit gehabt nur zum 'Nausgucken, meine Dote ist hier gewesen, sagte Liesbeth kurz. — Schön Wetter heut, hub etwas verlegen Georg wieder an, der nicht recht wußte, wie er anknüpfen sollte. — Freilich, schnurrte Liesbeth, wenn man mit so schönen Jungfern 'rumspaziert, ist's Wetter alleweil schön. — So, ich hab' glaubt, du habst heut gar nichts gesehen, woher weißt du's denn, mit wem ich spazieren gegangen bin? — Ha, wenn des Schulzen Bub des lumpigen Schuhmachers Mädle nachlauft, so kann man's erfahren, ohne zu gucken. — Ei, wenn du dich hättest sehen lassen, hättest du mit mir spazieren dürfen! — Ich mit dir? nicht mit einer Meßstang' möcht' ich dich anrühren. — Gelt, was man veracht, das hätt' man gern, lachte Georg und ging ins Haus. Am selben Abend aber trug er ihr noch den Wasserkübel heim und half ihr die flüchtigen Hühner einfangen, und der Friede oder doch Waffenstillstand war für eine Weile wieder geschlossen.

Georg wurde zum Soldaten ausgehoben und gab nicht zu, daß sein Vater ihn loskaufte; Liesbeth hatte einmal gesagt, als ein schmucker Gardist durchs Dorf ging: Da muß man doch Respect haben. Nun soll sie auch vor mir Respect lernen, dachte er und ließ sich nicht abhalten, wie auch die Leute meinten, so ein heiß-

grätiger Bursche tauge nicht unters Militär, wo man kuschen müsse. Er fügte sich wirklich zum Verwundern, und kleine Excesse in Trunkenheit ausgenommen, hielt er sich vortrefflich als Soldat; sein Obermann, der je und je den Herrn Schultheiß besuchte, meinte: Wenn wir Krieg hätten, so gäbe der einen General nichts desto schöners. Er war ein freigebiger Kamerad und theilte von dem Zuschuß zu seinem magern Sold, den ihm der Vater reichlich zufließen ließ, den andern gerne mit; so war er hoch angesehen unter den Kameraden.

Liesbeth hatte allerdings Respect, als er in der feinen Uniform, die er sich aus eigenem Beutel angeschafft, zum erstenmal am Sonntag einen Besuch machte, sie sprach im Gärtchen lange mit ihm und gestattete, daß er sich zu ihr auf die Hausbank setzte, aber doch war diese Militärzeit eine qualvolle für sie, weil sie beständig von Eifersucht verzehrt war. Wenn ihr Georg einen Gruß sagen ließ, so war ihre Antwort: Dem wird's Ernst sein mit Grüßen, man weiß ja, wie die Soldaten mit den Stadtmägden herumscharmuzen, wird auch Eine haben, die ihm am Sonntag den Dreibätzner in den Sack giebt! Durch ähnliche Suggestivfragen suchte auch Georg muthmaßliche Treulosigkeiten seiner Geliebten zu erfahren; — wenn er dann heim kam, so hatte er den halben Tag zu thun, bis er sein Schätzchen versöhnte, die wegen allerlei eingebildeter Unthaten seinerseits mit ihm trutzte. War das gelungen und sie begleitete ihn Abends auf dem Rückweg zur Stadt, so fing sie schon

wieder an: Hättest noch nicht nöthig, fortzugehen, wirst Eine auf Unterwegs bestellt haben. Oft ward er's auch müde, den Unterthänigen zu spielen, eine Rolle, die ohnehin nicht für ihn paßte, ließ sein ungnädiges Lieb stehen und ging in den Adler. Liesbeth blieb dann in irgend einem Versteck, von dem aus sie auf das Wirthshaus sehen konnte, ließ sich aber nirgends finden, und in den nächsten Tagen ließ sie ihm durch einen Kameraden sagen: er solle sich nur nicht einbilden, daß sie ihn einmal nehme, lieber wollte sie ins Wasser springen. Dieser Groll dauerte bis zu seinem nächsten Besuch, wo er die Wolken klärte, um Raum für neue zu machen.

Georg beschloß, diesem Elend ein Ende zu machen, aber wie? Ans Heirathen konnte er noch nicht denken, und sie gehen lassen, das war vollends unmöglich; wenn ich ganz gewiß wüßt', daß kein Andrer sie kriegt, so wollt' ich sie meinetweg mein Lebtag nimmer angucken, sagte er den Kameraden.

Er freute sich unbändig auf die Kirchweih; Liesbeth war noch immer seine Tänzerin gewesen, so konnte sie ihm diesmal, wo er Soldat war, nicht fehlen; da wollt' er ihr einmal so recht in Güte sein Herz ausleeren.

Die Ballregeln auf dem Dorfe sind sehr einfach, und die zierlichen, goldeingelegten Büchlein am Gürtel, auf denen unsre jungen Damen ihre versagten Touren notiren, sind für Bauernmädchen ein entbehrliches Ge-

räth. Wer ein Mädchen zum Tanz führt, hat für den ganzen Abend ausschließlich das Recht auf sie, und nur selten und ungern wird einem andern Burschen ein Tanz gestattet. Nur bei Markttänzen oder Hochzeiten herrscht mehr Freiheit; diese Sitte, die uns sehr langweilig erscheint, verleiht dem Tanz etwas Stetes, Ehrenfestes, und schneidet viele Gelegenheit zu Händeln ab.

Verlobung.

Georg hatte über die Kirchweih Urlaub genommen und war, um schneller nach Hause zu kommen, auf einem Wägelein 'nausgefahren; unglücklicher Weise war Schuhmachers Gustel, ein sauberes Mädchen vom Dorf, die in der Stadt diente, auch am selben Tag den gleichen Weg gegangen, und Georg in seiner Gutmüthigkeit hatte sie auffitzen lassen. Das beleidigte Liesbeth, die es natürlich für Verabredung hielt, tödtlich, und als Georg im schönsten Wichs sie zum Tanz laden wollte, gab sie ihm schnippigen Bescheid und ging mit ihrem Vetter Kaspar in ganz ungewöhnlichem Staat.

Georg kam ohne Tänzerin und setzte sich in eine Ecke des Saales mit seinem Wein, man hörte kein Wort von ihm, als den Ruf an die Kellnerin: Kätherle, noch einen Schoppen Fünfzehner! Liesbeth sah anfangs spöttisch zu ihm herüber, aber sie erschrak vor seinen wilden Blicken und sprach lauter und lebhafter, als ihre Art war, mit ihrem Tänzer. Eben als sie mit Kaspar

einen neuen Hopswalzer anheben wollte, stellte sich Georg in den Weg und streckte den Fuß aus, das tanzende Paar bemerkte es nicht und stürzte heftig zu Boden; Kaspar fuhr wüthend auf und packte Georg an der Gurgel, es entstand ein allgemeines Handgemeng, Geschrei und Geprügel, Liesbeth war mit blutendem Kopf aufgehoben und heimgeführt worden. Der Wirth und der Schultheiß brachten mit vieler Mühe den Knäul der Streitenden auseinander; Kaspar blutete aus der Nase, Georg hatte eine Beule an der Stirn, wo ihn Kaspar's Faust getroffen, und der Wirth meinte, da es bei Keinem von Beiden einen edlen Theil getroffen, so werden sie sich im Frieden vergleichen können.

Liesbeth saß allein daheim und machte Umschläge um ihre Stirn, voll Zornes, wie sie glaubte, über den wüsten Georg, der sie so gezeichnet. Aber seltsam, eigentlich war sie viel besser aufgelegt, als vor dem Tanz, wo sie so schön geschmückt mit dem Kaspar ausgezogen war. Freilich trug sie ein blutig Liebeszeichen an der Stirn, aber ein Liebeszeichen war es doch, Georg hatte mit keiner Andern getanzt und die Schuhmachers Gustel nicht einmal angesehen! und ihr, ihr allein hatte er den Fuß gestellt, alle andern Paare waren ihm gleich, die hatte er ungehindert springen lassen. Aber doch sann sie darüber nach, wie sie ihm das recht vergelten könne.

Da hörte sie ein gewaltiges Rütteln und einen heftigen Stoß an die verschloßne Hausthür, und ehe sie

aufgestanden war, um nachzusehen, stand Georg vor ihr. Und du bist noch so frech und kommst in unsre Stube, nachdem du mich blessirt hast und in der Leute Mäuler gebracht? Im Augenblick geh, schalt Liesbeth, oder ich schrei', daß es das ganze Dorf hört! — Du schreist nicht, sagte Georg mit gepreßter Stimme und faßte sie am Hals mit beiden Händen, ich will der Plage einmal los sein; jetzt gleich im Augenblick schwörst mir, daß du mein Weib werden willst, oder willst zeitlich und ewig verloren sein, sonst erwürg' ich dich da auf dem Platz, ist mir all eins, wenn man mich nachher einmal köpft, dann ist's doch Fried.' — Laß mich! stöhnte zitternd das geängstete Mädchen, bist ja noch Soldat und kannst nicht heirathen. — Das laß du mich ausmachen, zu deinem Vater komm ich schon, bei dir aber bin ich, und wenn d'mir's nicht versprichst, so mußt sterben.

Todtbleich mit bebenden Lippen versprach es Liesbeth, Georg forderte auch noch ein Ehpfand, sie gab ihm den silbernen Trauring der seligen Mutter. Kaum hatte ihn Georg am Finger, so stolperte der Vater auf dem Gang draußen, Georg stieg eilig durch das Fenster hinaus. Ist denn noch jemand dagewesen? fragte der Vater. — Des Schulzen Relling (Kater) war in die Stube geschlichen, sagte Liesbeth, ich hab' ihn zum Fenster hinausgejagt. Sie ging in ihre Kammer und legte sich zu Bett, wie an allen Gliedern zerbrochen und von Fieberfrost geschüttelt, und doch murmelte sie vor dem Einschlafen in sich hinein: Und so ist's doch noch Keinem

um sein Mädle gewesen, daß er den Kopf dran gerückt hätt'; ich möcht' nur wissen, ob er mich erwürgt hätte!

Das war die Verlobung.

Es fiel Georg sehr schwer, wieder zum Militär zurückzugehen, wenn er auch seiner gewaltsam geworbnen Braut jetzt sicherer war als zuvor. Da starb unerwartet Liesbeth's Vater, und man fand es natürlich, daß Georg sich vom Militärdienst losmache und die Waise heirathe, die auf die förmliche Werbung des Schultheißen ihre Einwilligung gab. Ein feierlicher Handstreich wurde gehalten, bei dem mit der auf dem Dorf gewöhnlichen Offenheit die gegenseitige Mitgabe von Georg's Vater und Liesbeth's Vormund in Gegenwart des Brautpaares besprochen wurde. Georg bekam sein Heirathgut in baar Geld, Liesbeth hatte ihr Vatererbe in Vieh und Gütern, beide Parthieen vereinigten sich in Güte, und es herrschte zwangloses Vergnügen an der Verlobungstafel. Dem Georg war Alles recht, er war seelenvergnügt und mit der ganzen Welt versöhnt, dem Kaspar trank er ein mal um das andre zu. Am Abend ging er noch mit Liesbeth in das Baumgut, das zu ihrem künftigen Besitz gehörte; er betrachtete sie freudetrunken, wie sie in der netten schwarzen Kleidung, in dem Häubchen, dessen breite Bänder ihr feines Gesichtchen einschlossen, an seiner Seite auch

einmal freundlich und ohne Widerstreben ging. Guck, fressen möcht' ich dich, rief er stürmisch und umfaßte sie mit einer Gewalt, daß sie mit leisem Schauer jener Verlobungsnacht gedachte, und hob sie hoch empor, leicht wie eine Feder. Laß mich! schrie sie, willst mich umbringen, wie damals, als der Vater noch dazu kommen ist? Das war keine gute Mahnung, Georg setzte sie schweigend zu Boden und ging mit ihr heim, ohne ein Wort zu reden.

Hochzeit.

Nach vier Wochen war die Hochzeit, und alten Leuten schien es bedenklich, daß während der Trauung ein schweres Ungewitter ausbrach, so heftig, daß der Donner fast die Worte des Pfarrers übertönte. Georg nahm das nicht so schwer: wenn wir wetterscheu wären, so hätten wir einander gar nicht genommen, gelt, Schatz? rief er nachher lachend der Liesbeth zu.

Als sie am Altar sich die Hände reichten, suchte Liesbeth die ihrige obenhin zu bringen, das gilt auf dem Land für ein Zeichen, daß man die Oberhand in der Ehe behalte. Georg hatte nicht daran gedacht, als er aber bei Liesbeth die Absicht merkte, so legte er die seine obenauf, und bald wäre es zu förmlichem Ringen gekommen, wenn nicht ein ernster Blick des Pfarrers Einhalt gethan hätte. Die Stimmen der Zeugen konnten sich nicht darüber vereinen, welche Hand oben geblieben sei.

Liesbeth nahm den Regenschirm nicht an, den man ihr am Ausgang aus der Kirche bot. Aber daß Die ihr schön's Kleid nicht dauert im Regen, meinte eine der Brautjungfern. — 's bedeutet ja Reichthum, wenn's der Braut in Kranz regnet, sagte der Andre. — Ja so, dann glaub' ich's, sprach die Erste lachend.

Georg war glückselig beim Nachhausekommen. So, jetzt mußt me erst hau! (haben) rief er neckisch seiner Braut zu und wirbelte mit ihr in improvisirtem Walzer um den Hochzeitstisch; er war wieder gut Freund mit aller Welt und warf den Musikanten Geld zu wie Heu. Liesbeth war stiller, ob aber Eines von Beiden auch nur einen Augenblick die heilige Bedeutung des Tages erwogen, glaube ich kaum.

Der Hochzeittag verlief ohne weitere Störung, als daß Liesbeth hie und da scharfe Blicke zur Seite warf, wenn ihr schien, daß Georg mit den Brautjungfern zu freundlich thue. Georg ward immer seliger, eine Seligkeit, an der freilich der Wein auch Antheil hatte, er versicherte Liesbeth: Guck, i bin a guter Kerle, der ällerbest' Kerle bin i, mit der Liebe, da kann mer mie um en Finger 'rum wickeln. Die Braut aber antwortete wenig auf diese tröstliche Verheißung.

Ehstand.

Ich weiß nicht, ob es einen Unterschied macht im ehelichen Leben, wenn die Frau den Mann einführt in

ihr Haus, während sonst der Mann es ist, der das Haus gründet und das Weib einführt. Edle Seelen werden gewiß immer demüthiger im Gefühl, viel gegeben zu haben, und es giebt solch angebornen Adel in allen Ständen; Liesbeth hatte ihn nicht.

Ob es Liesbeth mit der Liebe versucht hat, die laut Georg's Verheißung solche Wunderdinge an ihm thun konnte, weiß man nicht. Sie las zwar, wie es bei ihrem Vater der Brauch gewesen, jeden Tag einen Morgen- und einen Abendsegen, in denen gar oft von Liebe die Rede war, mit diesem Lesen hielt sie aber ihre Christenpflicht vollkommen erfüllt und lebte dazwischen nach eignem Gutdünken. Veränderlichkeit konnte Georg ihr nicht vorwerfen, denn sie konnte ihn als Weib nicht mehr plagen mit Eifersucht und griffigen Reden, denn sie als Braut gethan hatte.

Niemand hat je gehört, daß das Ehpaar einmal einerlei Meinung gehabt hätte. Liesbeth hatte die Stube gelassen, wie sie zu des Vaters Zeiten gewesen war: im Hintergrund der gewaltige Kachelofen mit dem württembergischen Wappen, an den Wänden festgenagelt die hölzerne Bank, davor ein weiß gefegter Tisch mit Fußbänkchen, eine Wanduhr in langem Gehäuse, ein Milchkasten, ein kleiner Spiegel, der alle Köpfe zu spitzen Chinesenköpfen verzog, an Gemälden: das über Jesum ergangene Bluturtheil, eine Darstellung des jüngsten Tages und ein Doctor Luther, dazu zwei hölzerne Stühle mit künstlich verwundenen Schlangenrücken, das war die

ganze Einrichtung, die Liesbeth zu jeder Zeit sauber erhalten hatte. Georg, des Schultheißen Sohn, dem der Herr Oberamtmann versprochen hatte, einmal bei ihm einzukehren, hätte gern eine hübschere, moderne Einrichtung gehabt: ein Kanapee, einen hartholzenen Tisch, gepolsterte Stühle; ein paar colorirte Bilder mit dem Herzog Ulrich und Sturmfeder hatte er als ledig schon angeschafft. Liesbeth willigte durchaus in keine Neuerung, und als Georg dennoch sich wenigstens einen Lehnstuhl anschaffte, stellte sie den beharrlich in die fernste Ecke der Schlafkammer, und er mußte ihn jedesmal selbst herbeischleppen, wenn er sich drauf setzen wollte.

Georg konnte tüchtig schaffen, wenn's ihn ankam, aber des Schulzen Sohn hatte gearbeitet, was er wollte und wann er wollte, von dem Bauern aber erwartete sein Weib, die selbst bei keiner Arbeit zurückstand, daß er Alles und zu jeder Zeit arbeite. Liesbeth hatte den eigenthümlichen Erbhaß gegen Dienstboten, der sich je und je bei Frauen aller Stände findet und das Unglück mancher Haushaltung ist. Nach ihrer Ansicht waren alle Dienstboten ein abgefeimtes Diebsvolk, alle Taglöhner „faule Freßsäck'", so sollte so viel wie möglich allein gearbeitet werden. Nach Georg's Geschmack war das nicht, bei ihm war morgen auch ein Tag, Liesbeth hatte aber ein unerreichtes Talent, ihm am Feierabend oder Nachts Alles aufzuzählen, was hätte geschehen sollen und nicht geschehen sei, und das ist eben keine wesentliche Beförderung der Gemüthsruhe. Dadurch, daß Liesbeth be-

ständig wegen der Feldarbeit keifte, hatte sie dieselbe in Georg's Augen zu ihrer Sache, nicht zu einer gemeinsamen gemacht, und er dachte nimmer daran, daß es sein eigner Schade sei, wenn er dem Weibe zum Trotz die nöthigste Arbeit liegen ließ.

Grob kann ich sein und das rechtschaffen, hatte er Liesbeth einmal versichert, aber trutzen, das kann ich nicht. Trutzen konnte dagegen Liesbeth meisterlich und mit seltner Ausdauer; sie übte diese Kunst reichlich: kein Wunder, wenn Georg auch Gebrauch von der seinigen machte und grob wurde und das rechtschaffen. Liesbeth kam sich die brävste und die unglücklichste Frau von der Welt vor, wenn sie den ganzen Tag sich's hatte sauer werden lassen, und der Mann, der gethan hatte, was er mochte, noch am Abend ins Wirthshaus ging. Georg trank, wie man zu sagen pflegt, keinen „bösen Wein", er kam als der „best Kerle" vom Adler heim, aber sie verstand es, ihn mit spitzigen Reden am Ende in eine wahre Berserkerwuth zu bringen; dann tobte er wohl wie rasend, warf Schüsseln und Teller klirrend zu Boden, daß Liesbeth zitternd und regungslos in der Ecke saß, aber nie, im heftigsten Zorne nie, hat er Hand an sie gelegt, obwohl die Mißhandlung eines Weibes nach Dorfgesetzen für kein großes Vergehen gilt.

So konnte es im Dorf nicht verborgen bleiben, daß das Glück des Paares nicht groß sei; wehe aber Denen, die sich irgendwie einmischen wollten! Georg duldete nicht die leiseste Anspielung auf sein böses Weib,

und Liesbeth wußte andern Weibern, die etwa ihr Loos beklagten und den Georg tadelten, ihre Männer in einer Weise zu charakterisiren, daß sie keine Lust zur Fortsetzung des Gesprächs hatten. War Georg krank, so pflegte sie ihn mit einer Sorgfalt, einer Weichlichkeit beinahe, wie sie auf dem Dorf sonst selten ist, selbst ihre Sparsamkeit trat dann in Hintergrund, sie nahm keine Ausgabe, keine Versäumniß der Arbeit schwer, wenn es um seinetwillen nöthig war; Georg konnte nie sehen, wenn sie sich mit zu harter Arbeit plagte; freilich that er wenig, ihr die Sorge dafür abzunehmen, aber er hätte gern zehn Taglöhner gehalten, um ihr die Mühe zu ersparen, und wenn er ihr mit einem schweren Grasbündel begegnete, so nahm er ihn von ihrem Kopfe und trug ihn heim, eine für einen Bauern unerhörte Galanterie.

Trotz dieser jeweiligen Zärtlichkeit sank aber doch das Glück des jungen Hausstandes zusammen, noch eh es recht aufgebaut war, und zu derselben Zeit wankte auch des Schultheißen Haus und that einen großen Fall. Es war von dem Tode seines Weibes an, die kurz nach Georg's Hochzeit starb, rasch mit ihm abwärts gegangen. Er hatte gern den Herrn gespielt, ein Haus gemacht, was auf dem Land manchmal noch mehr kostet, als in der Stadt, wo viel mit dem Schein abgemacht wird, und wollte immer für reicher gelten, als er war, was das sicherste Mittel ist, immer ärmer zu werden. Als der Schaden entdeckt wurde, war seine

redliche Amtsführung mehr als verdächtig; — er ward abgesetzt, und sein Vermögen reichte eben zur Deckung des Restes und für seinen nothdürftigen Unterhalt hin.

Einen solchen Fall mit Gleichmuth oder gar mit Großmuth zu tragen, wäre auf dem Dorf, wo der Besitz die ganze Lebensstellung des Menschen bedingt, fast zu viel verlangt. Liesbeth wollte ihrem Mann nicht eben dies Unglück zum Vorwurf machen, aber es sollte ihn nach ihrer Ansicht fleißiger, sparsamer, demüthiger machen; Georg aber aus falscher Scham wollte jetzt gerade zeigen, daß er doch noch der Mann sei, und nahm jeden Tadel Liesbeth's als Vorwurf wegen seines Vaters Mißgeschick auf. Du bist die Bäurin, sagte er, wenn sie ihm seine Verschwendung und Faulheit vorhielt, mich geht dein Sach nichts an, ich bin nur so ein Lumpenbube.

Mehr als Alles aber wurde Liesbeth von einer maßlosen Eifersucht verzehrt, zu der ihr der Mann in Wahrheit nie Grund gab; ihm waren andere Weiber gleichgültig; wenn er mit ihnen scherzte, so war es seinem Weib zum Trotz, oder um sie zu reizen. Sie aber stand oft noch um Mitternacht von ihrem Lager auf und schlich sich vor das Fenster des Wirthshauses, um zu spähen, ob er der Wirthin oder Kellnerin nicht schön thue; er, um Auftritte im Ort zu vermeiden, suchte immer lieber sein Vergnügen auswärts.

Natürlich ging es unter diesen Umständen mehr und mehr rückwärts mit dem Besitzstand, was auch

Liesbeth thun mochte, um ihn zusammenzuhalten; sie ward darüber immer erbos'ter, immer griffiger, und er im Trotz des bösen Gewissens immer heftiger; keine gute Stunde zog mehr herauf über das gottverlaßne Haus.

Scheidung.

Einmal schien es doch, als ob Georg sich fassen wolle; er blieb ein paar Abende daheim, bekümmerte sich mehr um die Feldarbeit und rüstete sich, am nächsten Markttage Frucht in die Stadt zu führen, weil sie eben hoch im Preise war. Liesbeth sah es nie gern, wenn er in die Stadt ging, doch wußte sie, daß ihr Widerspruch nichts ändere, daher begnügte sie sich nur mit Anspielungen, wie viel von dem Geld wohl unterwegs in Wirthshäusern bleibe und was für schöne Jungfern er unterwegs werde auffitzen lassen. Er erwiederte nichts und machte sich fertig. Vor dem Abfahren ging er noch hinauf, Liesbeth hatte sich hinter den Küchenladen gestellt, um ihn gehen zu sehen, aber als er kam, rumorte sie in der Küche, als wäre sie in vollster Arbeit. Georg ging hinein und bot ihr die Hand zum Abschied; das war lange nicht geschehen, und Liesbeth sah ihn erstaunt, fast traurig an, eine seltsame Bewegung zuckte durch sein trotziges Gesicht. B'hüt die Gott, ich komm bald wieder, sagte er. — Ja, wenn's g'wiß ist, sagte Liesbeth halb im Scherz, wenn d'um Elfe noch nicht da bist, will ich eben in den Chausseegräben nach

dir gucken lassen. Das war eiskalt Wasser auf sein aufwallendes Herz, er wandte sich trotzig um und fuhr ab mit lautem Peitschenknallen, ohne auch nur einmal sich nach dem Haus umzusehen, wo Liesbeth noch lange hinter dem Küchenladen stand und ihm nachschaute.

Georg kam am Abend nicht zurück, auch nicht am folgenden Tag. Liesbeth's Bruder ging in die Stadt, um nach ihm zu fragen. Er hatte seinen Dinkel verkauft, Wagen und Pferde aber im Wirthshaus zurückgelassen, nebst einem Brief an sein Weib. Niemand wußte, wohin er gegangen.

Der Bruder brachte Liesbeth diese Kunde und den Brief, sie zitterte so, daß sie ihn nicht öffnen konnte, er mußte ihr ihn vorlesen; Georg war immer gut in der Feder gewesen. Der Brief lautete:

„Geliebte Elisabeth!

Ich gehe fort in die weite Welt, vielleicht wirst Du nichts mehr von mir hören. Verzeih Dir's Gott, daß Du mich so hinaustreibst, denn es ist von Deinetwegen, daß ich fort muß und kann's nimmer aushalten daheim. Es ist mir wohl bewußt, daß ich meinerseits auch den Fehler gemacht habe, aber das weiß Gott, daß ich Dir hätte Alles zu lieb thun können, wenn Du mich mit Liebe behandelt hättest. Ich will mich jetzt allein in der Welt fortbringen, daß ich mir nicht mehr von meinem Weib darf das Essen vorwerfen lassen. Keinen Andern kannst Du nicht nehmen, denn wir sind doch noch Mann und Weib, und ich glaub's auch, daß

Du Dich mit Keinem einläßt, ich hab' jeder Zeit mehr Zutrauen gehabt zu Dir, als Du zu mir. Wenn Du in eine Noth kommst, so laß mich's wissen, dem Wirth in Senzheim, wo ich eingestellt hab', will ich's vermelden, wo ich hingehe. Und leb wohl, ich trag Dir nichts nach. Dein getreuer

Georg."

Als Liesbeth den Brief gehört und begriffen hatte, daß ihr Mann nicht wiederkomme, warf sie sich wie sinnlos auf die Erde und schrie zum Verzweifeln. Verwandte und Nachbarinnen sammelten sich, um sie zu trösten, der geeignetste Trost schien ihnen eben die Schlechtigkeit ihres Mannes: sei doch froh, daß er fort ist, dein Sach' wär ja voll hin gewesen bei dem Verthuner. Endlich stand Liesbeth auf, und sie, die bis dahin nie geklagt, brach nun in eine Flut von Klagen und Schmähungen über ihren Mann los, daß selbst die beredtesten unter seinen Feinden dagegen verstummten. So, jetzt hab' ich euch meine Meinung gesagt, schloß sie, ihr alle aber haltet's Maul über ihn, meine Sache ist's allein, er hat Keinem nichts zu leide gethan, als mir.

Liesbeth suchte vergeblich von dem Wirth ihres Mannes Aufenthalt zu erfahren, er gab vor, ihn selbst nicht zu wissen. Ihr Bruder bestand darauf, eine Scheidungsklage einzuleiten, sie weigerte sich lange und ließ es erst geschehen, als sie hörte, daß sich Georg dann persönlich stellen müsse. Er wurde in den Zeitungen aufgerufen, sich zu Vereinigung der Sache per-

sönlich einzufinden, widrigenfalls er wegen böswilliger Verlassung geschieden werde.

Drei Tage vor dem festgesetzten Termin saß Liesbeth in ihrer Kammer, es war Nacht und gar still, Liesbeth blieb immer lange auf, sie hatte gar wenig Schlaf in den letzten Monaten. Da hörte sie das Bellen eines Hundes, den Ton kannte sie, es war der Sultan, Georg's getreuer Hund. Das Haus war verschlossen, aber das Fenster noch offen, bei dem warmen Wetter, in tödtlichem Schreck sah sie Georg's Kopf am Fenster, im Augenblick darauf hatte er selbst sich hereingeschwungen.

Liesbeth stieß einen durchdringenden Schrei aus, so daß der nebenanwohnende Bruder eiligst herüber kam; er fand sie zitternd und bleich, wie sie die Hände vor sich ausstreckte und immer schrie: Bring mich nicht um, bring mich nicht um! Georg aber stand ruhig am Fenster und sagte: Was ist das für ein G'schrei, ich hab' ja nur fragen wollen, ob's Der da, auf Liesbeth deutend, ernst sei mit dem Scheiden. Liesbeth schwieg, der Schwager aber hub an und hielt dem Georg sein Sündenregister vor, so bündig und nachdrücklich, daß dieser nicht viel darauf erwidern konnte. Er that es auch nicht, nur als der Schwager zu Ende war, rief Georg zu Liesbeth hinüber: Dich frag' ich, du willst dich scheiden lassen? du? Er schritt auf sie zu, sie schrie aber wieder: Er bringt mich noch um! Endlich aber sagte sie trotzig: Du hast angefangen mit dem Scheiden, wo

du fortgegangen bist; ich bleib' dabei. — So thu ich's auch, sagte Georg, und ging. Er blieb bei seinem Vater, der ein elendes Kämmerlein bewohnte; Liesbeth fürchtete sich und schlief die Nacht bei der Schwägerin.

Nach drei Tagen war Liesbeth vor Oberamtsgericht beschieden, sie machte sich früh am Tage auf, das Körbchen am Arm, ohne das eine Bäurin nie über Feld geht, wenn auch die Zeiten längs vorüber sind, wo „eine Schmierale" für den Beamten darin lag. Wer sie seit ihrem Hochzeitsmorgen nicht mehr gesehen, hätte sie kaum mehr gekannt: schlaflose Nächte, kummervolle Tage und ein friedloses Gemüth hatten tiefe Furchen in dem noch jungen Gesicht gezogen; doch aber war sie mit ihrer aufrechten Haltung, ihrem saubern, wohlgeordneten Anzug noch eine stattliche Bauersfrau zu nennen; sie sprach mit niemand, und ihr Gesicht verrieth keine Art von Bewegung, wie sie so geradeaus in stetem Schritt ihres Weges ging. Noch war sie nicht weit gegangen, als sie hinter sich fragen hörte: Wo 'naus so früh? Die Stimme war ihr nur zu wohl bekannt, sie brauchte sich nicht umzusehen, zumal da auch der Sultan an ihr in die Höhe sprang. — Nach Senzheim, erwiederte sie kurz. — Ist's auch erlaubt, daß man mitgeht? frug Georg, der sie eingeholt hatte. — Der Weg ist breit, ich hab' ihn nicht im B'stand (gepachtet), sagte sie kurz angebunden. So gingen sie des Wegs zusammen, sie hüben und Georg drüben, aber wie das so ging, vor Verlauf einer Viertelstunde wandelten sie

dicht nebeneinander. Horch, fing Georg an, so, wie ich b'richtet bin, scheid't man einen nicht, wenn Zwei von einander wollen, Eins von Beiden muß den schuldigen Theil machen. — Das wird gut finden sein, wer bei uns der schuldige Theil ist, sagte Liesbeth schnippisch. — Den schuldigen Theil heißt man den, der nicht mit dem andern hausen will; wenn dann ich aber wieder will? — So will ich nicht, sagte sie heftig. — Ja siehst, dann wirst eingesperrt, das ist nichts für ein Weibsbild, da will lieber ich der Schuldige sein, mir macht's so viel nicht aus. Liesbeth schwieg. Georg fragte nach dem Vieh, den Gütern, sie gab Antwort, und wer die Zwei des Weges dahin gehen sah miteinander, der hätte gedacht, ein einträchtiges Ehpaar besorge sein Geschäft zusammen.

Sie kamen an einen kleinen Bach am Weg, der vom Regen hoch angeschwollen war, Liesbeth wollte Schuh und Strümpfe ausziehen; — ach, was braucht's den Umstand, sagte Georg, nahm sie auf die Arme und trug sie hinüber.

So kamen sie zur Oberamtsstadt, betraten miteinander das Gerichtsgebäude und setzten sich nebeneinander auf die eine Bank in dem Parthieenzimmer. Liesbeth wurde auf einmal sehr blaß. Was hast? fragte Georg, ist dir's weh? — Der Schlaf ist mir, glaub' ich, in Magen gefallen, sagte sie halblaut. Georg sprang ins nahegelegene Bäckerhaus und holte alten Wein und Wecken, was sie wieder zu Kräften brachte.

Sie hatten lang zu warten, endlich rief der Oberamtsrichter den Amtsdiener: Ist die Elisabeth Walter draußen, deren Scheidungsklage anhängig ist, und hat sich der Ehmann eingestellt? — Draußen ist kein streitiges Ehpaar, Herr Oberamtsrichter, zwei Leute sitzen in großer „Liberität" beisammen, wird wohl ein Brautpaar sein, das Sporteln zahlen will.

Zu großem Erstaunen des Dieners fand sich doch, daß das einträchtige Paar die streitigen Ehleute waren, und wer die beredte Schilderung der Liesbeth über das Elend ihres Ehstandes und die Unthaten ihres Mannes anhörte, konnte auch daran nicht zweifeln. Georg konnte nicht viel widersprechen, es war Alles wahr, nur einmal meinte er, wenn man „falsch"*) werde bei so einer „Giftkugel", so sei's kein Wunder. Habt Ihr von Anfang an einen Widerwillen gegen die Verbindung mit Eurer Frau gehabt? frug der Richter. — I, o nein, sell net, o wie oft hab' ich g'sagt: Bethle, wenn i di nu fressa könnt! Hätt' i se sellesmol no g'fressa! setzte er mit einem schweren Stoßseufzer hinzu. — Ihr habt Euer Weib freiwillig und heimlich verlassen und verweigert auch jetzt noch die Fortsetzung der Ehe? — Ja, das thu' ich, ich glaub' nicht, daß ich's wieder prestiren könnt', wenn ich auch wollt. — Und Ihr, Elisabeth Walter, besteht auf der Fortsetzung der Ehe? — Ich bestehen! ja lieber in Neckar sprin-

---

*) zornig.

gen! schrie diese erbos't, ich werde ihm noch nachlaufen; ja wohl da!

Vergebens suchte sie Georg durch Winke und Blicke zu bedeuten, daß das ja nur der Form wegen nöthig sei, sie konnte sich durchaus nicht dazu verstehen. Da nun beide Ehgatten auf der Scheidung bestanden, so konnte nach unsern Gesetzen der Scheidungsprozeß nicht voran gehen, und der Richter entließ sie mit einer nachdrücklichen Ermahnung zur Versöhnung, die ihm bei dem unverkennbaren Interesse Beider für einander nicht unmöglich schien.

Da Liesbeth sich lang nicht entschließen konnte, ihrerseits auf dem Zusammenleben zu bestehen und Georg ebensowenig sie als den sogenannten schuldigen Theil ins Gefängniß gehen lassen wollte, so zog sich der Prozeß noch lange hinaus. Gar manchmal wanderten die Zwei noch zusammen vor Amt, und immer trug Georg die Liesbeth über den Bach, trug ihr den Korb, bog die Zweige auseinander, die hätten ihr Gesicht streifen können, und hütete sie vor jeder Gefahr, die ihr etwa auf dem Weg begegnen konnte, und staunend und kopfschüttelnd sahen die Leute vom Dorf dem seltsamen Paar nach.

Liebe im Streit.

Es kam endlich doch zur Scheidung, die Geschwister Liesbeth's hatten Alles gethan, sie zu fördern, und Georg

that nichts, sie zu hintertreiben, 's ging nimmer, versicherte er, wenn gute Freunde ihm zuredeten, er solle doch nicht so dumm sein, und von einem Weibe gehen, die „Sach gnug" habe; 's geht nicht, ich werd' nimmer anders und sie vollends gar nicht, 's ist besser, wir sind voneinander.

Als sie vom letzten Gang vom Sitz des Gerichtshofs, wo die Scheidung vollzogen worden war, zusammen heimkehrten, sagte Liesbeth spitzig: So, jetzt kannst nehmen, wen du willst. — Erst nicht, sagte Georg, ich bin der schuldig Theil, ich darf nicht heirathen, ohne deine Erlaubniß. — Ich heb' dich nicht, schnauzte sie mit glutrothem Gesicht. — Du darfst heirathen, wenn d' willst, sagte Georg, aber, indem er sich mit geballten Fäusten vor sie hinstellte: guck, todt schlag' ich dich, maustodt, wenn d' einen Andern nimmst. Schweigend zogen sie miteinander nach Haus, bis sie sich trennten vor Liesbeth's Hausthür.

Georg hatte nichts von seinem Weibe anzusprechen, er hatte nicht viel beigebracht und noch weniger etwas errungen. Er hatte immer besonders gut mit Pferden umgehen können und verdingte sich nun als Kutscher zu einer Herrschaft in der Stadt. Eh er ging, nahm Liesbeth, die karge Liesbeth, drei Wochen die Näherin ins Haus und ließ ihn mit Weißzeug neu ausstaffiren. In der Nacht nahm er noch Abschied von ihr, und sein

letztes Wort war wieder: Todt schlag' ich dich, wenn d' einen Andern nimmst.

Georg war fort, und bald erfuhr man, er sei mit seinem Herrn nach Frankfurt. Liesbeth, die einigemal heimlich vor seiner Abreise in der Stadt gewesen war, hatte das zum voraus schon gewußt, sie hatte auch erfahren, daß der Herr außer seinem Kutscher noch einen jungen Burschen zur Bedienung mitnehme. Durch allerlei Schleichwege, befreundete Mägde u. dgl. wußte sie dessen Bekanntschaft zu machen, und sie versprach ihm jährlich ein reiches Geschenk, wenn er ihr immer von Zeit zu Zeit Nachricht über den Georg gebe, über Alles, was er thue, und besonders wenn er weibliche Bekanntschaften mache; nur die bestimmte Zusicherung, die ihr der Junge darüber gab, konnte sie etwas beruhigen.

Dem Georg fiel das Heirathen nicht ein, obwohl ihn Liesbeth mit rastloser Angst bewachte oder bewachen ließ. So oft er in die Gegend kam, kehrte er bei ihr ein und brachte alle Zeit, die er von seinem Dienst abwesend sein konnte, bei ihr zu. Gewöhnlich sprang ihm der Sultan voran, und wenn Liesbeth den bellen hörte, kehrte sie vom dringendsten Feldgeschäft um und ging nach Hause. Die Nachbarn behaupteten, ihr Kamin rauche nur dann recht, wenn der Georg da sei, sonst steige das ganze Jahr nur so ein dünnes Schwänzle in die Höh.

Georg hatte sehr einträgliche Dienste, und das Dorf erstaunte über die reichen Geschenke, die seinen

Tuchkleider, warmen Halstücher und seidnen Schürzen, die er der Liesbeth brachte oder schickte. Sie machte ihm darüber Vorwürfe: So kommst du zu nichts und bleibst der alte Lump. — Wenn ich nichts mehr hab', so verhältst du mich, sagte er lachend. — So? meinst? — Und doch zog sie mit besondrem Stolz die Sachen an und hatte nicht Ruhe, bis man sie darüber berufen und den Staat bewundert hatte.

So ging das lange Jahre fort. Georg hatte keinen Grund zur Eifersucht, Liesbeth bekümmerte sich um keinen Mann, die ihrige aber blieb rastlos wach. Der Fall kam freilich auch vor, daß Georg dienstlos war, und Ersparnisse konnte er jetzt noch so wenig machen, als vor Zeiten. Dann nahm er seine Zuflucht zu Liesbeth, als ob sich das von selbst verstände, und sie wohnten zusammen, arbeiteten zusammen und stritten sich zusammen, wie in den alten Tagen, bis Georg wieder eine Stelle fand.

Einmal, nach einer längeren Abwesenheit Georg's, in tiefer Nacht hörte Liesbeth vor ihrer Thür das klägliche Winseln eines Hundes, sie sprang aus dem Bette und öffnete: es war der Sultan. Sie dachte an Geschichten, wo Hunde Hülfe zu Todten oder Verwundeten geholt, und zündete die Laterne an, um zu sehen, ob der Hund nicht auf eine Fährte leite, aber er blieb da und hatte, wie's schien, keinen Willen, als ins Haus zu kommen; er legte sich oben ruhig vor Liesbeth's Bett nieder, während er sonst in lustigem Aufhüpfen

und wildem Hin- und Herspringen die Ankunft seines Herrn verkündet hatte.

Mein Mann ist gestorben, sagte Liesbeth am andern Morgen zum Bruder. — Ach, was bildst dir ein, sagte Der. — Und ich weiß gewiß, daß er todt ist, versicherte sie und rüstete ihre Trauerkleider.

Nach vierzehn Tagen erst kam der Todtenschein des Kutschers, der im Ausland gestorben war. Das Wenige, was er hinterlassen, hatte er seinem Weibe vermacht. Liesbeth hat von der Zeit an nie mehr helle und farbige Kleider getragen. Sie war noch wohlerhalten und hatte ihr Besitzthum durch Fleiß und Sparsamkeit wieder sehr gehoben, so daß es ihr jetzt noch nicht an Freiern gefehlt hätte. Aber sie sahen bald, daß da nichts zu hoffen war. Sie verkaufte ihre Güter und zog sich in die Hinterstube ihres Hauses zurück. Sie ist sehr alt geworden. Der Sultan blieb bis zu seinem Ende ihr einziger Gefährte, nachher blieb sie ganz allein.

Der Säugling.

Eine toscanische Geschichte.

Von Heinrich Horner
(Homberger).

Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand.
Band II. 1875. Leipzig. H. Hartung und Sohn.

H. Homberger, 1838 zu Mainz geboren, studirte Jura und promovirte 1858 zu Gießen als Dr. jur. Nachdem er sich von 1864—1872 an verschiedenen Orten Frankreichs und Italiens aufgehalten, mit politischen und literarischen Studien und Correspondenzen beschäftigt, ging er 1872 nach Berlin, wo er zwei Jahre lang die „Preußischen Jahrbücher" redigirte und sich gegenwärtig wieder in freier Muße seinen wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten widmet.

Von letzteren*) sind dem Herausgeber nur zwei Novellen bekannt, die beide in Italien spielen und sich durch eine ungemeine Klarheit und Echtheit der Localfarben und die vollkommenste Kenntniß der Volkscharaktere aufs Vortheilhafteste aus der Masse conventioneller italienischer Novellen herausheben. Die kleinere dieser Erzählungen, „Der heilige Giovanni", im Jahre 1874 im Feuilleton der Wiener „Presse" abgedruckt, erinnert noch ein wenig an den Stil der berühmten italienischen Novellisten, bei denen ja auch das größte Talent unter den Franzosen, das sich mit Vorliebe der Schilderung italienischer Menschen und Sitten zugewandt hat, Henry Beyle (Stendhal) in die Schule gegangen ist. Der „Säugling", den wir uns freuen in unserem Novellenschatz mittheilen zu dürfen, zeigt schon eine entschiedene Selbständigkeit des Tones. Es herrscht hier eine sehr eigenthümliche Verwandtschaft zwischen dem Stoff und der Darstellung. In Beiden jene Mischung von verhaltener Leidenschaftlichkeit und ironischer Gelassenheit, von Pathos und Humor, von heißblütiger Naturkraft und feinem künstlerischem Tact, jene Mischung, die dem schärferen Beobachter das italienische Volk so anziehend macht,

---

*) Ein kleines Lustspiel, ebenfalls unter dem Pseudonym H. Horner, wurde im Frühjahr 1874 auf dem Wiener Stadttheater aufgeführt.

da ein ähnlicher Contrast zwischen idealistischen und höchst praktischen Eigenschaften kaum irgend sonst sich finden möchte, wovon freilich bei der herkömmlichen sentimentalen oder schönfärbenden Behandlung südlicher Stoffe nur selten ein literarisches Zeugniß abgelegt wird. Um so erfreulicher ist die unbefangene Sicherheit, mit der hier der Wahrheit die Ehre gegeben wird, ohne daß die Schönheit dabei zu kurz käme.

Auf dem Platze vor der Porta di San Niccolò stand an einem Herbstabend kurz nach Sonnenuntergang ein Mädchen und warf ungeduldige Blicke durch das Thor hinein in das enge Borgo, das, selbst am hellen Tage eine der düstersten Gassen von Florenz, jetzt in der Dämmerung einem Sacke mit schwarzem unergründlichem Boden glich. Obwohl ein lebhaftes Zuglüftchen durch das Thor wehte, ließ die mit einem halben Dutzend Ringe geschmückte Hand des Mädchens doch ihren rothen Papierfächer nicht einen Augenblick in Ruhe; die andere Hand aber zog den großen flachen Strohhut, der sonst wie üblich hinten im Nacken hing, in das Gesicht herein. Allein das half ihr nichts. Sie wurde doch erkannt von dem langen, langhalsigen Burschen, der eben durch das Thor kam und auf sie zu schritt.

Guten Abend, Gigia, redete er sie an. Wir machen also heute den Weg zusammen?

Nein, versetzte sie kurz, ich fahre.

Ganz recht, ich fahre auch — und sieh, da kommt Giannino mit seinem dürren Gäulchen.

Dürr genug war es freilich, das Gäulchen, welches die roth und blau bemalte Landkutsche zog; doch Giannino, sein Herr, hörte nicht auf zu schnalzen, zu schmeicheln, mit der Peitsche zwar bei Leibe nicht dem wackeren Thiere, aber doch der Luft klatschende Hiebe zu ertheilen, und, so angetrieben, schob sich das knarrende Gefährt immerhin mit mäßiger Eile vorwärts. Auf dem Platze vor dem Thore aber hielt Giannino nun an; denn hier pflegte er von den Fahrgästen erwartet zu werden, welche nicht bereits am Abgangsorte drinnen in der Stadt, in der Straße „Sui Renai", eingestiegen waren. Dienstbeflissen sprang der kleine Fuhrherr — er war so mager als sein Pferd und hatte ebenso ungekämmte rothbraune Haare — vom Bock herunter, um dem Mädchen in den Wagen zu helfen.

Nein, ich will bei dir draußen sitzen, sagte Gigia. Eine volle Stunde habe ich auf dich gewartet, Giannino.

Thut mir leid, aber da die Signori — Giannino deutete auf zwei die Bank hinter dem Bock einnehmende Herren — haben nicht eher kommen können, und etwas leiser setzte er hinzu: Ihr seht, die Herren würden's zu enge haben, wenn ihr außen bliebet. Drinnen aber ist Platz genug.

Das Mädchen verzog das Gesicht, aber sie hatte als einen der Herren den Signor Baldo erkannt, einen in Florenz und weit über Florenz hinaus hochange-

sehenen Mann, der, da er nun einmal mit dem Fuhrwerk Giannino's vorlieb nahm, wenigstens ein Recht darauf hatte, nicht zu enge zu sitzen. Sie stieg also hinten in den Kasten und jener Bursche ihr nach. Der Bursche hatte vergnügt darein geschaut, als Gigia außen keinen Platz erhielt, aber jetzt kam an ihn die Reihe den Mund zu verziehen: seine Hoffnung, mit dem Mädchen allein zu sein in dem Wagen, erfüllte sich nicht, — es saß bereits Einer in der Ecke.

Draußen aber sagte, während das Gäulchen sich gemächlich in Bewegung setzte, der Signor Baldo zu dem Herrn neben ihm: Sie hätten wohl gern ein bischen zusammengerückt, Signor Germanico, um das schöne Mädchen neben sich zu haben.

Ja, schön ist sie, versetzte der Angeredete, und sein lebhaftes aber barbarisch klingendes Italienisch zeigte sofort, daß ihm die Bezeichnung „Germanico" mit besserem Rechte zukam, als jenem Enkel des Augustus. Und mit welcher Würde sie dastand, als sie da auf den Wagen wartete! Wo in den weiten Marken meines deutschen Vaterlandes fände ich eine Bäuerin, die so zu stehen, so den Kopf zu tragen, so einen Fächer zu halten verstände? Doch was rede ich von Bäuerinnen! Wie manche deutsche Dame — — Der Deutsche vollendete den Satz nicht, der seinen Patriotismus in einem bedenklichen Lichte hätte erscheinen lassen können, aber der Italiener nickte ihm fein lächelnd zu, und die Beiden vertieften sich in solch ein Gespräch über deutsches und

italienisches Volksthum, wie sie es schon gar manchmal auf diesem Weg gehalten hatten; denn es geschah häufig, daß der ausländische Gast den Signor Baldo nach dessen Villa begleitete.

Bald hatte der Wagen die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich gelassen und fuhr, vom Arno abbiegend, mit mäßiger Geschwindigkeit durch die fruchtbare Ebene von Ripoli dahin. Es war nun völlig dunkel geworden; in den Wohnungen am Weg und in den fernen Gehöften, die drüben jenseits des Flusses über den Hügeln verstreut lagen, glommen die Lichter auf; der Abendwind schaukelte leise die traubenbeladenen Rebenguirlanden, welche sich von Baum zu Baum rankten; hie und da grüßte die ernste Silhouette einer hageren Cypresse oder einer breitwipfeligen Pinie. Und als nun über den fernen Berghöhen von Vallombrosa der Vollmond aufstieg und seine silbernen Fluten über die Gegend ausgoß, daß das bewundernde Auge des Nordländers hüben und drüben alle die Wellenzüge der Hügel und rückwärts schauend das an Michel Angelo gemahnende Campanile von San Miniato erkannte, da empfand er tief die Würde und Weihe des heiter-ernsten Bildes, und er wunderte sich nicht, daß in solcher Landschaft ein so altadeliges Geschlecht wohnte wie dieses toscanische Landvolk, welches ihm sein florentinischer Gastfreund eben schilderte.

Drinnen im Kasten begann jetzt auch ein Gespräch. Bis dahin hatte der Bursche, der mit Gigia einge-

stiegen war, an sich gehalten: wie sehr ihm das Wort, das er sagen wollte, auf der Zunge brannte, er mochte nicht reden, so lange er nicht wußte, wer der Jemand sei, der da still in der Ecke saß. Aber nun bei einer Wendung des Weges leuchtete der volle Mondschein in den Wagen herein und leuchtete jedes Bedenken des Burschen hinweg. Denn der da saß, war nur Maso Rencioni von Valtella, der Sohn eines Colonen des Signor Baldo, ein achtzehn-, höchstens zwanzigjähriger Junge, dessen Milchgesicht einem langen Recken wie Agenore Lori keine Scheu einflößen konnte.

So sag mir also, fing Agenore an, in einem Tone, wie wenn es sich um die Fortsetzung eines begonnenen Gesprächs handelte, sag, Gigina mia, wann werden wir Hochzeit halten?

Das Mädchen antwortete nicht; als hätte es die Frage überhört, so fuhr es fort, durch das Fenster hinauszuschauen auf die Straße. Er schien ihr merkwürdig zu dünken, der ochsenbespannte Karren, an welchem der Wagen eben vorüberfuhr, nachdem der im Karren auf dem platten Leib daliegende Lenker sich endlich bequemt hatte, aufzuwachen, die Zügel zu nehmen und dem ungeduldig mit der Peitsche knallenden Giannino auszuweichen.

Als Agenore sah, daß er keine Antwort erhielt, fühlte er das Bedürfniß dem Mädchen näher zu rücken, und da es in dem engen Kasten überhaupt nicht möglich war, weit von einander ab zu sitzen, so rückte er sehr nahe.

Mit Verlaub, rief das Mädchen unwirsch und zog an ihrem Rock, auf den Agenore unachtsamer Weise den Fuß gesetzt haben mochte.

Also, Gigina cara, hub Agenore zum andern Male an, wann werden wir Hochzeit halten?

Diesmal schwieg das Mädchen nicht. Von wem redet Ihr, Sor Agenore? — Selbst im Mondschein ließ sich erkennen, wie unwillig sie dreinschaute.

O weh, rief Agenore spöttisch, mich Sor Agenore und Ihr zu nennen! Und doch kennst du mich seit dreiundzwanzig Jahren, denn so alt bist du, Gigia, und ich bin sechsundzwanzig, und seit deine Mutter dich geboren hat, sind keine zwei Dutzend Tage gewesen, an denen ich dich nicht gesehen hätte. Und hier der Maso Rencione von Valtella muß unsern Ort genugsam kennen; er sage, ob es in Urballa zwei Leute giebt, die besser dafür paßten, ein Paar zu werden, als wir Zwei? Maso ist noch jung, aber schon gescheidt genug, um zu wissen, daß ein launisches Pferd einen starken Halfter braucht. Das weißt du, Maso, nicht wahr?

Das Mädchen warf einen kurzen verächtlichen Blick hinüber nach der Ecke, wo der so ins Gespräch Gezogene saß. Der aber antwortete dem Frager sofort: Weil du denn mich kennst und erfahren willst, wie ich denke, so muß ich dir sagen, daß es bei uns in Valtella nicht Sitte ist, ein Mädchen zu plagen, das nichts von einem wissen mag.

Bravo! rief Gigia lebhaft. Bei uns aber in Ur-

balla giebt es Keinen, der nicht meinte, er dürfe ein Mädchen ärgern und peinigen, das von ihnen allen sammt und sonders nichts wissen mag.

Du bist ein naseweises Bürschlein, rief Agenore voll Ingrimm. Ich verbiete dir, dich in unser Gespräch zu mischen.

Du hast ihn ja gefragt, sagte Gigia, und er hat geantwortet. Bravo Maso!

Was hat überhaupt ein Valtellaner in Giannino's Wagen zu thun? so fuhr Agenore fort, um seiner Wuth Luft zu machen. Der Wagen hier ist für die Leute von Urballa und für die von San Donato bestimmt, der Weg nach Valtella geht über Ponte a Ema.

Ihr habt mir nicht vorzuschreiben, welchen Weg ich nehmen darf, erwiderte Maso, und den Paolo eines Valtellaners läßt sich Giannino ebensowohl schmecken als die acht Crazie Eines von Urballa.

Du bist ein vorwitziger Junge, Maso.

Und du bist —

Per Carità, redet nicht so laut, rief das Mädchen. Wenn die Herren da draußen euch hörten!

O, der Signor Baldo kennt mich. Ich bin sein Colone. Er weiß, daß ich keine Händel zu suchen pflege.

Das wäre aber auch schön, sagte Agenore, wenn solch ein Säugling wie du Händel suchen wollte. Per Bacco, das wäre lustig.

Maso schnellte von seinem Sitze auf, da faßte die

Hand des Mädchens die seine. Du bleibst ruhig da in deiner Ecke, Maso. Wenn ihr Zwei euch zanken wollt, so wartet, bis ich nicht dabei bin.

Der Junge ließ sich von dem Mädchen in die Ecke drücken und sagte kein Wort. Agenore aber war nicht so leicht zu beschwichtigen. Den Valtellaner da redest du mit Du an und hast ihn wohl keine dreimal bis heute gesehen, und mich, deinen Landsmann, nennst du Ihr. Das gedenk' ich dir, Gigia, und ihm auch.

In diesem Augenblick rollte der Wagen durch die Straße von Bagno a Ripoli. Vor einem Madonnenbild brannte ein Lämpchen. Auch das Feuer des Schmieds, der bei offener Thür arbeitete, glänzte in den Wagen herein, und da Giannino vor der Schmiede Halt machte, konnte sich Maso das Gesicht des Mädchens besser betrachten, als es bisher das Mondlicht gestattet hatte. Auch er fand, daß sie sehr schön war, und obwohl er sich nun erinnerte, ihr auch früher schon begegnet zu sein, so war's ihm doch, als sähe er sie zum ersten Mal.

Die Herren draußen verließen ihren luftigen Sitz; sie wollten, da von hier ab die Straße ziemlich scharf anstieg, zu Fuß weitergehen.

Nun, Maso, sagte der Signor Baldo, indem er an den Schlag des Kastens trat, wir gehen die zwei Miglien bis zur Villa. Komm mit.

Erlauben Sie mir, Signoria, noch das Stück zu fahren —

Biſt du müde —?

Nein, aber — —

Ei, ei, Gigia, Ihr ſolltet nicht erlauben, daß Euch der Maſo in die Augen ſehe. Der darf noch nicht an die Schönen denken. Vergiß nicht, Maſo, daß die Signora dich erwartet.

Der Junge war bei dem Scherzworte ſeines Herrn glutroth geworden. Gigia aber blickte verdroſſen, und als der Wagen ſich wieder in Bewegung geſetzt hatte, ſagte ſie: Warum ſeid Ihr nicht ausgeſtiegen, Maſo, wie der Padrone Euch hieß?

Ich dachte, es ſei Euch lieb, wenn ich Euch nicht allein ließe mit — —

Fanget Ihr nun auch an, mir anſehen zu wollen, was mir lieb ſei? unterbrach in Gigia. Ich will in Ruhe gelaſſen ſein, das iſt mir lieb. Giannino, thu mir den Gefallen, halte noch einmal, ich will mich jetzt hinausſetzen.

Es geſchah, und die beiden Burſchen blieben drinnen allein. Agenore's Zorn war durch das Bleiben Maſo's und zumal durch die Aeußerung, die es erklären ſollte, noch geſteigert worden, aber nun, da von der ſchwierigen Laune Gigia's auch der Junge ſein Theil abbekommen hatte, lachte er hell auf: Ja, wer Neſſeln angreift, ſticht ſich. Merk dir das, Säugling.

Weiter wechſelten die Beiden kein Wort. Maſo regte ſich nicht in ſeiner Ecke, Agenore aber ſang laut und vernehmlich:

O Dirnlein trage nicht so hoch das Köpfchen,
Deine Mutter ist nicht eine Königin,
Dein Vater ist der König nicht von Frankreich,
Und deine Schwester ist 'ne Bäuerin.

Nach einer halben Stunde langte der Wagen in Urballa an. Gigia, die bereits ihr Fahrgeld bezahlt hatte, hüpfte flink zur Erde und eilte, ohne die Burschen zu grüßen, nach ihrer Wohnung, die ein paar Schritte abseits der Straße lag. Die Mutter erwartete sie an der Hausthüre. Guten Abend, Mamma, sagte sie; bei diesem Giannino hat man Geduld nöthig; eine Stunde hab' ich vor Porta San Niccolò stehen müssen, und dann wollt' es mein Unglück, daß der freche Agenore mit einstieg, und dann —

Es wurde an die Hausthüre geklopft, schüchtern und leise, aber das scharfe Ohr der Sora Maria hörte es. Sie hieß die Tochter nachschauen, was es gebe. Gigia ging und öffnete. Draußen stand Einer. Ich vergaß, Euch eine gute Nacht zu wünschen, Gigia, und wenn ich Euch beleidigt habe, so verzeiht mir.

Das Mädchen schaute dem Jungen in das verlegene Gesicht. Poverino! sagte sie, sonst nichts, und schlug die Thüre zu. Der Mutter aber, auf die Frage, wer dagewesen sei, antwortete sie: Wer soll es sein? Ein neuer Liebhaber Eurer Tochter Gigia! Und was für einer! Als Sora Maria weiter fragen wollte, wehrte sie ungeduldig mit den Händen ab.

Maso blieb noch ein ganzes Weilchen vor der

Thüre stehen, als wartete er auf etwas. Erst nach einer Viertelstunde, da es ihm klar geworden war, daß nichts komme, begab er sich mit eiligen Schritten nach La Torre, der Villa des Signor Baldo. Dieselbe trug ihren Namen von einem derben viereckigen Thurmstumpf, dem einmal ein Blitzstrahl das altersgraue Haupt hinweggerissen haben mochte, der aber auch als Invalide noch einen stolzen Wächter vorstellte neben dem langgestreckten Bau des herrschaftlichen Hauses und den anstoßenden Wohnungen des Verwalters und des Unterverwalters. Da, wo die Gemarkungen der beiden Dorfschaften Urballa und Valtella an einander grenzten, stand der Thurm, weithin in die Gegend leuchtend, wie ein ungeheurer Grenzstein, etwa gleich entfernt von dem in einer tiefen Mulde versteckten Valtella und dem Berge Montepilli, an dessen Abhang sich die Häuser von Urballa hinzogen.

In die Nähe der Villa gekommen, mäßigte der Junge mit einem Male seine Schritte, murmelte ein Selbstgespräch, nicht ohne es mit bedächtigem Nicken des Kopfes zu begleiten, und schaute fragend die mondbeschienene Wächtergestalt des alten Thurmes an, als sollte sie ihm Auskunft ertheilen, ob der Gedanke, der ihm plötzlich wie eine Erleuchtung durch den Sinn gefahren, wirklich Glück bringen werde. Dann ging er entschlossen durch den Vorhof auf das Thor zu und ließ den Klopfer mit solcher Wucht niederfallen, als gälte es, dem verhaßten Agenore eins auf den dreisten Mund zu versetzen.

Der Diener, welcher öffnete, hatte einen dicken Pack Briefe in der Hand. Bist du's endlich, Maso! sagte er. Da sind die Briefe — nur dreizehn Stück. Daß du mir keinen verliereſt!

Maso nahm die Briefe in Empfang, die er morgen, am Sonntag, frühzeitig nach Florenz zur Post bringen ſollte. Er hatte ſolchen Botendienſt oft zu beſorgen; denn auf der Villa wurden viele Briefe geſchrieben, und da an Sonn- und Feſttagen der Signor Baldo nicht in die Stadt zu gehen pflegte, ſo mußte für dieſe Tage ein beſonderer Bote mit dem Transport nach der Poſt betraut werden. Maſo kannte alle Obliegenheiten ſeines Vertrauensamtes; allein heute fragte er, ob ihm die Padrona keine beſonderen Anweiſungen zu geben habe. Als der Diener dies verneinte, drehte er ſich halb auf dem Abſatz um, blieb aber wieder ſtehen und ſagte, er müſſe mit der Signora reden. Der Andere ſah die Nothwendigkeit nicht ein, doch Maſo beſtand darauf, daß er der Herrin etwas zu ſagen habe, und wurde, nachdem der Diener drinnen angefragt, in den Salotto geführt, wo die Signora, an einem langen, mit Büchern und Papieren bedeckten Tiſche ſitzend, ein lebhaftes Geſpräch führte mit dem deutſchen Gaſte, zugleich aber und ohne daß das Geſpräch darunter litt, eifrigſt Briefe ſchrieb. Donna Erſilia war nämlich eine ſo emſige Sprecherin als fleißige Briefſchreiberin und vermochte wie Cäſar mehrere Thätigkeiten in einer und derſelben Zeit zu verrichten.

Du willst etwas von mir, mein Sohn? fragte die Dame, indem sie den Jungen mit ihren großen, guten Augen freundlich anblickte.

Wenn Eure Signoria mir erlaubte — — begann Maso. Das milde Lächeln seiner Herrin benahm ihm jede Scheu, — wenn nur der fremde Hörer nicht gewesen wäre!

Voran, voran! in diesem kurzen Leben haben wir keine Zeit zu verlieren!

Eure Signoria spricht Gold! Eben weil ich keine Zeit verlieren mag — Maso stockte wieder und warf einen mißtrauischen Blick auf den Fremden. .

Sprich immerhin vor diesem Herrn; der ist ein deutscher Doctor und also sehr zerstreut; der giebt nicht Acht auf deine Worte, und wenn er Acht giebt, so behält er sie nicht.

Maso nahm seinen Muth zusammen und sagte: Ich habe immer sagen hören, daß die Padrona allmächtig sei —

Allmächtig! schämst du dich nicht, mein Sohn, so etwas auszusprechen? Nur Gott der Herr ist allmächtig, — weißt du den Katechismus nicht mehr?

Gott der Herr wird noch allmächtiger sein, aber Jedermann sagt, daß die Padrona Alles fertig bringe, was sie fertig bringen will, und daß für sie kein Knäuel so verworren sei, daß sie das rechte Ende nicht fände, und daß, wenn sie rede, Niemand etwas einzuwenden habe. Und wer darum in Florenz oder sonstwo etwas

wünscht, der bittet Eure Signoria um ihren Beistand, und wenn es nur etwas Gutes und Rechtschaffenes ist, so bekommt er einen Brief und darin lies't er, daß schon Alles, was er wünscht, geschehen sei. Und darum schreibt Niemand in der Welt so viele tausend Briefe, wie die Signora Illustrissima — wer weiß das besser als ich, ihr Diener, dem sie manchmal die Gnade erweis't, ihn zur Post zu schicken, wenn sonst keiner von der Villa nach Florenz geht, — und gewiß, auch diese da werde ich morgen treulichst besorgen, und auch sonst bitte ich, mir zu befehlen, und wenn es sein muß, so will ich gern um jede Mitternacht aufstehen und einen Brief nach Florenz bringen.

Für jetzt war Maso mit seiner Beredsamkeit zu Ende. Die Dame aber liebte keine Pausen und fragte: Wohlan! was soll ich für dich thun?

Dem Padrone sagen, er möge nichts dagegen haben, wenn ich, Maso Rencioni, Sohn des Leopoldo, die Gigia Landi von Urballa heirathe.

Heirathen willst du? rief die Dame und tauschte einen Blick mit dem neben ihr sitzenden Herrn. Wie alt bist du denn?

Neunzehn Jahre und drüber, zu Befehl.

Und seit wann seid ihr verlobt?

Wir sind noch nicht verlobt.

Seit wann gehst du zu deiner Liebsten zur Veglia?

Ich bin noch nicht zur Veglia gegangen, aber daran

soll's von nun an nicht fehlen, die Signoria verlasse sich darauf.

Donna Erfilia brach in ihr helles, silbernes Lachen aus. Aber woher weißt du denn, daß das Mädchen dich nehmen wird?

Warum sollte sie mich nicht nehmen, falls mein Vater es erlaubt, und mein Vater wird's erlauben, wenn der Padrone nichts dagegen hat, und der Padrone wird nichts dagegen haben, wenn die Signora Padrona ihm in ihrer großen Güte zuredet.

Ich werde mich wohl hüten. Du bist noch viel zu jung zum Heirathen.

Ich habe keine Zeit zu warten. Wenn ich nicht eile, so nimmt sie mir ein Anderer hinweg.

Die Mädchen sterben nicht aus. Geh, mein Sohn, und vergiß nicht, noch vor Sieben die Briefe zu bestellen.

Maso schaute mit einem Blick voll dankbarer Zuversicht zu seiner Herrin auf. Er zweifelte nicht im Mindesten, daß sie sein Anliegen sehr ernsthaft nehme, nicht im Mindesten, daß sie mit ihrer ganzen unergründlichen, unerschöpflichen Macht ihm beistehen müsse. Die Heiligen werden oft vergebens angerufen, die Signora Erfilia niemals, so hatte er seinen Vater mehr als einmal sagen hören, und daß die Padrona hundert Zungen und tausend Arme habe, und in Valtella ging es als ein Sprichwort um, daß der Arno eher zu Ende kommen würde mit seinem Wasser, als Signora Erfilia

mit ihren klugen Reden und hülfreichen Thaten. Alles aber, was Maso je aus dem Munde Anderer vernommen hatte über ihre Güte, die sich Keinem versagte, über ihre Thätigkeit, die niemals stillstand, — was wollte es heißen im Vergleich mit dem Klange ihrer Stimme, mit dem Ausdruck ihres Gesichtes, mit der heiter stürmischen Lebhaftigkeit ihres Wesens? Es wäre leichter, all die schwirrenden Lerchen droben am Himmel einzufangen, als die Padrona an irgend etwas hindern zu wollen, — so ungefähr würde sich Maso geäußert haben, wenn er eben jetzt seine Gedanken hätte kund geben müssen. Er war fest überzeugt, daß nun, da die Freundliche, die Unermüdliche, die Allvermögende um seinen Herzenswunsch wußte, er fest vertrauen dürfe: die Sache war bereits so gut wie fertig. Und gegen diese Ueberzeugung vermochten die Worte nichts, welche die Signora zu ihm gesprochen hatte. Sie gehört zu Denen, welche Nein sagen und Ja thun, so versicherte er sich selbst; auch das wußten ja alle Leute, daß die Signora nie, was sie zu thun gedachte, voraussagte, dafür aber jedesmal die kühnsten Erwartungen übertraf. Als ob die Padrona bereits den unfehlbaren Brief geschrieben hätte, kraft dessen Gigia seine Frau werden mußte, so eilte fröhlich jubelnd der siegesgewisse Junge den Hohlweg hinab, welcher von der Villa nach Valtella führte.

Was heißt das: zur Veglia gehen? fragte der deutsche Doctor, während er auf die vollendeten Briefe

der Signora die Adressen setzte, welche sie ihm dictirte. Donna Ersilia ließ nämlich nicht leicht eine zu ihrer Verfügung stehende Schreibkraft in müssiger Ungenutztheit.

Da haben wir den Tedesco! rief sie. An diesem ganzen rührenden Gespräch ist ihm nichts merkwürdig gewesen als ein Wort, das er nicht verstanden hat. Veglia heißt eine Abendgesellschaft, eine Abendunterhaltung; der Ausdruck wird gebraucht von den Besuchen, welche die verliebten Burschen am Feierabend bei ihren Mädchen zu machen pflegen. So! nun wissen Sie auch das, Sie nimmersattes Wörterbuch. Aber niemals werden Sie begreifen lernen, welchen Verdruß ich fühle, wenn mich Jemand um meinen Beistand bittet und ich sein Begehren nicht gutheißen kann.

Auch der Deutsche fand, daß Maso ein allzu jugendlicher Freier sei. Aber, rief er aus, welche Schönheit ist diese Gigia! Sie fuhr mit uns im Wagen.

Am andern Morgen — die hellste Sonne beschien die barhäuptigen Berge und die olivenbewaldeten Hügel — begleitete der deutsche Gast die Signora bis zur Kirche San Giorgio a Urballa, und während die Dame drinnen die Messe hörte, ging der nordische Ketzer auf dem den Vorsprung eines Hügels einnehmenden Platz vor der Kirche auf und ab und ließ die Blicke schweifen über das mit Villen und Meierhöfen übersä'te Arnothal bis zur fernen Stadt, bis über die Stadt hinaus zu dem dunkelblauen Apennin und zu den noch hinter dem Apennin in die Landschaft hereinschauenden hell-

blauen apuanischen Alpen. Und der Ketzer glaubte an den Gott, dem dies Stück Erde so wohl gelungen war. Die Orgel verkündete durch ein frisches Allegro das Ende der Messe. Dem Gedränge der ländlichen Beter zuvorkommend, trat die Dame zuerst aus der Kirche, nahm den Arm des Gastes und sagte: Jetzt wollen wir der schönen Gigia einen Besuch abstatten.

Das war so ihre Art. Der Gast hatte gestern die Schönheit des Mädchens so sehr gerühmt, daß sie ihm den Anblick nochmals verschaffen wollte. Sie konnte nun einmal nicht anders, als immerfort bedacht sein, allen möglichen Menschen alle mögliche Freude zu bereiten. Und sie verlangte dafür keinen andern Dank, als daß man sich ihre fürsorgende Güte gefallen lasse. Undank beirrte sie nicht. Wenn nur der Undankbare wieder ihrer bedurfte, so waren neue Wohlthaten ihre Rache. Bloß die selbstgenügsamen Trotzköpfe mochte sie nicht, denen sie keinen Dienst leisten, nichts Gutes erweisen konnte.

Der Ort Urballa bestand zum kleinsten Theile aus zusammenhängenden, eine Gasse bildenden Baulichkeiten; die Mehrzahl der Häuser lag zerstreut in den Feldern diesseits und jenseits der Landstraße. Die Signora ließ sich das Häuschen der Familie Landi zeigen. Auf dem wohlgescheuerten, von Wachholdergebüsch und Feigenbäumen eingeschlossenen Vorplatz saß Sora Maria in beschaulicher Sonntagsruhe. Sie stand aber eilig auf, als sie den unverhofften Besuch eintreten sah.

Kennt Ihr mich, Massaia? so begann die Dame das Gespräch.

Wie sollt' ich solch eine gute und berühmte Signora nicht kennen! rief die Bäuerin und machte eine so artige Handbewegung, als wäre sie an den täglichen Empfang so vornehmen Besuches gewöhnt.

Nun war es eine Lust für den ausländischen Gast, das lebhafteste Gespräch in dem reinsten und ausdrucksvollsten Toscanisch mitanzuhören. Die beiden Frauen, die Dame und die Bäuerin, waren von der Natur mit einer wundervollen Beredsamkeit ausgestattet worden, und wenn jene sich auf das Fragen verstand, so liebte diese das Antworten. Mit großer Kunst führte Donna Ersilia das Gespräch so, daß sie bereits nach einer Viertelstunde alle Verhältnisse der Familie Landi aufs Genaueste in Erfahrung gebracht hatte.

Ja, ich weiß, Gigia ist die schönste Eurer Töchter. Es wundert mich, daß Ihr sie allein noch nicht versorgt habt.

O Signora mia, versetzte die Bäuerin und streckte wie zur Abwehr eines ungerechten Verdachtes die Hand aus, wie oft hätte ich sie versorgen können! Ich darf wohl sagen, wenn ich die Partieen, die sich ihr antrugen, an den Fingern aufzählen wollte, ich hätte nicht Finger genug. Es giebt keinen Burschen in Urballa, der ihr nicht zuschielte, und darunter die wohlhabendsten. Ich will nur zwei nennen: Agenore Lori, der älteste Sohn des Beppe — Beppe ist Colone des Marchese

di Sdraiano und hat ein gutes Podere und keine Schulden, und der Sohn — nun der gleicht ein bischen einem Zaunpfahl, aber die Pfähle sind ja dazu da, um sich daran zu halten. Und dann nenne ich Bistino Rossi, den Barbier; der hat sein eigen Haus und nimmt von seinen Miethern einen hübschen Zins ein, und im Frühjahr, wenn er den Leuten zur Ader läßt, da wird für ihn all das schlechte Blut zu gutem Geld — — Eure Signoria muß sein Haus kennen, es ist das neben der Schenke.

Auch der Deutsche erinnerte sich des Hauses: er hatte vorhin beim Vorübergehen das Bild betrachtet, welches, über der Thüre auf die Mauer gemalt, höchst anschaulich eine Hand vorstellte, die mit einer Lanzette groß wie ein Fleischermesser bewaffnet war, und einen aufgestreiften Arm, aus welchem das Blut im Bogen hervorsprang.

— Aber was hilft alles Zureden bei dieser Eigensinnigen, die Euch zur Antwort giebt: der Agenore sei so groß, daß er allein Alles aufessen und die Frau hungern lassen würde, so sagt sie, und dann wieder: im Hause Bistino's würde der Blutgeruch sie am Schlafe hindern, — und so hat sie allemal eine Ausrede; aber die Wahrheit ist, sie hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die Männer seien nur in der Welt, um die Frauen zu quälen, — der fremde Signore wolle mich entschuldigen — aber das ist nun einmal ihre Meinung, und darum will sie lieber ein Mädchen bleiben

und immer bei ihren Brüdern wohnen, deren Art zu quälen sie doch wenigstens kenne, sagt sie, und von denen sie keine Ueberraschung mehr zu befürchten habe.

Donna Ersilia wollte die Rückkunft des abwesenden Mädchens abwarten, und die Bäuerin ließ es sich nicht nehmen, den seltenen Besuch zu bewirthen. Armuth schadet nicht der Artigkeit, so entschuldigte sie sich mit dem toscanischen Sprichwort, lud die Gäste ein, ins Haus zu treten, und holte schönes Weißbrod, Trauben, Feigen, einen Fiasco Landwein, zündete auch auf dem Herde ein Reisigfeuer an, um Kastanien zu rösten. Die Signora griff aus Höflichkeit zu, der Signor Germanico aber ließ sich's mit deutscher Gründlichkeit schmecken in dem reinlichen Gemach, welches, Küche und Wohnstube zugleich, hoch, hell, mit dem rothen, geplätteten Fußboden, dem breiten Webstuhl in der Mitte und dem gewaltigen, vollbauchigen, schöngehenkelten Oelkrug in der Ecke von homerischer Luft erfüllt zu sein schien. Und nun kam die anmuthige Nymphe Gigia, grüßte freundlich und blieb so wenig als ihre Mutter der fragelustigen Dame eine Antwort schuldig. Bald hatte diese das Gespräch so gewendet, daß sie, ohne befremdliche Neugierde zu zeigen, das Mädchen ausforschen konnte: Ihr müßt auch den Maso kennen, den Maso Nencioni von Valtella.

Ja, sie nennen ihn den Säugling, erwiderte Gigia leichthin, und ein spöttisches Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel.

Als Dame Erfilia und ihr Begleiter das Haus der Landi verlaſſen hatten, ſagte ſie: Ich begreife nicht, wie Sie Gigia ſchön finden können. Sie iſt eine Capricciosa. Donna Erfilia ſchien ein wenig verſtimmt: hatte ſie vielleicht erwartet, daß Gigia wie Maſo ſie um ihren Beiſtand angehen würde? Hatte ſie vielleicht ſich ſchon einen Plan ausgedacht, wie man trotz der Jugend Maſo's das Paar doch beglücken könnte?

Die zwei Augen aber, welche nicht wenig aufgeriſſen worden waren, als ſie die Dame aus dem Bauernhaus heraustreten ſahen, merkten nichts von dem leichten Schatten, der über dem gütigen Geſichte lag. Maſo's Augen waren es. Nachdem er in der Frühe die Briefe nach der Stadt getragen, hatte er raſch den Weg zurückgemacht, um hierher nach Urballa zu eilen und aus einem Verſteck hinter einem Zaune die Wohnung der Geliebten anzuſtarren. Er brach in einen triumphirenden Schrei aus. Die Padrona war bei den Landi geweſen, um für ihn zu ſprechen. Seine Sache war gewonnen. Er hatte es ja gewußt, daß die Padrona ſich ſeiner annehmen müſſe. Daß ſie's aber ſo ſchnell thun, daß ſie ſelbſt zu den Landi gehen würde, das hatte er nicht gehofft — und doch: gerade ſo war ſie ihm ja immer geſchildert worden — als die beſte, die ſchleunigſte Helferin. Wäre ſie ein Mann, man hätte ſie ganz gewiß ſchon zum Papſt gemacht! ſagte er zu ſich und ſchaute ihr voll andächtiger Verehrung nach.

Er wußte nun, was er zu thun hatte. Ungedul-

dig ersehnte er den Abend, die Stunde, da man zur Veglia geht. Endlich berührte die Sonnenscheibe den Rand der Berge, ein purpurnes Licht erfüllte die Luft, und droben in der Kapelle von Montisoni tönte das Ave Maria. Maso steckte sich ein Sträußchen duftender Gaggie ins Knopfloch und betrat den von Feigen und Wachholder eingeschlossenen Vorplatz, wo wieder wie am Vormittag Sora Maria saß und vergnügt an den Besuch der Donna Ersilia zurückdachte.

Was willst du, mein Sohn? fragte sie den Jungen, der da hereingekommen war und nun, statt zu sprechen, sich umschaute, als ob er etwas suchte.

Was ich will? Ich bin der Maso Nencioni von Valtella, und meine Padrona, die Signoria Ersilia, muß es Euch gesagt haben.

In der That, mir scheint, sie hat deinen Namen genannt.

Nun ja — also wißt Ihr —

Was, mein Sohn?

Daß ich Eure Tochter Gigia zur Frau nehmen will.

Statt aller Antwort betrachtete Sora Maria den Jungen von unten bis oben und brach in ein lautes Lachen aus. Maso wartete ruhig, bis sie ausgelacht hatte, dann fuhr er fort: In ganz Valtella hat Keiner ein größeres Podere als mein Vater Leopoldo Nencioni, und wenn ich sage, daß der Signor Baldo unser Padrone ist, so, meine ich, wäre Alles gesagt. — Er schüttelte den Kopf, als das andauernde Schweigen der

Frau ihn zwang, noch mehr zur Begründung seiner Werbung hinzuzufügen. Unser Podere könnte vier Paare ernähren, aber wir sind nur drei Männer, mein Vater, ich und mein Bruder, und der will Kapuziner werden. Glaubt Ihr, daß Ihr so leicht einen wohlhabenderen Eidam finden könntet?

Mein Söhnchen, versetzte die Frau, ich glaube gern, daß es Euch gut geht, und Euer Padrone ist eine Perle von einem Signore. Aber Ihr seid zu jung für meine Tochter; im nächsten Monat, zwei Tage nach Santa Teresa, wird sie dreiundzwanzig alt, und Ihr ——

Was liegt daran, wie alt ich bin! Die Padrona muß mit Euch gesprochen haben.

In diesem Augenblick öffnete sich die Hausthüre, und Gigia erschien auf der Schwelle. Maso betrachtete sie und vergaß darüber das Grüßen.

Guten Abend, Maso, sagte das Mädchen und lachte und setzte sich neben seine Mutter.

Die schaute die Tochter an. Er will dich heirathen — denk dir, er will dich heirathen.

Wundert Euch das, Mamma? Mich nicht.

Und du bist's zufrieden?

Wenn Ihr's seid, Mamma, bin ich's auch, versetzte die Tochter.

Maso stand da mit glühendem Gesicht und offenem Munde.

So holt Euch doch einen Stuhl drinnen, redete ihn Gigia an, und stehet nicht da wie ein Stück Mauer.

Maso eilte hinein. Sora Maria hatte sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt. Den willst du nehmen, Gigia, — den — den Säugling?!

Warum nicht, wenn Ihr nichts dagegen habt. Er ist so jung und so einfältig — er wird mir weniger zu schaffen machen, als irgend ein Anderer. —

Der deutsche Doctor blieb meist vom Samstag bis zum Montag als Gast auf der Villa und kehrte erst am Montag Morgen mit Signor Baldo nach Florenz zurück, sei es in dessen eigenem Wagen, sei es in der rothblauen Kutsche des rothbraunen Giannino. Die immer bereite, immer bewegliche Donna Ersilia gab dann wohl dem Gaste das Geleite bis zur Landstraße, wo auf Signor Baldo gewartet und die Wartestunde lebhaft verplaudert wurde. Signor Baldo nämlich, nicht minder rührig als seine Gattin, pflegte schon in aller Frühe aufzubrechen und, bevor er in die Stadt ging, nach seinen Kalkbrennereien auf Montepilli zu schauen.

Ich habe meinem Manne gesagt, erzählte sie dem Gaste, daß Maso die Gigia heirathen wolle, und ihn gefragt, ob er glaube, daß die Beiden für einander paßten. Es würde ihm leid sein um den guten Jungen, hat er geantwortet, Gigia stehe im Rufe eines launischen, eigenwilligen Dinges. Sie sehen, die ganze Welt urtheilt wie ich, Niemand findet sie schön. Wenn ich nur schon wüßte, was ich für den armen Jungen thun könnte!

In diesem Augenblicke kam in vollem Laufe Maso auf die Beiden zu. Athemlos langte er bei ihnen an und vermochte nicht zu reden. Er ergriff nur die Hand der Padrona und küßte sie ehrerbietig, aber voll Inbrunst. Tausend Dank, rief er endlich, tausend Dank, Illustrissima!

Donna Erfilia's Erstaunen verdoppelte sich, als Maso erzählte, er habe sich gestern Abend mit Gigia verlobt. Wie das so schnell geschehen sei? fragte sie halb erschrocken. Aber Maso antwortete nichts als: das danke er ihr, nur ihr, und küßte nochmals ihre Hand und lief wieder davon. Er schien ganz toll vor Glück.

Da muß ich geschwind erforschen, wie das zugegangen, sagte Donna Erfilia. Der Deutsche glaubte ihr anzumerken, daß sie trotz ihres Schreckens eine gewisse Genugthuung verspürte: that es ihr immerhin wohl, daß Maso sie für seine Beglückerin hielt?

Zwei Tage darauf empfing aber der Deutsche einen Brief von Donna Erfilia, worin sie unter Anderem ihm mittheilte, daß es mit Maso's Verlobung schon wieder nichts mehr sei, der Junge dauere sie, aber sie habe ihn ja von Anfang an gewarnt, und nun müsse er dafür büßen, daß er ihre Warnung überhört. Donna Erfilia mochte allenfalls zulassen, für die Urheberin eines Glückes zu gelten, das zu schaffen ihr nicht vergönnt gewesen, aber kein Gedanke war ihr unerträglicher, als daß Jemand ihr eine Mitschuld an seinem Mißgeschick beimessen könne.

Daß aber Maso's schnelle Freude sich so schnell in Leid verwandelt hatte, das war also zugegangen.

Eine Verlobung in einer Ortschaft wie Urballa, wo die Häuser offene Vorplätze haben, pflegt nicht lange geheim zu bleiben, und am Montag Morgen, während Sora Maria kopfschüttelnd in ihrem Hause umherging und verwunderte Seitenblicke auf Gigia warf, welche eben gesagt hatte, sie wünsche jetzt nur recht bald Hochzeit zu machen und wieder in Ordnung zu kommen, — an eben diesem Montag Morgen wurde die Nachricht, Gigia Landi sei die Braut des Maso Rencioni von Valtella, bereits in allen Häusern von Urballa eifrigst besprochen. Und es hatte noch nicht Mittag geläutet, da betraten zwei Burschen das Haus der Landi: Agenore war's und Bistino Rossi, der Barbier. Sie wünschten erst der Mutter, dann der Tochter einen guten Tag, schauten aber gar finster drein, und zumal auf Agenore's Stirne stand eine so böse Falte, daß Gigia ganz blaß wurde und ihr das Herz zu pochen begann. Und nun fragte Agenore mit einer Stimme, aus deren Tone das Mädchen furchtbare Drohungen heraus hörte: Ist es wahr, Sora Maria, daß der verdammte Valtellaner Knirps, der gestern bei euch gewesen, der Bräutigam eurer Tochter ist.

Gigia ließ der Mutter keine Zeit zum Antworten. Was fällt dir ein, Agenore? Können wir etwas dafür, wenn der einfältige Junge sich in den Kopf setzte, er müsse mich zur Frau haben?

So ist's also nicht wahr, was ganz Urballa sich erzählt. Um so besser für dich, Gigia. Denn wisse, keiner von uns Burschen, die wir deine Mitbürger sind, hätte zugegeben, daß du Den zum Manne nehmest. Und merk es dir für alle Zukunft. Du bist so launisch, als du schön bist, und bei dir lügt das Sprüchwort nicht, welches sagt:

Schönheit und Unverstand
Gehn meistens Hand in Hand.

Du hättest wohl gethan, längst einen von uns zu heirathen, mich oder hier den Bistino, oder den Angelo oder wie wir Burschen von Urballa sonst heißen. Indessen dazu können wir dich nicht zwingen. Aber das brauchen wir nicht zu leiden und werden wir nicht leiden, daß das schönste Mädchen von Urballa einen Ausländer heirathe — und nun gar solch einen Valtellaner Knirps, den ich mit meinem linken kleinen Finger wollte tanzen lassen wie einen Kreisel. Also merk es dir und nimm Einsicht an und heirathe einen deiner Mitbürger, ehe es zu spät ist, denn auch der schönste Schuh wird zum Schlappen, und die Jüngste bist du längst nicht mehr.

Als nach dieser Rede Agenore und sein Gefährte wieder gegangen waren, sagte Sora Maria, indem sie rathlos die Hände erhob und wieder zusammenlegte: Gigina, mein Kind, was soll das aber werden? Du bist ja doch nun einmal seine Braut. Ach, warum habe ich meine Einwilligung gegeben! Hätt' ich's nur nicht

gethan! In meiner Freude, daß du endlich Einen nehmen wolltest, dachte ich an nichts weiter. Und doch hätte es mir einfallen sollen, daß er ein Ausländer ist, und daß die hier es nimmermehr leiden würden. Haben sie nicht Recht? Wo, an welchem Orte der Welt wäre es je erlebt worden, daß man ein schönes Mädchen ruhig und ungehindert hätte in die Fremde heirathen lassen? Wenn sie nicht eifersüchtig deinethalben wären, es würde dir nicht zur Ehre gereichen. Aber nun — welch ein Durcheinander! welch eine Verlegenheit! wenn du nun den Maso heiratheſt, so wirst du keinen Schritt mehr hierher in dein Vaterland thun können, sie möchten dir was zu Leide thun, und wenn ich dich, meine Tochter, sehen will, so muß ich zu dir nach Valtella kommen.

Was schreit Ihr so, Mamma, ohne alle Noth! erwiderte Gigia. Hab' ich nicht gleich dem Agenore geantwortet, daß es mit Maso nichts sei? Agenore ist ein Wütherich, der wäre im Stande mich umzubringen — hast du gesehen, wie seine Augen rollten? Um das viele Gequäl loszuwerden, sagte ich dem Maso zu, aber wahrhaftig nicht, um nicht mehr des Lebens sicher zu sein. O ich Arme! wessen Frieden hab' ich je gestört, und gegen mich führen Alle Krieg. Aber sprecht, Mamma, wen schicken wir am besten nach Valtella, um dem Maso zu sagen, daß er sich nicht weiter um mich kümmern solle?

Ich will selbst gehen.

Was fällt Euch ein? Damit Ihr Red' und Ant-

wort stehen müßtet? Nein! Das Kürzeste ist, ich lasse ihm einen Brief schreiben.

Und der Brief wurde geschrieben — durch Gigia's Schwägerin Marietta, welche des Schreibens kundig war. Gigia sagte ihr ihn Wort für Wort vor:

„Lieber Maso,

„Ich kann deine Braut nicht mehr sein und noch „viel weniger dich heirathen. Denk also nicht weiter „dran, ich will's auch nicht thun; es ist ein gutes „Sprichwort, welches sagt: Vorbeigeflossenes Wasser „mahlt nicht mehr. Diesen Brief habe ich, Gigia Landi, „meiner Schwägerin Marietta, der Frau meines Bru„ders Gianni, vorgesagt, und sie hat ihn nachgeschrieben, „und sonst weiß keine Seele darum, und du brauchst „dich vor Niemanden zu schämen. Addio."

Der Brief wurde durch Marietta's kleines Söhnchen noch an demselben Tage nach Valtella getragen und, wie dem Kinde anempfohlen worden, in Maso's eigene Hand abgegeben. Maso konnte nicht schreiben, aber ziemlich lesen. Nur heute wollte es mit dem Lesen nicht gelingen. Er buchstabirte den Brief wohl ein Dutzendmal durch: es wurde ihm dabei zwar schrecklich eng im Herzen, aber in seinem Kopfe sah's nach dem zwölften Mal noch dunkler aus als nach dem ersten. Er mußte sich, das begriff er endlich, den Brief von einem Andern lesen lassen. Doch von wem? Nur von der Padrona, meinte er, weil dann doch nichts Anderes als etwas Gutes darin stehen würde.

Am Abend eilte er also hinauf nach der Villa, und glücklicher Weise hatte er nicht nöthig, sich erst durch den Diener anmelden zu lassen. Die Signora saß auf dem Rasenplatz vor dem Hause in regem Gespräche mit dem Priore von San Giorgio. Maso drückte sachte auf die Klinke der Plankenthüre, welche den Eingang von dem Vorhof nach dem lorbeerumhegten Platze bildete. Sofort wendete Donna Ersilia den Kopf; auch während der lebhaftesten Unterhaltung entging ihrer stets überallhin gerichteten Aufmerksamkeit kein Geräusch, keine Bewegung.

Padrona illustrissima, rief der Junge, ich bin's, der Maso, und näher tretend fuhr er fort: Eure Signoria verzeihe mir, aber wenn sie die Güte haben wollte, mir deutlich zu sagen, was auf dem Papiere da steht —

Donna Ersilia überflog den Brief. Signor Priore, sagte sie und wandte sich nicht an Maso, sondern an den neben ihr sitzenden Geistlichen, Sie haben da in Ihrer Heerde ein böses Schaf. Die großen Augen der Dame sprühten, solcher Unwille hatte sie erfaßt. Sie gab dem Priore das Blatt.

Ja, sagte der alte Herr, nachdem er gelesen, und nickte lächelnd, die Gigia ist von hartem Holz. Das biegt sich nicht unter der kalten, kraftlosen Hand eines alten Pfarrers. Da braucht's was Anderes. Ich habe manchmal gedacht: ob dieses starre Erdreich sich nicht erweichte, wenn einmal Donna Ersilia den heißen Sturmwind ihrer Beredsamkeit darüber brausen ließe. Der

Prior war noch aus der alten guten Zeit und konnte auch über ein so ernstes Ding wie die Rettung einer Menschenseele heiter scherzhaft reden.

Still, lieber Priore, ich bitte Sie, der Junge meint so wie so, ich müsse ihm beistehen; allein ich will ihm zu wohl, als daß ich mich nicht freute, weil er von der falschen Dirne los ist. Ja, Maso, fuhr sie fort, indem sie sich an ihn richtete, so geht es, wenn man auf meinen Rath nicht hört. Doch glaube mir, es ist dein Glück, daß es so gekommen.

Sie entließ den Jungen, ohne ihm den Brief zurückzugeben; vielmehr hatte sie, während sie sprach, das große Gebund der heute an sie selbst eingetroffenen Briefe aus der Tasche gezogen und Gigia's arge Botschaft hineingeschoben, als gehörte sie auch dahin. That sie so, um den Jungen von der Gegenwart des giftigen Blattes zu befreien? Es wäre ein Gedanke gewesen, ganz ihres Zartgefühles würdig. Allein viele Leute, welche das Glück hatten, Donna Ersilia's Bekanntschaft zu genießen, wollen beobachtet haben, daß, gleich wie ein Botaniker nicht die auf seinem eigenem Grund und Boden gewachsenen Blüten und Gräser in seine Kapsel schiebt, sondern mit allen möglichen Pflanzen, wo immer er sie findet, sein Herbarium bereichert, so auch Donna Ersilia alle Briefe, die ihr unter die Hände geriethen, mochten sie nun geschrieben sein, von wem und an wen sie wollten, als in ihr großes Archiv gehörig an sich nahm und aufbewahrte. Es läßt sich

daher nicht mit Gewißheit behaupten, daß, als Donna Erfilia das Schreiben Gigia's in die Tasche steckte, ihr dabei eine bestimmte Absicht vorgeschwebt habe.

Maso aber, welcher von den großen, in einem besonderen Zimmer der Villa aufgestellten Briefherbarien seiner Padrona nichts wußte, meinte, das Verschwinden seines Briefe in der Tasche der Donna Erfilia sei ein Vorgang von hoher Bedeutung. Er fand darin den klaren Beweis, daß Donna Erfilia noch weiter seine Sache führen und daß sie auch diesen Knäuel entwirren werde. Und weil er nun einmal das Ding in solchem Lichte betrachtete, so fiel es ihm auch nicht ein, den Worten der Padrona einen schlimmen Sinn beizulegen. Es sei sein Glück, daß es so gekommen! Nun, worin anders konnte denn sein Glück bestehen, als daß Gigia trotz ihres räthselhaften Schreibens die Seinige würde? Von all seiner Bangigkeit befreit, munter und vertrauensvoll wie jüngst, ging er daher auch diesmal von der Villa heim.

Die Woche verstrich unter der drängenden Arbeit der Weinlese, und Maso, welchem den Tag über die schwere Traubenbütte auf dem Rücken hing, fielen am Abend die Augen zu, gerade wenn er meinte, ungestört an seine Herzensangelegenheit denken zu können. Dafür wollte er den Sonntag um so gründlicher ausnutzen. Am Abend zuvor war er auf der Villa gewesen, um wie gewöhnlich die Sonntagspost zur Beförderung nach Florenz in Empfang zu nehmen; allein zu seinem großen

Leide hatte er die Signora nicht sprechen können; sie war ihrem Manne und dem deutschen Doctor nach Bagno a Ripoli entgegengegangen, und Maso fühlte, daß es nicht schicklich sein würde, ihr wieder auf der Landstraße nachzulaufen. Uebrigens auch ohne daß sie es ihm sagte, höchst wahrscheinlich dünkte ihm, daß sie in der Zwischenzeit wieder bei der Landi gewesen, und wenn nicht, nun so hatte sie etwas Anderes, Gutes, Kluges für sein Glück gethan. Frohen Muthes trug er Sonntags frühe die Briefe nach Florenz, hörte dort in Or San Michele die Messe, kaufte bei einem Händler in Mercato Nuovo, welcher es mit der Sonntagsfeier nicht zu genau nahm, einen schönen Fächer aus Olivenholz, der sein erstes Geschenk für Gigia werden sollte, und trat dann schnell den Rückweg an. In fünfviertel Stunden legte er die fünf Miglien nach Valtella zurück, aß eilig zu Mittag und dachte, heute sei es angemessen, schon um vier Uhr zur Veglia zu gehen. Sein Sträußchen von Gaggie im Knopfloch, lief er mehr als er ging den Berg hinan nach Urballa. Als er an La Torre vorüberkam, langten eben im Vorhofe zwei Wagen an, welche Sonntagsgäste aus der Stadt brachten. Donna Erfilia war zu ihrem Empfang herausgeeilt, und obwohl jede andere Hausherrin mit der Begrüßung so zahlreicher Besucher vollauf beschäftigt gewesen wäre, so bemerkte sie doch auch den langen Blick, mit welchem der draußen vorübergehende Bauernjunge nach ihr schaute, und nickte ihm zum Dank für

sein ehrfurchtsvolles Grüßen freundlich zu. Sie weiß, wohin ich gehe, — so sagte Maso zu sich selbst —, und sie hat mir einen Wink gegeben, meine Sache gut zu machen: das werd' ich, Signoria, das werd' ich!

Da, wo der durch die Weinberge des Signor Baldo ansteigende Feldweg in die Landstraße mündete, war eine Anzahl Burschen beim Bocciaschieben versammelt, darunter Agenore und Bistino. Ohne auf sie zu achten, ging Maso an ihnen vorüber, kreuzte die Landstraße und schritt, indem er kletternd die Windungen des jenseits in die Höhe führenden Pfades abschnitt, geradewegs auf das Haus der Landi zu. Die Burschen unterbrachen ihr Spiel und sahen dem dreisten Jungen stumm nach, bis er oben zwischen den Hecken verschwand. Dann aber warf Agenore heftig seine Kugel zur Erde und rief: Habt ihr's gesehen? Als Frage waren Agenore's Worte überflüssig, aber sie wurden auch so nicht aufgefaßt, vielmehr als eine Aufforderung, gleich ihm das Spiel zu lassen und unter seiner Führung dem frechen Valtellaner nachzueilen.

Inzwischen schwelgte Maso im Anblick der Geliebten; sie saß mit der Mutter und der Schwägerin auf der Schwelle des Hauses, und da Marietta den beiden Andern einen Strang Korallen zeigte, welchen sie heute früh von einem herumziehenden neapolitanischen Krämer zum Spottpreise von einem halben Francescone erfeilscht hatte, so stand Maso ein Weilchen da und wurde nicht bemerkt. Wie er nun aber seinen Gruß erst an die

Mutter, dann an die beiden Jüngeren richten wollte, ließ ihm Gigia nicht die Zeit, zu dem ersten Worte das zweite zu fügen.

Dio Santissimo, schrie das Mädchen und schlug erschreckt die Hände zusammen, der Maso!

Der Maso! schrieen auch die beiden anderen Frauen.

Maso wollte seinen Gruß neu beginnen, allein wieder ließ ihm Gigia nicht die Zeit. Was wollt Ihr hier? Seid Ihr toll? Wißt Ihr nicht, daß, wenn Euch der Wütherich von Agenore hier betrifft, Ihr Eures Lebens nicht sichrer seid als —

Als eine Zanzare, die sich mir auf die Nase setzt, vollendete Agenore durch die Wachholderhecke hereinbrechend; hinter ihm wurden sechs, acht andere Köpfe sichtbar.

Weh uns! was soll das werden? schrie Sora Maria geängstigt.

Seid vernünftig, Agenore! mahnte Marietta.

Bin ich ein Wütherich, so will ich auch nicht vernünftig sein, antwortete Agenore höhnisch lachend und trat mit drohend erhobener Hand auf Maso zu. Der ganze Haufe von Urballesen drängte dicht hinter ihm.

Maso wich keinen Schritt zurück. Voll Aerger über die Störung schrie er die freche Schaar an: Was habt ihr hier zu suchen, ihr Lümmel?

Das frag' ich dich, Bürschlein, erwiderte Agenore; was suchst du hier?

Ich bin zur Veglia bei meiner Braut, antwor-

tete Maso und streckte gebieterisch die Hand aus, als genügte das, die rohen Störenfriede hinauszuweisen.

Bei seiner Braut! sagte er. Tropf von einem Valtellaner, laß dir die Veglia wohl bekommen!

Bei diesen Worten riß Agenore sein Messer heraus; die Frauen kreischten auf; von den Burschen faßte Einer, Namens Angelo, Agenore's Arm, um ihn am Zustoßen zu verhindern; die meisten aber drangen zornentbrannt auf Maso ein; er hatte zu seiner Vertheidigung den für Gigia bestimmten Fächer erhoben; sie sahen nur die Bewegung und mochten meinen, das Ding, welches er dem Angreifer entgegenhielt, sei auch eine Waffe. Da, in diesem Augenblick des Getümmels, schrie Gigia: Thu ihm nichts, thu ihm nichts, Agenore; ich will ja deine Frau werden!

Ihr habt es gehört, rief Agenore, welcher sofort das Messer einsteckte. Auch du hast es gehört, Säugling, und weißt nun, daß du hier nichts zu holen hast. Zeigt ihm den Weg nach Valtella!

Maso wollte noch ein Wort zu Gigia sprechen oder doch einen Blick auf sie werfen; aber die feindliche Horde hatte ihn in die Mitte genommen, einer hatte seine rechte, ein anderer seine linke Schulter gepackt, und so, fast als ob er nur eben eine Bocciakugel wäre, stießen, schoben, drängten sie ihn hinaus und den Pfad hinunter bis zur Landstraße. Daß er sich nicht wieder nach Urballa versteige, wenn er seine

Knochen lieb habe, schrieen sie ihm zu, als sie ihn endlich mit einem letzten groben Schub entließen.

Unterdessen waren Sora Maria und ihre Schwiegertochter Marietta beschäftigt, den übel zugerichteten Vorplatz wieder in Ordnung zu bringen. Zwischen den Feigenbäumen waren Stricke ausgespannt gewesen, um Wäsche zu trocknen. Die Wäsche lag beschmutzt und zerrissen am Boden, die Bäume hatten die Hälfte ihrer Blätter eingebüßt, Küchen- und Gartengeräthe, welches in einem Winkel gestanden, lag zertreten, zertrümmert.

Eine schöne Verlobung! Das fängt gut an! rief Marietta und hielt eine zerrissene Schürze wider den Himmel, um den vollen Anblick der Löcher zu genießen.

Hättest du nicht ebenso gut den Angelo nehmen können? jammerte Sora Maria, der noch immer die Kniee zitterten. Warum gerade den wilden Agenore? Ich sehe noch sein Messer funkeln. Wenn ihn Angelo nicht zurückgehalten hätte —

Wollt ihr mich zu Tode peinigen? Habt ihr sonst nicht immer dem Agenore das Wort geredet? Und nun, da ich keine Wahl hatte — Gigia, welche noch immer regungslos auf der Schwelle saß, konnte vor Schluchzen nicht weiter.

Was? keine Wahl? versetzte Sora Maria, ist Angelo nicht auch dein Mitbürger? Ein guter, sanftmüthiger Mensch, der nie in seinem Leben das Messer gezogen hat, ich wette. Keine Wahl, sagt sie! Hast du dich darum so lange besonnen, um endlich solch einen blut-

dürftigen Tiger zu nehmen, wie den Agenore! Madonna, noch seh' ich sein Messer funkeln, und ist er erst dein Mann, so hab' ich keine ruhige Nacht mehr. Der legt sich mit dem Messer ins Bett, ich wette, und Gott der Herr behüte dich, wenn du dich einmal vergäßest und schnarchtest — ach, warum hast du nicht Angelo gesagt statt Agenore —? — Und sieh hier: dein neues Hemd auch kurz und klein, ein Riß durch den Rücken und beide Aermel in Fetzen! Ach, Gigia, was für ein Tag der Zerstörung! Bis an mein Ende werd' ich das Messer sehen!

Gigia konnte das Gejammer und Gezeter der Mutter nicht mehr anhören; sie war ohnehin ganz betäubt, ging hinein ins Haus, setzte sich auf einen Stuhl und lehnte ihr Gesicht wider die Wand. Sie hörte Agenore's häßliche Stimme. Wann werden wir Hochzeit machen, Gigina mia? Wie war es nur zugegangen, daß sie die Braut des schrecklichen Menschen geworden? Sie begriff es nicht: wohl erinnerte sie sich genau, daß sie seinem drohenden Messer hatte Einhalt thun wollen. Aber wenn er wirklich Maso verwundet, ja getödtet hätte — wäre es ihr so furchtbar gewesen, als ihr nun der Gedanke war, Agenore's Frau zu werden? Was brauchte ihr an dem albernen Jungen zu liegen? Sie kannte ihn ja kaum, und wozu war er wieder hieher gekommen, nachdem sie ihm doch gesagt, daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle?

Unten in der Villa war man vom Tisch aufge-

ſtanden; die Geſellſchaft ſaß auf der Terraſſe und nahm den Kaffee. Das Geſpräch ging ſo lebhaft, ſo raſtlos voran, wie immer, wenn Donna Erſilia es leitete. Sie war natürlich die beredteſte von Allen, aber ſie machte auch die Andern beredt, indem ſie ſich wunderbar auf die Kunſt verſtand, einem Jeden ſein Beſtes zu entlocken. Selbſt der Signor Germanico, ſo lieb ihm ſeine Wortträgheit war, durfte hier nicht ſtumm daſitzen, ſondern mußte ſeine rauhen, dunkeln Kehllaute unter die hellen, „der Blüte der Lippen“ entquellenden Tonperlen der Italiener miſchen. Da plötzlich wurde die Unterhaltung geſtört. Ein Diener kam und meldete dem Hausherrn, daß in einem Weggraben kaum einen Büchſenſchuß von der Villa ein Verwundeter liege. Es ſcheine wieder einmal eine Rauferei zwiſchen dem Volke von Urballa und dem von Valtella gegeben zu haben. Sofort eilte Signor Baldo, von einigen der Herren begleitet, nach dem Orte, wo der Verwundete liegen ſollte. Sie trafen auf ein paar Burſchen aus Valtella, aus deren mit mehr Aufregung als Ordnung vorgebrachten Berichten zunächſt nur das Eine zu entnehmen war, daß die Bosheit und Tücke Derer von Urballa auf der Welt ihres Gleichen nicht habe. Aber als Signor Baldo ungeduldig näher tretend den Verwundeten betrachtete, der da im Graben lag, erkannte er zu ſeiner doppelten Betrübniß den armen Maſo. Noch ſchien der Junge bewußtlos, ſeine Augen waren geſchloſſen, ſeine Bruſt arbeitete ſchwer und raſch, und unter dem blauen

Taschentuch, womit man seinen Kopf verbunden, quoll schwarzes, dickes Blut hervor. Sie hätten ihn, während sie ihn nach Valtella schaffen wollten, hier niedergelegt, so erzählten die Anderen, weil sein schweres Athmen sie erschreckte. Signor Baldo befahl, den Jungen nach der nahen Villa in das Haus des Verwalters zu tragen, und hieß nun einen der Burschen sprechen und die übrigen schweigen. Endlich wurden die Umstände, die zu dem so bedauerlichen Vorfall geführt hatten, einigermaßen klarer. Vor einer Stunde war Maso, halb sinnlos vor Wuth, nach Valtella gekommen und hatte soviel seiner Landsleute, als er in der Eile um sich versammeln konnte, aufgefordert ihm beizustehen gegen die Bösewichter von Urballa; und da man in Valtella seit unvordenklicher Zeit überzeugt war, daß nichts Schlimmes, was von Denen von Urballa erzählt werde, unwahr sein könne, so wurde der Aufforderung Maso's sogleich entsprochen. Elf Mann hoch brach man auf gegen den feindlichen Ort. Wie man nun aber in die Nähe der Landstraße kam, da flog von oben ein dichter Steinhagel herunter, und ein Stein traf Maso, der den Uebrigen um fünfzig Schritte voraus war, an der linken Schläfe, so daß er auf der Stelle zusammenbrach.

Es war nicht mehr und nicht weniger als ein Loch im Kopfe, was Maso von seinem unglücklichen Feldzuge davongetragen, und als erst der aus Ripoli herbeigeholte Medico Condotto die Wunde untersucht und den beruhigenden Ausspruch gethan hatte, daß es dem

Jungen im schlimmsten Fall nicht ans Leben gehen werde, meinten die Burschen, welche die Nachricht hinunter nach Valtella brachten, es sei eine bloße Kleinigkeit, von der es nicht lohne dem Gerichte Anzeige zu machen; sie wollten schon selbst dafür sorgen, daß es den Birboni von Urballesen eingetränkt würde. Inzwischen verging eine ganze Woche, ehe Maso auf seinem Bette im Hause des Verwalters aufsitzen konnte. Während dieser Zeit hatte ihn der Padrone an jedem Tag, die Padrona zweimal besucht. Donna Ersilia wünschte gar sehr, daß mit dem Kopf auch das Herz des Jungen heilen möchte, und sie glaubte bereits, diese doppelte Genesung zu gewahren. Denn als sie bei ihrem zweiten Besuche ihn ansprach, er wisse doch, daß Gigia jetzt die Braut Agenore's sei, da hatte er zu ihr aufgesehen und geblinzelt und genickt. Ueberhaupt schien er trotz seiner Wunde völlig guter Dinge und äußerte kein Wort des Grolles gegen das männliche oder weibliche Geschlecht von Urballa. Am Sonntag Morgen stattete die Signora ihren dritten Besuch in der Krankenstube ab; der gewöhnliche Sonntagsgast, der deutsche Doctor, begleitete sie. Maso war nun wieder so weit, daß er aufrecht da saß und auf die Frage des Deutschen, ob er viel Schmerzen ausgehalten habe, lachend erwiderte: das bischen Wunde sei ihm eine wahre Lust, weil er dadurch seiner Gigia bewiesen, daß er sie nicht weniger lieb habe, als sie ihn. Donna Ersilia fragte erschrocken, wie er das meine?

Das ist doch klar, Illustrissima. Wie Agenore mir mit dem Messer drohte, rief Gigia: Thu ihm nichts, Agenore, ich will dich heirathen, und daran erst erkannt, ich, wie gut sie mir ist. Ich aber habe gezeigt, daß ich mich vor Agenore nicht fürchte, und daß, so lange ich einen Finger rühren kann, sich auch Gigia nicht vor ihm zu fürchten braucht.

Donna Erfilia suchte ihr Glück darin, Glückliche zu machen, und kam sie damit nicht zu Stande, so empfand sie jenes Unbehagen, welches ein jeder ernsthafte Mensch empfindet, wenn ihm eine durch seinen Beruf gebotene Aufgabe mißlingt. Und die leidigste Unbefriedigung verspürte sie nicht etwa, wenn all ihr Muth und all ihre Thatkraft nicht mit den entgegenstehenden Hindernissen fertig wurden, sondern dann, wenn sie selbst ihrer Helfelust Zwang anthun, ihre Kraft zur Unthätigkeit verdammen mußte. Donna Erfilia war nämlich nicht die Frau, auf ihr eigenes Urtheil zn verzichten, oder ihr Handeln in Widerspruch mit ihrem Urtheil zu setzen. Nimmermehr hätte sie es über sich gewonnen, Wünsche zu erfüllen, die ihr unverständig dünkten, Unternehmungen zu begünstigen, welche sie für verkehrt hielt. Mußte sie sich aber einem Hülfesuchenden versagen, weil sie ihm nicht zu einem Gute verhelfen mochte, von dessen Güte sie selbst nicht überzeugt war, so litt vermuthlich der abgewiesene Bittsteller weniger unter der Abweisung, als sie selbst. Und weil nun einmal völliges Nichtsthun ihr völlige Qual war, so pflegte sie einen

Ausweg zu suchen aus dem Widerstreite zwischen der Ungeduld ihres Herzens und der Bedächtigkeit ihres Verstandes. Einmal, Beispiels halber, ging Jemand — es war ein städtischer Beamter — sie um ihre einflußreiche Verwendung an, damit sie bei seinem Vorgesetzten, dem Bürgermeister von Florenz, eine Beförderung für ihn erlange; sie überzeugte sich, daß er die bessere Stelle nicht verdiene, und hütete sich wohl, ihm zu willfahren; aber sie erwirkte ihm einen Urlaub zum Gebrauch der Seebäder von Viareggio, damit er immerhin auf ein paar Wochen von seinem ungeliebten Amte loskäme.

Ach, wenn es nur ein Bad gegeben hätte, dahin sie den armen Thoren, den Maso, schicken konnte mit einiger Aussicht, daß er da Linderung fände von der bösen Glut, welche ihn entzündet hatte, und welche er selbst in seinem Unverstand fort und fort schürte! Der Junge — Gott segne ihn! — wie zwei Kohlen hatten seine Augen geglänzt, als er von der Dirne sprach! Und Donna Ersilia hatte heute früh in der Kirche mit ihren eigenen Ohren gehört, wie Gigia Landi zum ersten Male mit Agenore Lori aufgeboten wurde! Hätte Gigia sich aufbieten lassen, wenn es ihr nicht Ernst damit war, Agenore's Frau zu werden? wenn sie in ihrem Herzen die Neigung für Maso fühlte, welche der unbelehrbare Junge jenem schnöden Absagebrief zum Trotz ihr zutraute? Man läßt sich doch nicht zum Scherze in der Kirche als die Braut des Einen ausrufen, wenn man einen Andern im Sinne trägt und es gute und redliche

Wege giebt, die zu diesem Andern zu führen vermögen! Wußte Gigia etwa nicht, daß die Padrona Maso's Donna Erfilia hieß? wenn sie Beistand brauchte, warum kam sie nicht? war es so weit von Urballa bis zur Villa La Torre? Nein, das Mädchen, welches nicht nöthig fand, sich über ihre Gefühle zu äußern, fühlte eben nichts: ein träges Geschöpf war es, in dessen Adern Wasser statt Blutes floß. Welch Verhängniß, daß der warmherzige Junge den Schatz seiner Zärtlichkeit so falsch verwendete, so nutzlos ausgab!

Ernstlich betrübt, ja zürnend — ob über Maso, über Gigia, über sich selbst? wer will's entscheiden? — verließ Donna Erfilia ihren ach! nur leiblich genesenden Schützling. Auf dem kurzen Gange vor dem Hause des Verwalters hinüber nach ihrem Salotto stieß sie nur einige ganz kurze Ausrufungen hervor, und dieses Versiegen des gewöhnlich so voll strömenden Redeflusses sagte am besten, wie unruhig es arbeitete in der Tiefe ihrer Natur; solch unheimliche Stille trat ein, wenn die Heiterkeit ihrer Seele durch heftige Wallungen gleichsam vulkanischer Elementarkräfte unterbrochen war, und kündigte einen um so heftigeren Ausbruch an. Die unerfreulichen Eindrücke, welche Gigia von allem Anfang an in ihr hervorgerufen und durch all ihr Thun und Lassen bestätigt hatte, waren nun zu solch unleidlicher Stärke angewachsen, daß sie auf jede Weise abgeschüttelt werden mußten. Indem Donna Erfilia mit einer ungeduldigen Bewegung ihren Arm

aus dem des deutschen Gastes zog, rief sie, und ihre Augen sprühten Blitze: Gehen Sie mir mit dieser Capricciosa! Und Sie haben behaupten können, sie sei schön, — das vergesse ich Ihnen nie. Da weiß es unser Sprichwort besser, das sagt: Schönheit ohne Anmuth ist eine Angel ohne Köder.

Aber entbehrt denn Gigia der Anmuth? erlaubte sich der Deutsche einzuwenden.

Nun freilich: wenn Anmuth, wie mir dünkt, die sich im Aeußeren offenbarende Schönheit der Seele ist.

Der Signor Germanico, hartköpfig wie so manche seiner Landsleute, wollte die Richtigkeit dieser Definition bestreiten; allein Donna Ersilia war in diesem Punkte wie in einigen anderen nicht leicht zu überreden. Ihrem Bedürfniß, sich die Welt harmonisch vorzustellen, sagte es nicht zu, daß eine lieblose kalte Seele in einem schönen Körper wohnen könne, ohne durch ihre durchscheinende Unschönheit auch dessen Schönheit zu verderben. Donna Ersilia war Spiritualistin wie man sieht.

Aber, versetzte der Signor Germanico mit seiner nach der Meinung Donna Ersilia's ihm nicht zur Zier gereichenden Rechthaberei, aber der Köder muß der Schönheit Gigia's doch nicht gänzlich fehlen, da Maso so fest angebissen hat.

Dieser eigensinnige Widerspruch war nicht geeignet, die Verstimmung der Signora zu heben, und der deutsche Gast hätte sicherlich dafür büßen müssen, wenn das

Gespräch nicht durch den Eintritt des Signor Baldo unterbrochen worden wäre. Derselbe hatte seine Kalkbrennereien auf Montepilli besichtigt; auf dem Rückweg, der ihn durch Urballa führte, war er dem Prior von San Giorgio begegnet. In Urballa, so erzählte er, bereiten sich die Burschen heute als an einem Sonntag auf einen Zusammenstoß mit den Valtellanern vor; der Prior habe vergebens die Führer, Agenore und Bistino, gemahnt, Frieden zu halten; der alte Hader zwischen Urballa und Valtella sei wieder so heiß entbrannt wie je.

Und an all dem ist diese Capricciosa schuld, rief die Signora voll Entrüstung.

Ja, eine wahre Capricciosa! fuhr ihr Gatte fort. Der Priore hat mir erzählt: heute früh bei der Verlesung des Aufgebots habe er bemerkt, wie sie — — sie kniete auf den Stufen des Chors, und der Priore beobachtete sie aus der Nähe — da bemerkte er, wie sie bei der Verkündigung der beiden Namen ihr Gesicht weinend in ihrem Tuch verbarg, und er hörte auch ihr Wimmern: O ich Arme, ich Arme! Was sie nur eigentlich will, die seltsame Dirne! Andere Mädchen glühen vor Freude, wenn sie sich in der Kirche ausrufen hören.

Diese Worte ihres Gemahls machten einen tiefen, einen nicht unlieben Eindruck auf Donna Exsilia. Hatte Maso dennoch Recht? Das schien gewiß: Gigia fühlte sich nicht glücklich als die Braut Agenore's. Die Fal-

ten auf Donna Erfilia's Stirne glätteten fich: ihr Unwille hatte fich fchon wieder in den wohlthätigen Eifer des Wohlthuns, ihre Abneigung in Mitgefühl verwandelt. So wenig fie das Betragen des Mädchens begreifen konnte, — wozu haben denn die Menfchen die Sprache, wenn nicht um zu fagen, welcher Zahn ihnen weh thut? — fo wenig konnte Donna Erfilia jetzt einen Augenblick in fühlloſer Unthätigkeit verharren.

Es iſt nur gut, fagte der Signor Baldo weiter, daß die Hochzeit bald ſtattfindet. Heute über acht Tage werden fie zum zweiten Male aufgeboten, und in der Woche darauf ſollen fie getraut werden. Bis dahin wünſche ich dem Agenore, daß er ſich in Acht nehme vor den Ehehinderniſſen, womit ihn die Eiferſucht unſrer wackeren Valtellaner bedroht. Als ob Gigia mit ihnen allen verlobt geweſen wäre, ſo bös ſind ſie auf die Heirath mit Agenore zu ſprechen. Iſt er erſt ein für allemal der Mann Gigia's, ſo wird es ihnen hoffentlich minder unerläßlich erſcheinen, daß auch er ſein Loch in den Kopf bekomme.

Donna Erfilia pflegte keine Zeit zu verlieren, — auch dann nicht, wenn es auf einen Tag früher oder ſpäter nicht ankam. Hier aber kam es darauf an. Sie ſchrieb ſogleich an den Priore, — und während ſie ſchrieb, hatte der Signor Germanico die Adreſſe vorzubereiten, — ſo daß ſchon nach zwei Minuten der Diener den Brief wegtragen konnte. Sie erſuchte darin den Priore, ihr die Gigia Landi zuzuſchicken; noch

heute müsse sie mit dem Mädchen sprechen und zwar in den Frühstunden des Nachmittags, denn um fünf Uhr erwarte sie ihre Sonntagsgäste aus der Stadt. Der Priore las das Briefchen der Signora mit stillem Vergnügen; er erinnerte sich der Worte, die er jüngst scherzend zu Donna Ersilia gesprochen: daß nur ihrer Redegewalt es gelingen könnte, Eingang zu finden in das verschlossene Gemüth Gigia's, und er meinte, in Folge dieser seiner Worte lasse die verehrte Dame das Mädchen nun zu sich bescheiden. Er ging sofort selbst nach dem Haus der Landi, um die Aufforderung der Donna Ersilia auszurichten, und er brauchte nicht hinzuzufügen, daß man einer solchen Signora nichts abschlagen dürfe: Gigia, die er still dasitzend fand mit vom Weinen gerötheten Augen, zeigte keine Verwunderung, aber auch keine Freude über die Bestellung; sie nickte nur, stand auf, nahm ihren Fächer und sprach: Ich gehe, — sprach's in dem Tone eines Menschen, der nicht anders weiß, als daß er thun muß, was man von ihm fordert.

Eure Signoria hat mich herbefohlen, da bin ich, sagte Gigia, als sie vor der Herrin von La Torre stand. Sie war sehr blaß, ihre Lippen zitterten, und die langen halbgesenkten Wimpern überschatteten zwei trüb blickende Augen. So trostlos blickten diese Augen, daß Donna Ersilia, bei welcher es sonst nicht leicht vorkam, daß sie Widerruf that, jetzt dem deutschen Gaste zuflüsterte: Wahrhaftig, heute ist sie schön! Und zu dem

Mädchen gewendet, sagte sie: Du hast in der Kirche geweint, als du mit Agenore ausgerufen wurdest. Wenn du einen Kummer hast, warum klagst du ihn nicht Denen, die dir helfen können?

Es ist unnütz, sagte Gigia.

Unnütz! wie kannst du's wissen! rief die Signora eifrig. Gott sei Dank, die Zeiten sind vorüber in unserm Italien, da die Mädchen zu verhaßten Ehen gezwungen wurden. Du, die Bäuerin, bist eine freie Italienerin, so gut wie ich, die Signora; wenn du es nicht weißt, so laß es dir von mir sagen, und nun sprich: du magst den Agenore nicht zum Manne? —

Was liegt daran, ob ich ihn mag oder nicht; ich muß ihn heirathen.

Du mußt? Schäme dich, meine Tochter! kein Mädchen muß einen Mann heirathen, gegen den sein Herz sich auflehnt. Freilich, es sollte sich auch nicht mit ihm verloben.

O Signora mia, es war nicht meine Schuld, ich konnte nicht anders.

Also ist's wahr? Du hättest ihn nur hindern wollen, dem Maso ein Leid anzuthun?

Ja, Illustrissima. Aber nun ist's geschehen; nun kann mir nicht mehr geholfen werden.

Warum nicht? eine Verlobung ist noch keine Ehe, nur die Ehe ist heilig und unauflöslich, eben darum soll man sie willig eingehen und in Liebe, denn mit Gewalt macht man Essig, und besser allein als in

schlechter Gesellschaft. Ich sage dir: wenn du den Agenore nicht liebst, so sollst du ihn nicht heirathen. Was schüttelst du den Kopf! Ich weiß, was ich sage, und ich wundere mich sehr, daß du nicht längst zu mir gekommen bist, um mich zu bitten, daß ich dir helfe.

Gigia heftete einen Blick voll Zweifel auf die Signora, die mit solcher Zuversicht von ihrer Hülfe sprach. Die Wangen des Mädchens rötheten sich, und in ihren Augen begann etwas wie Hoffnung aufzuleuchten.

Nun, wird's bald? rief Donna Ersilia heftig, aber ihrer Stimme war es anzuhören, daß sie in diesem Augenblicke keine Befriedigung empfand. Wird's bald? jetzt könntest du doch endlich reden!

Wohl, versetzte Gigia, noch immer zögernd. Wenn denn Eure Signoria wahr redet und mir helfen kann — es ist gewiß nicht leicht, aber wenn Eure Signoria es fertig brächte, daß ich nicht den Agenore zu heirathen brauchte, sondern — — sie stockte — vielleicht aus jungfräulicher Verschämtheit; doch erröthete sie weiter nicht.

Sondern — rief die Signora belustigt und ungeduldig.

Lieber würde ich den Angelo nehmen.

Den Angelo? rief Donna Ersilia und blickte sie groß an; sie glaubte nicht recht gehört zu haben. Wen würdest du lieber nehmen?

Den Angelo Boldrini — der ist doch kein blutdürstiger Tiger wie Agenore.

Als Donna Erfilia den unbekannten Namen wiederholen hörte, ging es wie ein Sturm über ihr Antlitz. Wahrhaftig, so brach sie endlich aus mit bebender Stimme, nun will sie sich mit dem Dritten verloben, und sie konnte nicht umhin beizufügen: Mädchen, Mädchen, du gefällst mir wenig. In hoher Erregung ging sie zweimal durch die Stube und stellte sich dann wieder vor Gigia hin, deren Blicke ihr erschrocken gefolgt waren. Wie kommst du nun auf Den? Rede!

Die Illustrissima verzeihe mir. Ich wußt' es ja, daß es nicht möglich ist und daß ich den Agenore heirathen muß. Hat die Signoria mir noch etwas zu befehlen? Gigia glaubte, die Unterredung müsse fertig sein, und schickte sich an zu gehen.

Aber Donna Erfilia wollte wenigstens wissen, ob es einen Grund gäbe für diese abermalige Wandlung des launischen Geschöpfes; freilich, dachte sie bei sich, die Launen wachsen wie das Unkraut; von dem weiß auch Niemand, woher es kommt. Wer ist der Angelo, der dir jetzt auf einmal beliebt? fragte sie.

Ach, Illustrissima, ich hab's ja nur gesagt, weil die Signoria mir's geboten hat. Angelo ist doch von Urballa und mein Mitbürger, und auch meine Mutter meint, ich hätte besser ihn genommen, als den Agenore. Aber freilich, vom Verstand, der hinterdrein kommt, laufen die Gräben über. In meiner Angst, da ich das blanke Messer sah, das schon zustoßen wollte, da erlosch

in meinem armen Kopf das Licht der Vernunft, und ich rief Agenore's Namen, und wußte nicht, wie ich dazu kam.

Du meinst, als Agenore dem Maso mit dem Messer drohte — — also hätte es dir doch leid gethan um den Jungen, wenn er getroffen worden wäre?

O Signora, um jeden Christenmenschen hätt' es mir leid gethan — ich kann nun einmal kein Blut sehen, ich Närrin, und um kein Blut zu sehen, hab' ich mich selbst an den Schlächter verkauft. Denn Agenore wird mich umbringen, ich weiß es, ob ich ihn heirathe oder nicht.

So so! rief Donna Ersilia empört, wie sie es selten war, wie aber nur sie es sein konnte, du hast also nie sagen hören, daß das Herz kostbarer ist als das Blut. Daß Agenore's Messer ihn träfe, davor graute dir, aber wenn er an deiner Starrheit sich zerreißt, wie ein Lamm, das der Sturm wider den Felsen wirft, das merkst du nicht und es kümmert dich nicht. Gott muß wissen, was er mit dir vor hatte, als er dich schuf; ich werde nicht klug aus solch einer Creatur wie du, welche ein Menschenantlitz, ein Weiberantlitz trägt, und ist doch fühllos wie der Kiesel, der den armen Maso getroffen hat — — um deinetwegen getroffen hat, setzte die Signora mit zwiefach erhobener Stimme hinzu. Wieder ging sie durch die Stube, und mehr im Selbstgespräch als zu dem Mädchen, welches demüthig mit in einander gelegten Händen dastand,

sagte sie: Wer nicht brennt, der entzündet nicht, so heißt's im Sprichwort, und es ist ein schönes Wort. Wär' es nur so wahr, als es schön ist! Daß man diesen Hohn nicht erlebte und sähe wie die warme Sonne den unfruchtbaren Dornbusch bescheint, und er trägt doch immerdar nur Dornen. Aber das kommt davon, daß der Junge auf meinen Rath nicht hörte!

Gigia hatte von diesen Worten, welche hervorbrauf'ten wie ein plötzlich angeschwollenes Bergwasser, wenig mehr als den Namen Maso's verstanden; sie fragte kleinlaut, ob es denn mit seiner Heilung nicht so gut gehe, als sie gehört hatte?

Frage mich nicht nach ihm! es ist das sehr überflüssig, dünkt mir. Er ist dir so gleichgültig wie das Wetter des vorigen Jahres. Hätt' ich ihn nur erst so weit, daß er auch dich vergessen hätte! Das ist die Heilung, die Noth thut! aber sie wird Mühe kosten, fürcht' ich, große Mühe.

Gigia wagte nicht mehr zu reden, aber sie schaute die Signora unverwandt und ganz ernsthaft an. Ihr Blick schien zu fragen: Liegt ihm so viel an mir?

Donna Ersilia bemerkte den Blick nicht; denn sie ging noch immer auf und nieder. Erst nach einer Weile trat sie wieder auf das Mädchen zu und redete aufs Neue höchst eindringlich: Jetzt bitt' ich dich um Eines: geh und heirathe deinen Bräutigam — sobald als möglich, so bald als möglich. Du liebst keinen Andern, kannst keinen lieben; Agenore ist dein Bräu-

tigam, — basta — nimm ihn und sieh zu, nicht noch mehr Unheil zu stiften. Großer Gott, wenn ich denke, daß der Maso die Tollheit wieder von vorne beginnen wollte, und er wird es, er wird es — ich kenn' ihn jetzt — er ist im Stande, ganz allein Krieg zu führen mit eurem ganzen Orte — so vernarrt ist er in dich, daß er keine Gefahr kennt, keinen Tod scheut — — ich meine, so viel Barmherzigkeit müßtest du fühlen, daß es dir nicht gleich wäre, wenn der Junge um deinetwillen sich zu Grunde richtete. Er ist ein so guter Junge, eigentlich ein Kind, ganz Liebe und Zärtlichkeit. Das sollte auch dich ein wenig rühren, und du glaubst ja doch an Gott und die Heiligen und hoffst auf die himmlische Gnade: also lade nicht noch größere Schuld auf dich! Ich will Maso nicht hier aus dem Hause lassen, bis du verheirathet bist, ich versprech' es dir — du aber versprichst, mir alsbald Hochzeit zu machen. Wenn du verheirathet bist, nimmt er's hoffentlich ruhiger. Ich will dem Priore schreiben, daß er euch traue, ohne anderes Aufgebot, — und nun geh, meine Tochter, Gott der Herr rette und befreie dich!

Im nächsten Augenblicke wurde die Ankunft der Gäste aus Florenz gemeldet. Das Mädchen mußte gehen, obwohl es noch eine Frage auf dem Herzen zu haben schien; denn trotz der Verabschiedung war es stehen geblieben und hatte die Signora mit großen Augen angeschaut, während seine Lippen zuckten, als gelänge es ihnen nicht, das rechte Wort zu sprechen.

Donna Erfilia wurde an diesem Abend im Kreise ihrer Gäste zweimal auf einer Zerstreutheit betroffen, und als man die Köpfe schüttelte und scherzhafte Vermuthungen anstellte über dieses durchaus ungewöhnliche Vorkommniß, da erwiderte sie lächelnd: Auch der beste Pflüger hat seinen Tag, an dem er schiefe Furchen zieht.

Es war ihr gar nicht wohl zu Muth. Niemand pflegte milder zu urtheilen über fremde Fehler als sie; aber Niemand fand sich schwerer in die Wahrnehmungen, daß es Geschöpfe giebt, deren fehlerhafte Anlage die Natur selbst verschuldet hat, und deren angeborne Lücken kein eigner noch Anderer Wille auszufüllen vermag. Die Wahrnehmung paßte nicht zu ihrer Anschauung von Gott und der Welt. Es dünkte ihr sehr recht, daß die Menschen nicht vollkommen geboren würden: ihrem Thätigkeitsbedürfniß hätte eine Menschheit, an welcher sich nichts bessern, zu deren Wohl und Glück sich nichts beitragen ließ, nimmermehr entsprochen. Auf! auf! so lautet ihr Wahlspruch. Aber es paßte ihr nur ein solches Maß von Fehlerhaftigkeit als mit eigener Anstrengung und fremdem Beistand allgemach zu bewältigen war. Daß da Seelen seien, so arm, daß sie die eigne Armuth nicht empfinden, so verlassen, daß sie von ihrer Einsamkeit nichts wissen, so lieblos, daß sie sich nach keiner Liebe sehnen, das war für Donna Erfilia ein so unverständliches, ein so peinliches Räthsel, als es etwa für einen Physiker ein dem Gesetz der Schwere entzogener Körper wäre. Und solch einen Widerspruch

mit der Ordnung der Dinge bedeutete ihr diese Gigia, welche keine Zuneigung empfand und keine brauchte. Das Gespräch mit dem Mädchen lastete den ganzen Abend auf ihr mit unleidlichem Drucke; und sie, der kein körperlicher Schmerz je die geistige Spannkraft rauben oder auch nur verringern konnte, blieb heute tief niedergeschlagen; die Schwungfedern, welche sie sonst „auf, auf" trugen, waren wie gelähmt.

Sie ging in den nächsten Tagen mehrmals hinüber nach der Wohnung des Verwalters, jedesmal in der Absicht, dem Jungen klar und bündig zu sagen, daß Gigia nicht an ihn denke und daß er sie sich aus dem Kopf schlagen müsse. Allein je weiter Maso's Genesung voranschritt, — er war nun schon einige Stunden täglich außer dem Bette —, desto unaufhörlicher redete er davon, wie er Gigia von Agenore befreien und an dem frechen Menschen Rache üben wolle. Mit Jedermann redete er davon, mit dem Verwalter und dessen Frau, mit seinem Vater und seinem Bruder, die öfters nach ihm schauten, zumal aber mit seinen Kameraden aus Valtella, wenn sie Abends in der Feierstunde sich um sein Bett versammelten. Und da in seinen Kameraden der Valtellaner Patriotismus mächtig war, so gaben sie ihm mehr als Recht und versicherten, sie würden seine Verwundung den Urballesen längst zehnfach heimgezahlt haben, wenn sie nicht ihm zu lieb den Tag der Rache aufschieben wollten, bis er selbst dabei sein könne. Die Nachricht, daß Gigia bereits einmal

mit Agenore aufgeboten worden, beirrte ihn nicht im Mindesten, aber sie verdoppelte seine Ungeduld. Bin ich nur erst wieder auf den Beinen, so soll er bald die Lust verlieren, sie zu heirathen, so sagte er ein Dutzend=mal am Tag, und ebenso oft fragte er, ob er morgen endlich hinausdürfe. Wer Athem zu verschwenden hat, mag's ihm ausreden, sagte der Verwalter zu Donna Erfilia, alle Psalmen endigen mit dem Gloria, und alle seine Worte endigen mit Gigia. Ich wette, wenn er wieder gesund ist, giebt's Mord und Todtschlag. Donna Erfilia fürchtete den schon so ungeduldigen Jungen zu einem verzweifelten Schritt zu treiben, wenn sie mit einem Male seinen Wahn zerstörte. Sie begnügte sich, ihm ganz im Allgemeinen vorzustellen, daß die Zeit jedes Ding heile, daß kein Uebel ohne seinen Nutzen sei, daß der Schaden sich nicht immer da finde, wo man ihn suche, und daß es hinter dem Berge wieder ab=wärts gehe; sie flocht in ihre Reden wiederholt die Weisheit ein: Liebe den, der dich liebt, und antworte dem, der dich ruft! und bewies, daß nur Thoren ihr Herz an bloße Körperschönheit hängen, weil die Rosen abfallen und die Dornen bleiben. Maso begriff nicht, warum er dies Alles zu hören bekam. Als die Pa=drona aber von den Gefahren redete, in welchen schon manch ein von Liebeswahnsinn verblendeter Bursche elen=diglich zu Grunde gegangen sei, da erwiderte er: an einem Messerstich sterben oder aus Liebe sei beides der Tod.

Donna Erfilia sah, daß hier mit kluger Vorsicht

gehandelt werden mußte. Sie gab dem Arzt einen Wink, daß er den Jungen einstweilen nicht aus der Stube entlasse, sie gebot den Verwaltersleuten, jeden Besuch abzuweisen und selbst kein Wort von Gigia's bevorstehender Hochzeit zu reden; den Priore aber bat sie dringend, die Trauung zu beschleunigen, und dieselbe wurde, da Agenore nichts Besseres begehrte und Gigia keinen Einspruch that, auf den nächsten Sonntag angesetzt.

Es war spät am Samstagabend. Sora Maria hatte sich in den Gedanken, daß ihre Tochter den Agenore heirathe, um so rascher gefunden, als ihr ja früher der Colone des Marchese di Sdraino keineswegs ein übler Schwiegersohn gedünkt hatte. Der Schreck, welchen auch ihr das funkelnde Messer des hitzigen Burschen eingejagt, war verwunden, und sie fürchtete nicht mehr, ihre Tochter könne das Verbrechen des Schnarchens mit dem Tode zu büßen haben. Gigia pflegte ja gar nicht zu schnarchen, sondern so still im Bette zu liegen wie der Bambino Gesù in der Krippe. Auch empfand es Sora Maria, als wäre ihr ein Stein vom Herzen genommen worden, daß nun endlich einmal Gigia dicht vor der Hochzeit stand; denn sie war der Meinung, daß die Töchter im Haus der Mutter und die Waaren im Laden des Kaufmanns durch das Liegen nicht an Werth zunehmen. Uebrigens aber kam ja keine Klage über Gigia's Lippen, und wenn sie blaß und still war, nun, so bedeutete das auch nicht viel.

Sora Maria hatte schon mehr als Eine Braut gesehen, die bei ihrer Hochzeit weinte wie eine geschnittene Rebe, und die drei Tage darauf sang wie eine Cicade. Auch stand ihrer Tochter die Bläſſe nicht schlecht: niemals war Gigia ihr schöner vorgekommen als jetzt eben, da sie ihr zur Probe den Hochzeitsputz angelegt hatte: das dunkle wollene Kleid, aus dessen besatzlosem Ausschnitte der schlanke, zart ins Gelbliche schimmernde Hals so frisch und voll emporschaute, und um den Hals das Vezzo, die schöne Perlenschnur, welche den werthvollsten Theil der Mitgift ausmachte, und um die feine Hüfte das bunte römische Band mit den langen Fransen. Wohl war das Gesicht blaß, aber die langen dunklen Wimpern dünkten der stolzen Mutter nur um so mehr „wie gemalt", und nun gar der silberne Kranz mit den vergoldeten Blumen im Haar — konnte man was Lieblicheres schauen? Die Madonna dell' Impruneta ist nicht schöner als du, meine Tochter, sie verzeihe mir die Läſterung! so rief Sora Maria entzückt und zugleich über sich selbst erschrocken, als sie vor der fertiggeschmückten Tochter stand; und nun, Gigia mia, zieh dich aus, — es ist schon zehn Uhr — und geh zu Bett und schlaf dich satt, denn morgen ist ein großer Tag, und an welchem du nicht müde sein darfst. Sora Maria gab ihrer Tochter zum letzten Mal den doppelten Gutnachtkuß auf die rechte und die linke Wange — morgen küßte ein Anderer das liebe Gesicht — und ging hinaus.

Gigia entkleidete sich nicht, sondern setzte sich auf

den Rand ihres Bettes. Es war dies das schmale Ding, in welchem sie vor Jahren als kleines Mädchen geschlafen; denn ihr großes, ganz ebenso breites wie langes Bett, dessen Matratze sie selbst mit wollenen Flicken gefüllt, und dessen Ueberzüge sie gesponnen, gewebt und genäht hatte, war bereits in das Haus Agenore's gebracht worden. Viele Stunden saß Gigia so da, ganz regungslos; nur ein kurzer Schauer ging von Zeit zu Zeit über ihren Körper, und diese Schauer folgten sich häufiger, je näher der Morgen kam. Da plötzlich — von dem über zwei Miglien entfernten Kloster L'Incontro trug der Ostwind den Klang der Glocke, welcher die Mönche zur Mette rief, bis hieher, und wie der Ton an Gigia's Ohr schlug, stand sie wie erschrocken auf, ging leise zur Thüre, öffnete sie, schlich hinaus, an den Stuben vorüber, wo ihre Mutter und die Brüder schliefen, schob sachte, sachte den Riegel weg, welcher den Hauseingang verschloß, und eilte mit zwei raschen Schritten über den Vorplatz hinaus ins Freie. Hier aber blieb sie stehen, als ob ihr etwas einfiele, was sie nicht bedacht. Ja, sie hatte gestern sagen hören, daß zwei Urballeser Burschen die ganze Nacht hindurch drunten an der Landstraße Wache stehen würden, um gleich ein Zeichen zu geben, falls etwas Verdächtiges sich regte. Denn es hieß, die Valtellaner wollten noch zuletzt die Hochzeit hindern und führten etwas Ungeheuerliches im Schilde, etwas wie einen Ueberfall, eine Brandlegung, eine Brunnenvergiftung.

Zwei Augenblicke stand Gigia rathlos, dann kehrte sie um, aber nicht um wieder ins Haus zu treten, sondern vom Vorplatz aus schwang sie sich über die Mauer in den Weinberg und gewann den Pfad, der durch die von Gigia's Brüdern bebauten Ländereien ins Thal fiel. Auf diesem Pfade eilte sie hinunter; mehr als einmal stieß sie in der Dunkelheit wider die rebenumrankten Pappelstämmchen, aber sie ließ sich nicht aufhalten. Nun kam sie der Landstraße nahe, welche sie unter allen Umständen zu überschreiten hatte. Wahrscheinlich war es nicht, daß die ausgestellten Wachen ihre Aufmerksamkeit bis hieher richteten, denn Gigia hatte sich weit genug links gehalten, daß zwischen der Stelle, wo sie die Straße zu kreuzen gedachte, und dem Orte, wo die beiden Burschen in der Richtung nach Valtella ausschauten, ein gehöriges Stück und dazu eine Krümmung der Straße lag. Aber wenn man sie doch hörte —? Leise, leise, die Hand auf der klopfenden Brust, huschte sie über die Straße, dann drüben den Abhang hinunter, zwischen den Büschen des Ginsters und der wilden Rosen sich durchwindend; jetzt und jetzt wieder strauchelte sie über die Steine, jetzt mußte sie sich an den Zweigen halten und achtete nicht, daß sie ihr die Hände blutig rissen, und dabei hörte ihr angstvolles Herz nicht auf zu schlagen, als wollte es zerspringen. Nun endlich war sie unten in der Schlucht angelangt, wo der Bach über die Klippen und viele künstliche Wehre brauf'te. Glücklicher Weise kam ihr

der erste Morgenschimmer zu Hülfe; sonst wäre sie unfehlbar ausgeglitten auf dem feuchten Pfad, welcher dicht am Saum des tiefgebetteten Baches über den von den Ueberschwemmungen glattgewaschenen Felsen hinlief. Dafür aber ängstigte sie auch wieder der nahende Tag. In den Gehöften rings auf den Höhen krähten die Hähne; noch eine Stunde, und Alles war wach, und sie konnte nicht hoffen, daß sie wieder unbemerkt heimkomme. Sie beschleunigte ihre Schritte. Jetzt endlich war sie um den Hügel herum, auf welchem die Kirche von San Giorgio lag; nun eilte sie wieder bergan, und wieder meinte sie, das Herz müsse ihr bersten, bis sie — die Madonna sei gelobt! — das Wäldchen erreichte, welches zur Villa La Torre gehörte; das hatte sie noch zu durchschreiten, dann war sie am Ziel. Aufs Neue wanderte sie im Dunkeln, denn die Steineichen standen hier dicht und zwischen ihnen Schlehen und Weißdorn; die Eule, welche in dem ausgebrannten Ziegelofen saß, athmete laut und weithin vernehmlich wie um Mitternacht; alle anderen Vögel schwiegen noch schlafbefangen. Doch wie lange noch, so wurde es auch hier in den Büschen helle! Wie von einem Feinde gejagt, eilte Gigia vorwärts. Nun schimmerte es weiß durch die Bäume, nun trat sie aus dem Waldesdunkel; bloß die lange, mit Rosen und Kirschlorbeer bestandene Allee blieb noch zu durcheilen, die geradewegs auf das Thor der Villa zuführte. In den Vorhof eingetreten, hob jedoch Gigia nicht den Klopfer am Thor, sondern wandte sich nach

rechts dem Hause des Verwalters zu und pochte, noch athemlos vom Laufen, an das niedrige Fenster. Es war nun schon der lichte Tag nicht mehr fern; als der Laden geöffnet wurde, spiegelte sich das Morgenroth in den Scheiben.

Die Frau des Verwalters starrte den frühen Besuch in sprachloser Verwunderung an. Gigia warf einen Blick auf sich selbst und gewahrte sich im vollen Hochzeitsstaat. Freilich war er nicht mehr so glatt und sauber, als ihn die Mutter ihr gestern Abend angelegt hatte. In ihrer Verlegenheit brachte Gigia kein Wort heraus; doch dann erinnerte sie sich, daß sie keinen Augenblick verlieren durfte, und in fliegender Eile fragte sie: Ist es wahr, Fattoressa, daß der Maso Nencioni noch bei Euch krank darniederliegt?

Die Verwalterin meinte, keine Antwort schuldig zu sein, ehe ihre eigene gerechte Neugierde Befriedigung erlangt hätte, und fragte ihrerseits: Seid Ihr verrückt geworden, Figliuola mia?

In solcher Weise drohte das Gespräch keinen so schnellen Fortgang zu nehmen, als das Mädchen wünschte; zum Glück hatte das Klopfen noch Jemanden im Hause geweckt, der ein sonderlich scharfes Gehör dafür hatte, die Stimme Gigia's zu erkennen.

Nein, Gigia, ich bin nicht mehr krank, schrie von drinnen Maso; mit einem Satze war er aus dem Bette, aber nun, mitten in seiner Wonne, vermochte er einen Fluch nicht zu unterdrücken, weil er seine Jacke nicht

gleich fand, und ohne Jacke konnte er sich doch vor der Geliebten nicht sehen lassen. Endlich war er, so gut es eben ging, angekleidet; ein tüchtiger Ruck, zu welchem ein neuer Fluch die noch etwas karge Kraft in Stand setzte, schob den schweren Pflock hinweg, womit die Hausthüre verrammelt war, und Maso stürzte heraus.

Per amor di Dio, geh hinein, Maso! rief das Mädchen angstvoll.

Der Kopf des Jungen war noch verbunden, und Gigia stellte sich die Wunde unter dem Tuch sechsmal so groß vor, als sie war.

Hab' ich nun Recht gehabt, Fattoressa? schrie Maso triumphirend und sprang vor Lust in die Höhe. Sie meinten, du würdest den Agenore heirathen, den Lump, den Räuber, den patzigen Bauernkerl.

Maso, Maso, willst du gleich hereinkommen, schrie die Verwalterin erschrocken; sie erinnerte sich der strengen Vorschrift der Padrona. Ihr dürft nicht mit ihm reden, Ihr! rief sie zornig dem Mädchen zu.

Ein Wort nur laßt mich ihm sagen, bat Gigia demüthig. Höre Maso! Du mußt mir versprechen, vernünftig zu sein. Damit du mir das versprechest, bin ich hergekommen. Es ist unnütz, noch weiter an mich zu denken. Heute heirathe ich den Agenore —

Den Agenore? — heute? — rief Maso und lachte; er fand das gar zu lustig.

Aber Gigia lachte nicht mit; sie blieb sehr ernst und fuhr fort: Ja, heute, und wir sehen uns jetzt zum

letzten Mal, denn ich will nicht, daß du auch nur einen Schritt nach Urballa thueſt, ſo lange ich noch lebe, und das wird gar nicht lange ſein, denn ich weiß, das Herz ſagt es mir, der Agenore wird mich umbringen — und es iſt unnütz, daß auch du dich von ihm todtſtechen laſſeſt; dein Blut käme am Ende gar auf mich, und ich müßte dafür brennen in der Hölle, und ich wünſche dir doch alles Gute, und daß du die Wunde da bekommen, iſt es meine Schuld, iſt es wirklich meine Schuld, Maſo?

Statt aller Antwort faßte Maſo ſie in ſeine Arme, preßte ſie an ſich und hatte ſie zehnmal auf den Mund geküßt, ehe ſie ihn zurückſtoßen konnte.

Um aller Heiligen willen, Maſo, willſt du, daß ich auch, wenn ich geſtorben bin, elend bleibe und in ewiger Verdammniß ſchmachte? Weh mir! auf Montiſoni läutet's ſchon — Addio, Maſo, denke nicht mehr an mich — es iſt höchſte Zeit, daß ich gehe — —

Es gelang ihr wirklich mit einer heftigen Anſtrengung ſich von ihm loszumachen; aber er ſtürzte ihr nach und erreichte die Davoneilende und packte ſie bei dem Band, das ihr Hochzeitskleid gürtete; ſie rangen mit einander, und die Verzweiflung der Liebe gab ihm größere Stärke als ihr die Verzweiflung der Angſt. Als er ſie widerſtandslos in ſeine Gewalt gegeben ſah, lachte er wieder hell auf: Du haſt's haben wollen, Gigia, daß ich dir die Arme ſo zuſammenſchnürte; nun biſt du matt vor Schmerz und kannſt nicht mehr Oh ſagen; aber du haſt's haben wollen.

Als Gigia wieder zu Athem gelangte, klagte sie: Nun komme ich zu spät, nun wird er mich gleich heute erstechen, noch ehe wir Mann und Frau sind. Weh mir, weh mir! Sie brach in krampfhaftes Weinen aus und rief ein über das andere Mal: Mamma mia!

Maso stand so rathlos, wie jeder junge Bursche gestanden haben würde, als er zum ersten Male Zeuge wurde solch eines weiblichen Thränenausbruchs, dessen Wuth ihm nur mit der eines Gewitters in den Hundstagen vergleichbar schien. Er wußte nichts Anderes zu sagen als: Ich begreife nicht, warum du so tobst, Gigia; sei doch ruhig! Du wirst ja den Agenore nicht heirathen, sondern mich, den Maso!

Niemals! niemals! schrie Gigia.

Den möcht' ich sehen, der das verhindern wollte! Meinst du, ich fürchte den Agenore? Nicht so viel! Maso machte eine sehr deutliche Geberde höchster Geringschätzung. Ihn nicht sammt all den Urballeser Großsprechern.

Mamma mia! er bildet sich ein, ich dürfe ihn heirathen!

Wozu bist du denn hieher gekommen, mein holder Schatz, heute in aller Frühe, wenn du mich nicht heirathen willst? Er faßte zärtlich ihre Hand; sie ließ es geschehen, aber sie sah ihn nicht an, sondern sagte traurig: Wozu ich gekommen bin? Weil ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe, weil ich immerfort dich sah, wie du in deiner blinden Unvernunft den Agenore gegen

dich aufbrachteſt, und wie er dir das Meſſer in die Bruſt ſtieß. Und weil ich nicht verdiene, daß du aus Liebe zu mir ſterbeſt, darum bin ich hergekommen und hab' es dir geſagt, daß du mich vergeſſen mußt. Und ſieh an, was du gethan haſt, — du haſt mich mit Gewalt hier gehalten, und jetzt iſt es ſo ſpät, daß ich nicht mehr ſo ungeſehen heim kann, wie ich ungeſehen gekommen bin. Es iſt gewiß ſchon ſechs Uhr; um ſechs Uhr aber wollte ich in San Giorgio ſein und bei dem Herrn Priore beichten — auch dieſe Sünde, daß ich ſo heimlich hiehergelaufen bin, — und ihm ſagen, daß es ja gewiß Buße genug ſei, den Agenore zu heirathen, der mir ſo zuwider iſt —

Siehſt du, er iſt dir zuwider, mich aber haſt du lieb, Gigia mia.

Nein, ich habe dich nicht lieb, ich habe ein ſtarres Herz, das nicht lieben kann, deine Padrona hat es mir geſagt, und daß ich dich nicht verdiene, und daß ich den Agenore heirathen müſſe.

Das hätte die Padrona geſagt? Nun, möglich iſt es, aber ſo gemeint hat' ſie's nicht. Dazu iſt ſie viel zu gut. O, ich kenne ſie jetzt. Gut iſt ſie, aber auch ſchlau. Die ſagt einem nie, was ſie für einen thun will, und ſie thut's doch, damit man zu der Freude auch die Ueberraſchung habe. Aber ich merkt' es längſt, und mich hat ſie nie irre gemacht. Auch mir wollte ſie einreden, daß ich dich nie haben werde und daß du mir nicht gut ſeiſt und andere ſolche Märchen. Aber

keinen Augenblick hat sie mich irre gemacht — und sieh, ich wette: auch dies, daß du heute gekommen bist, hat sie vorausgewußt, ja, sie hat es so angestellt, denn sie will mir wohl, und sie weiß, daß ich ohne dich nicht so viel werth wäre als ein Olivenbaum, auf den der Frost gefallen ist.

Gigia sah vor sich hin und schüttelte den Kopf. Es wollte ihr, so zuversichtlich auch Maso sprach, nicht einleuchten, daß sie in Wahrheit nur darum von Hause fortgelaufen und hieher gekommen sei, weil die Signora haben wolle, daß sie Maso's Frau werde. Indessen, nun stand kein Rückweg mehr offen — in Urballa mußte ihre Abwesenheit jetzt kund geworden sein — und weil es keine andere Rettung für sie gab, als wenn Maso recht hätte, so flüsterte sie mit einem tiefen Seufzer: Die Madonna gebe, daß es so ist!

Als die Verwalterin sah, daß sie das Gespräch der Beiden nicht unterbrechen könne, war sie, um sich von aller Verantwortlichkeit zu befreien, hinüber nach der Villa geeilt; sie kannte ihren Padrone als einen Frühaufsteher, den man zwischen fünf und sechs nicht mehr störte; wirklich traf sie ihn in seinem Arbeits=cabinet und erzählte ihm, draußen stehe die Gigia Landi im Hochzeitskleid, und der Maso sei nicht am Reden mit ihr zu hindern gewesen.

Der Signor Baldo schaute ernsthaft drein. Er bedachte sich und meinte, nun habe Gigia auch die Hei=rath mit Agenore unwiderruflich verscherzt, und sie sei

doch eine heillose Dirne und — Er brach ab, ging hinüber und weckte seine Frau; er wußte, sie liebte es nicht, daß man sie schlafen ließ, wenn große Nachrichten ihrer harrten.

Kaum daß Donna Ersilia den Bericht ihres Mannes vernommen hatte, so stand sie gleich auf und gab Befehl, Maso und Gigia in den Salotto zu führen.

Gigia trat zitternd ein; die Erinnerung an die grünen Wände und die gemalte Decke des Zimmers war ebenso lebhaft in ihr zurückgeblieben, wie der Ton der zürnenden Reden, die sie hier hatte hören müssen; ja, die beiden Eindrücke wären in ihrem Geiste auch jetzt noch so engverbunden, daß, als sie sich innerhalb derselben grünen Wände sah, sie nichts Anderes denken konnte, als daß sie hier aufs Neue strafende, verdammende Worte zu vernehmen habe. Maso's fröhliches Vertrauen heiterte sie nicht im Geringsten auf. Und als nun Donna Ersilia erschien und in der That mit sehr unwilliger Stimme fragte: Was soll das heißen? da warf sich das Mädchen vor ihr nieder und brach in neue Thränen aus und rief: Verzeihung, Signora Illustrissima, ich schwöre, ich bin nur hieher gekommen, um dem Maso zu sagen, daß er sich um meinetwillen nicht in Tod und Unglück rennen dürfe.

Donna Ersilia bedurfte keine weiteren Erklärungen; es gab Dinge, zu deren Verständniß mancher Andere wer weiß wie lange gebraucht hätte, und die sich ihr rasch wie der Blitz enthüllten. Vielleicht war es das

bloße Zittern in Gigia's Stimme, das sie überzeugte. Und wie rührend schön sah die Arme aus, da sie vor ihr lag in ihrem halbverdorbenen Putze und ihr die heißen Thränen so unaufhaltsam aus den Augen stürzten.

Maso sah das befriedigte Lächeln im Gesichte seiner Padrona und rief: Sie will nicht glauben, die Sonderbare, daß Eure Signoria uns den Tisch so schön gedeckt hät!

Donna Ersilia suchte den seligen Jungen nicht von seiner Auffassung der Ereignisse abzubringen. Vielmehr sagte sie zu dem Mädchen: Nun ja, es ist gut, steh auf. Hättest du gleich Anfangs mich in der rechten Weise angesprochen, so würd' ich dir all die Noth und Verwirrung erspart haben.

O Illustrissima, rief Gigia nnd seufzte auf, aber vor Freude, weil die Signora ihr so freundlich zulächelte, da sehe ich wieder einmal, wie wahr es ist, daß man nicht eher an den Heiligen glaubt, als bis er das Wunder gethan hat.

Diese Antwort gewann ihr vollends die Gunst der Signora, welche bei sich dachte: Gut! gut! des Glaubens sollen sie bleiben, daß ich ihr Schicksal so wohl gewendet habe: dann werde ich auch ferner Einfluß üben auf ihre Gemüther und sie in der Liebe zu einander erhalten können.

Donna Ersilia verordnete, daß Maso, der jetzt gesund sei, heim nach Valtella in das elterliche Haus kehre, Gigia aber an seiner Statt bei den Verwalters-

leuten bleibe. Denn nach Urballa konnte Gigia jetzt nicht zurück. Erst mußte noch ein anderes Wunder vollbracht, erst mußten die Urballesen damit versöhnt werden, daß Gigia nun doch den Ausländer Maso heirathete. Wie es sich anstellen ließe, daß der Hader zwischen Valtella und Urballa in einem unverbrüchlichen Friedensschluß sein Ende fände, das war nun Donna Ersilia's vornehmster Gedanke; sie mußte die Angst los werden, daß Maso für sein Liebesglück noch theuer zu zahlen haben möchte. Aber selbst ihr erfinderischer Geist und ihr ausdauernder Eifer schienen scheitern zu sollen an dieser schwierigsten aller Unternehmungen: zwei Nachbarvölker zu versöhnen, welche zu der alten Erbschaft verhärteten Grolles und sorglich angesammelter Eifersucht neue Beleidigung und neue Rache gefügt haben. Vergebens schrieb sie Briefe an die vornehmsten Grundbesitzer in den zwei Gemarkungen, damit dieselben ihren Colonen strengstens jede Gewaltthat untersagten. Vergebens hielt auf ihre Eingebung der Priore eine gar schöne Predigt über den Text: „Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichtes schuldig." Die Urballeser Burschen verließen San Giorgio sehr gerührt, aber sie waren noch keine hundert Schritte von der Kirche entfernt, so zog Bistino ein Messer heraus und rief: Ach, daß ich jetzt solch einen Racker von Valtellaner hier hätte; wie wollt' ich ihm den struppigen Bart rasiren! Und selbst der sanfte Angelo, der die allzu

ernsthaften Messerstiche nicht leiden mochte, sprach die Ansicht aus: einen Feind durchzuprügeln am Sonntag, wenn die Arme von sonst keiner Arbeit müde sind, es gehe doch nichts darüber!

Die Lage wurde immer bedenklicher, die Stimmung immer erregter; bei solcher Gewitterschwüle mußte die Entladung bald erfolgen. Am letzten Sonntag vor dem Beginn der Adventszeit sollte Maso's Hochzeit sein, und allgemein nahm man an, es werde an dem Tage die längst erwartete Schlacht geschlagen werden. Zwar die Valtellaner versicherten, den Frieden nicht stören, bloß sich vertheidigen zu wollen, wenn sie angegriffen würden. Die Versicherung war wohl glaublich; seitdem es feststand, daß das schönste Mädchen von Urballa die Frau eines Valtellaners werde, hatten die Mitbürger des glücklichen Bräutigams ein gewaltiges Guthaben voraus in der nie schließenden Rechnung mit ihren Nachbarn und konnten sich gedulden. Dafür waren die Urballesen um so aufgebrachter; der Schimpf, welchen sie in einem ihrer Besten, in Agenore, erlitten hatten, mußte gerächt werden — und welche Rache hätte ihn genügend vergolten?

Auch dem Priore bereitete die Erbitterung seiner Pfarrkinder schwere Sorge; er hegte den Wunsch, daß Gigia's Trauung durch ihn in San Giorgio geschehe, wie von Anfang an bestimmt gewesen. Weil sie nun nicht mehr den Agenore, sondern den Maso heirathete, war das ein Grund, daß sein Amtsbruder von Valtella den

Segen über sie spreche? Nicht daß es ihm um die Stolgebühr zu thun gewesen wäre; aber dem Valtellaner Amtsbruder, dem heimlichen Jesuiten, gönnte er, der liberale Priester, der Anhänger des Bischofs Ricci von Pistoia, nun einmal nicht mehr Gutes, als durch die Pflicht der christlichen Liebe geboten war. Allein wenn es nicht rathsam erschien, die Trauung in San Giorgio vorzunehmen, weil die Urballesen sie zu stören, wohl gar die heilige Stätte durch Gewaltthat zu entweihen drohten? Der Priore sann und sann — und richtig, es kam ihm ein Gedanke, ein so einleuchtender Gedanke, daß er sich wunderte, wie ihm der nicht schon längst gekommen war.

Er ging mit Donna Ersilia auf dem Rasenplatz vor der Villa auf und ab; zum Dasitzen war's nun nicht mehr warm genug: vielmehr gab er Acht, sich die schwarzen Strümpfe nicht im feuchten Grase zu netzen, und dachte bei sich: Die Gesundheit dieser trefflichen Dame muß man haben und von Husten und Schnupfen nichts wissen. Signora mia, sagte er und schaute munter aus seinen kleinen graublauen Augen, wem's gelungen ist, das Herz Gigia's zu erweichen, der wird auch fertig mit der Verstocktheit meiner anderen störrigen Schafe, der sollte auch den Burschen von Urballa eine Rede halten. Da würden die etwas Andres zu hören bekommen, als so eine Predigt ihres alten Priore.

Zu seinem Bedauern ging die Signora auf seine

Bitte nicht ein. Er wunderte sich, weil er wußte, wie gern und gut sie sprach; er bedachte nicht, daß sie, eben weil sie gut sprach, sich nicht an so völlig unberechenbare Hörer wenden mochte, wie die Burschen von Urballa. Gleich allen großen Rednern liebte Donna Ersilia, ihres Erfolges im Voraus sicher zu sein.

Allein der Priore gab seinen Plan nicht auf, und da er nicht nur ein milder Priester, sondern auch ein schalkhafter Toscaner war, der zur Erreichung eines guten Zweckes eine kleine List nicht verschmähte, so wußte er es schlau anzustellen, daß Donna Ersilia ihm den Willen thun mußte. Mit der harmlosesten Miene bat er sie, sie möchte am nächsten Sonntag nach der Messe ihm die Ehre ihres Besuchs in der Prioria gewähren; sein Vetter, der Caplan der italienischen Capelle in Marseille, habe ihm ein wundervolles Geschenk gesendet, das er ihr zeigen müsse: ein Tintenfaß, welches, ohne daß man je neue Tinte hineinzuschütten brauche, unerschöpflich sei wie der Oelkrug der Wittwe im siebzehnten Kapitel des ersten Buchs der Könige. Donna Ersilia konnte ein so merkwürdiges und nützliches Ding wie dieses Tintenfaß nicht unbesichtigt lassen. Sie stattete dem Priore den erbetenen Besuch ab; aber siehe da: während sie eben, um die Beschaffenheit der unerschöpflichen Tinte zu prüfen, einen Brief schrieb, ging die Thüre auf, und es traten nicht weniger als einundzwanzig Burschen von Urballa ein. Sie stellten sich vor dem Tische, an welchem die Signora schrieb,

in einem Halbkreise auf. Donna Ersilia blickte verwundert den Priore an; der aber sagte: Es heißt, daß ein Tropfen Honig ein Meer voll Galle läutere, und da von den Lippen Eurer Signoria die Worte wie Honig träufeln, so möchte ich Sie bitten, diesen wackeren und hochgesinnten Burschen meiner Gemeinde Urballa zu sagen, wie wenig Eure Signoria es ihrer für würdig hält, daß sie mit ihren Nachbarn von Valtella in Unfrieden leben. Donna Ersilia drohte dem Priore mit dem Finger, als wollte sie sagen: Ei, ei, Priore mio, einmal dient es Euch, meine Rede mit dem Brausen des Sturmes, ein andermal mit dem Träufeln des Honigs zu vergleichen; zur Strafe sollte ich Euch beweisen, daß mein Muud auch schwirrende Pfeile versenden kann, die ihr Ziel nicht verfehlen; — allein man durfte doch den Burschen da nicht das Schauspiel eines Zwistes mit ihrem geistlichen Führer geben, und da sie nun einmal durch die List des Priore in diese Falle gelockt worden war, so blieb nichts übrig, als sich mit Würde herauszuziehen; Verlegenheit kannte sie nicht, und ohne sich zu besinnen, hob sie an: Ihr wisset, meine Freunde, daß ich mich glücklich schätze, eure Mitbürgerin zu sein. Denn die bin ich, da die meisten unserer Ländereien und zumal die besten unserer Weinberge zu der Gemarkung von Urballa gehören. Die Villa aber steht auf Valtellaner Grund und Boden, und darum bin ich auch eine Bürgerin von Valtella, und nun frage ich euch, ob mein Herz nicht weinen

muß ob des Unfriedens, der zwischen meinen Mitbürgern von Valtella und meinen Mitbürgern von Urballa herrscht. Ich kann es nicht hindern, daß ich zugleich euch liebe und die Valtellaner; denn ich kenne euch beide und weiß, daß ihr, wie der Signor Priore gesagt hat, wacker und hochgesinnt seid, aber die von Valtella sind es ebenso wie ihr —

Das leugne ich, schrie Agenore, die Valtellaner sind feige Memmen.

Willst du wohl schweigen, Flegel, rief es von allen Seiten. Ist das eine Art, solch eine Signora zu unterbrechen? — Eure Signoria erweise uns die Ehre, fortzufahren!

Ich danke euch. Weil ihr denn wollt, daß ich weiter rede, so erlaubt mir, euch offen zu sagen, daß diese lange Feindschaft euch nicht zur Zierde gereicht. Alles auf dieser Erde wird alt und stirbt: Mensch und Thier, Baum und Strauch. Nur euer Haß hat noch Milchzähne und ist doch älter als irgend ein Mensch oder ein Baum in diesen beiden Gemarkungen. Dünkt euch das recht? Giebt es kein Mittel, dieser häßlichen Zwietracht ein Ziel zu setzen? Doch, es giebt eines: ich bin hieher gekommen, um Namens meiner Mitbürger von Valtella zu versprechen, daß sie fortan allen Groll fahren lassen und Frieden und Freundschaft mit euch halten werden; wolltet ihr nun mir, die ich ja auch eure Mitbürgerin bin, das Unrecht anthun, daß ihr euch weigert, wenn ich euch bitte, gleichfalls eurem

Zorn zu entsagen und feierlich hier vor dem Signor Priore und mir Frieden zu geloben?

Einige Burschen nickten und murmelten etwas, das sanft und versöhnlich klang; die Meisten aber schüttelten die Köpfe, und Bistino drückte die Meinung dieser Mehrheit aus, indem er sagte: Die Valtellaner haben gut Friede und Freundschaft versprechen: wer die Ohrfeige gegeben hat, vergißt sie, aber nicht, wer sie bekommen hat.

Auch wir versprechen, Frieden zu halten, rief Agenore, wenn Eure Signoria ihrem Colonen Maso verbietet, die Gigia Landi zu heirathen.

Ja, ja, riefen die Burschen im Chor, so soll es sein: wenn Eure Signoria die Heirath verbieten will, wollen wir Frieden halten.

Dieses Ergebniß ihrer Beredsamkeit hatte nun freilich Donna Erfilia nicht gewünscht; aber sie ließ sich nicht aus der Fassung bringen und sagte: Gut! wenn ihr mich von euren Gründen gegen diese Heirath überzeugt, so soll sie nicht stattfinden; redet!

Der sanfte Angelo ergriff das Wort: Eure Signoria kennt ohne Zweifel den Spruch:

Die Ochsen und die Frau
Aus deinem eignen Gau!

Wir wollen unsre Mädchen für uns behalten. Die Ruballesin für den Ruballesen, die Valtellanerin für den Valtellaner. Maso suche in seinem Vaterland Valtella!

Was Urballa! was Valtella! rief Donna Erfilia

mit tönender Stimme, indem sie aufstand und den Burschen näher trat. Wisset ihr noch nicht, daß euer Vaterland Italien heißt? Gott sei Dank, die Zeit ist vorüber, die trostlose, da der Italiener kein Vaterland hatte, da Italien dem Fremden gehörte, weil seine Söhne, statt zusammenzustehen gegen ihn, einander in blutiger Zwietracht zerfleischten. Jetzt endlich hat die lange Noth ihr Ende gefunden, die italienische Familie ist wieder einig, und weil sie wieder einig ist, ist sie frei und groß. Aber ihr, schämt ihr euch nicht, ihr habt den Muth, euch allein ausschließen zu wollen, ihr paar Urballesen? Urballa! wer hat je draußen in der Welt von Urballa gehört? Aber bis zu den fernsten Heidenvölkern ist die Kunde gedrungen von dem einigen Italien. Es giebt keinen Fremden mehr, der es nicht als eine Gnade Gottes ansähe, wenn er als Italiener hätte zur Welt kommen dürfen. Fragt doch einen Fremden, ob er Lust trage, ein Urballese zu werden. Und ich selbst, ich nehme mein Wort zurück: nein, ich bin eure Mitbürgerin nicht, — eine Italienerin bin ich und keine Urballesin!

Aber auch keine Valtellanerin? fragte einer der Burschen, während die übrigen in schweigender Zerknirschung standen.

Auch keine Valtellanerin.

Wir sind gleichfalls Italiener — ja, wir sind auch Italiener, schrie es von allen Seiten.

Gut, so beweis't es, indem ihr, statt zu grollen,

vielmehr frohlocket über die Heirath des Italieners Maso mit der Italienerin Gigia! Denn ich sage euch, diese Heirath ist nichts Anderes als ein Band mehr um die wiederzusammengefügten Glieder Italiens! und Agenore, der — ich sehe es ihm an — jetzt gern auf Gigia verzichtet, zeigt sich dadurch würdig, zu den Tausenden und Abertausenden gezählt zu werden, welche Gut und Blut für das Vaterland dahingegeben haben!

Die Hochzeit wird nicht gestört werden, ich wette, sagte der Priore sehr vergnügt, sobald die Burschen nach einem begeisterten Evviva auf Italien und auf Donna Erfilia gegangen waren.

So groß aber die Befriedigung Donna Erfilia's war, — als am Hochzeismorgen die Brautleute in der Villa erschienen, um der Padrona die Hand zu küssen, konnte sie nicht umhin, zu Gigia wieder in mild verweisendem Ton zu sagen: Sieh zu, meine Tochter, fortan nicht wieder in Trägheit und Gleichgültigkeit zu verfallen. Und wenn dich etwas bedrückt, so giebst du dir die Mühe, zu mir zu kommen. Willst du das?

Die Signora Illustrissima habe keine Angst, versetzte Gigia, und mit einem Blick nach Maso hin: wer Liebe in der Brust fühlt, fühlt die Sporen in der Seite. Ja, setzte sie lächelnd hinzu, die Sporen haben mir dies mein Hochzeitskleid zerrissen; seinen Glanz hat es in den Weinbergen und drunten am Bach gelassen, als ich in der Nacht hieher lief.

Beruhige dich, mein Kind: am meisten glänzt, wer am meisten glüht.

Der deutsche Doctor war gerade wieder auf der Villa zu Besuch, als die Hochzeit stattfand. Und obwohl ein Ketzer, ging er diesmal mit in die Kirche hinein und hörte die Trauungsrede des Priore. Einige Tage später schrieb er in einem Brief an einen deutschen Freund unter Anderem auch diese Worte: „In meiner Arbeit über die historische Entwicklung des italienischen Volkscharakters ist eine für mich sehr bedauerliche Stockung eingetreten. Ich ging, wie du weißt, davon aus, daß Leidenschaftlichkeit des Empfindens, Schlaffheit im Handeln die Grundzüge dieses Charakters bilden. Allein zwei Frauentypen, die ich von Nahem zu studiren die Gelegenheit hatte, haben mich einigermaßen irre gemacht: zwei Typen, deren einer ganz Thätigkeit, deren anderer Abwesenheit aller Leidenschaft ist. So lange es mir nicht gelungen sein wird, das Gesetz, welches diese Ausnahmen erklärt, deutlich zu erkennen, wird meine Untersuchung nicht vom Flecke kommen. Was meinst du? ob ich hier wohl dem großen Probleme der Einwirkung des longobardischen Elementes auf das römische Volksthum etwas näher rücke?“

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heyse, Paul, 1830-1914 / Heyse, Paul, / Kurz, Hermann,

Deutscher Novellenschatz

Bd.: 23 = 4. Serie, Bd. 5

München [1875]
P.o.germ. 1015 n-23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11319642-9